

27 469 [1]

mit 2 illuminirt. Kupfern.

f.

**P.-E.**  
**G.-E. A. 52.**

25A

Geogr

592

Geographisches  
Lesebuch

zum

Ruhen und Vergnügen

herausgegeben

von

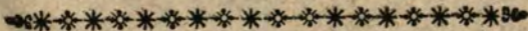
M. J. E. Fabri,

Inspektor der Königl. Freitische und Sekretair  
der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft.



Erstes Bändchen.

Mit Kupfern.



H A L L E,

bey Johann Jacob Gebauer,

1782.

Literat. pochemiens  
Smrat.





Dem  
Hochwolgebornen Herrn,  
H E R R N

**J. W. von Leyffer,**

Königlich Preussischen Kriegs- und Domainenrath,  
der Weltweisheit Doktor, wie auch Präses der  
Hallischen naturforschenden Gesellschaft

16. 16.

und dem  
Wolgebornen Herrn,  
H E R R N

**G. H. Stuck,**

Königlich Preussischen Commissionsrath, wie auch  
Kämmerer der Stadt Halle 16. 16.

Den  
Hochgeehrtesten Gönnern  
und  
gütigen Beförderern  
meiner  
geographischen Bemühungen

zum Zeichen pflichtmäßiger Dankbarkeit  
gewidmet.





## Vorrede.

**S**offentlich wird wol die Herausgabe dieser Sammlung von Geographischen Aufsätzen mehrern nicht ganz unangenehm seyn, die überhaupt an dergleichen Nachrichten einen Geschmack finden; und am wenigsten denen, welche bisher bey dem Gebrauch des zweiten und neunten Theils des Semler'schützischen Elementarwerks biswei-

Ien den Wunsch geäußert haben, einzelne Abschnitte etwas umständlicher abgehandelt zu finden.

In dieser Absicht enthält dieses Lesebuch: Nachrichten von besondern Sitten und Gewohnheiten, Lustbarkeiten, merkwürdigen Feierlichkeiten, Religionsgebräuchen, umständlichere Beschreibungen verschiedener Gegenden in der Welt, und dergl. mehr. Auch Lebensbeschreibungen von berühmten Männern werden ebenfalls hier aufgenommen, wenn sie den Geist einer entfernten Nation erleutern, oder richtiger darstellen können. Hiezu werden gedruckte Quellen eben so gut als ungedruckte benutzt; so wie insonderheit bey den erstern auf seltne und kostbare Werke, die nicht jeder Geographischer Liebhaber bey der Hand haben kann, vor andern Rücksicht genommen werden soll.

In den folgenden Bänden werde ich bisweilen einzelne Länder, besonders einzelne Lustörter und Städte, ausserhalb Europa, etwas genauere beschreiben, als in dem Geographischen Lehrbuch des Neuen Elementarwerks, nach dem dabey festgesetzten Plane, geschehen durfte.

Im gegenwärtigen ersten Bändchen sind größtentheils solche Stücke gewählt worden, die ich mehrmalen in freundschaftlichen Unterhaltungen mit meinen Freunden nicht ganz uninteressant gefunden habe. Quellen und Bücher, aus denen die hier befindlichen Nachrichten genommen sind, werde ich in einem der folgenden Bändchen anzeigen. Nur so viel muß ich anzeigen, daß 2 Abschnitte aus schriftlichen Berichten meiner Gönner und Freunde entlehnt sind.


Die Originalzeichnung von den hier beigefügten Abbildungen der Hanaken, (die mei-

nes Wissens noch nie durch Kupferstiche be-  
 kannt worden sind), rühren von einem schätz-  
 bar en und gütigen Beförderer her, welchem  
 das Publikum ausführlichere Nachrichten von  
 Mithren in den schon genannten Lehrbüchern \*)  
 zu verdanken hat. Ich hoffe ich nicht etwas  
 über flüßiges zu liefern, wenn ich in den fol-  
 gend en Bändchen fortfahre, dergleichen Ab-  
 bildungen, die noch nicht gestochen sind, be-  
 kannt zu machen.

Geschrieben Halle, im Oktober 1782.

\*) Eine umständliche Beschreibung der Kanaki-  
 schen Kleidung findet man im Neuen Elementar-  
 werke Th. II. S. 77, 78.

Fabri.



## Inhalt des ersten Bändchens.

---

---

- |  |         |
|--|---------|
| 1. Ablaß des Dalai-Lama in Tibet.  | Seite 1 |
| 2. Dalai-Lama und seine Propheten.   | 5       |
| 3. Von den Hanaken in Mähren.  | 9       |
| 4. Von den Czechen in Böhmen.  | 11      |
| 5. Von dem Feuerauswurf des Vesuvius im Jahr 1779.                               | 17      |
| 6. Feierlichkeiten bey der Wiedergeburt des Kutuchta in der Mongoley.            | 29      |
| 7. Das Fürstenthum Monaco.   | 43      |
| 8. Russische Jagdmusik.  | 48      |
| 9. Das Spanische Kloster Montserrat, nebst den dabey befindlichen Einsiedelehen. | 54      |
| 10. Von den eßbaren Vogelnestern.  | 70      |
| 11. Aurungzeb, weiland Großmogul oder Padschach in Indostan.                     | 72      |
| 12. Von den 7 Wunderwerken des Delphinats in Frankreich.                         | 85      |
| 13. Stiergefecht zu Madrid.  | 101     |
| 14. Rrb.   |         |

# X Inhalt des ersten Bändchens.

14.	Ordnungsfeierlichkeiten eines Königs in Ungarn.	S. 109
15.	Beschreibung des kostbaren Kanals des Herzogs von Bridgewater.	117
16.	Ottomannische Pforte.	127
17.	Leibesübungen und Spiele der Perser.	138
18.	Beschreibung einiger Russischen Völ- kerschaften.	
	Finnen.	155
	Ingrier.	157
	Escheremissen.	159
	Eschurwaschen.	161
	Mordwinen.	163
	Wotjaken.	164
	Septjaren.	168
	Wogulen.	170
	Ostjaken.	175





Die hier abgebildete Darstellung des Dalai Lama ist eine Kopie eines Originals, das in der Bibliothek des Kaiserlichen Museums in Wien aufbewahrt wird. Das Original ist ein Holzschnitt aus dem 18. Jahrhundert, der den Dalai Lama in seiner Rolle als religiöser Führer der Gelug-Schule zeigt. Er ist hier als Herrscher dargestellt, der auf einem Thron sitzt und von einem Gefolge umgeben ist. Die Szene ist reich verziert mit traditionellen tibetischen Motiven.

I.

**Von dem Ablass des Dalai Lama  
in Tibet.**

**D**alai-Lama pflegt aus hierarchischer Macht Geistlichen, die zur Einsammlung milder Gaben für seine Tempel oder für seinen Schatz unter die zum Tibetanischen Aberglauben bekehrten Horden abgefertiget werden, ein Beglaubigungspatent, welches zugleich Ablass der Sünden verkündigt, zu ertheilen. Von der Art war auch das, welches hieben geliefert wird. Es war in langem Regalformat auf gelbem Atlas mit vieler Pracht in Sinesischer, Mandschurischer und Tangutischer Sprache gedruckt, oben mit dem Bildniß des Dalai-Lama und einiger wohlthätiger, unten aber mit einem zornigen Bögen verziert, überdis mit einer Rolle zum Auf-

wickeln und einem geschickten cylindrischen Behältniß versehen. Ein mongolischer Lama hatte dasselbe nach Absterben dessen, dem es eigentlich ertheilt worden war, in seine Hände bekommen, machte davon Gebrauch, und sammelte unter den Selenginskischen Mongolen Collecten, bis er von dem Chambo = Lama, als Oberhaupt der dortigen Kleriken, bey der Russischen Obrigkeit belanget, und dieses falschen Patents beraubt ward.

Auf Befehl des allerhöchsten \*) Chuandee (Kaisers) der Reiche Syten, Daschan, Dschy-  
 dipo, (oder Sesepe), Schütonscha, Schidsen,  
 Tjukun, Bischi, Dytchedshingän, Dytke,  
 Schansü, und Dshen — von dem an der rech-  
 ten (westlichen) Seite des grossen heiligen Got-  
 tes beglückt auf Erden wohnenden Verweser  
 und Vereiniger aller unter dem Himmel woh-  
 nenden Bekenner des wahren Glaubens zu der  
 einigen Gotteslehre — Utschir = Dara Da-  
 lai = Lama \*\*) ist dieses gegeben: „

(L. S.)

(Hier steht der Stempel oder das Petschaft  
 (Tamga) des Chuandee, als die Erlaub-  
 nis zu Ertheilung des Passports.)

\*) Dieses ist die vorangesetzte Titulatur des Sinesischen  
 Kaisers, als dormaligen Oberherrn über Tibet,  
 oder doch denjenigen Theil des Landes, wo Dalai-  
 Lama residirt.

\*\*) Utschir = Dara bedeutet Scepterhalter; es sind  
 aber die kleinen Scepter der Geistlichen zu verstehen.



„ Denen auf dem Erdkreis zerstreut wohnen  
 „ den verschiedenen Völkern, denen unter vierzig  
 „ Herrschaften vertheilten Mongolen, sieben Ge-  
 „ meinen der Chalcha, vier Bundesgenossen  
 „ (Derdt oder Kalmücken), dreizehn Statt-  
 „ halterschaften von Kara-Kitai; allen um den  
 „ blauen See (Kuku-nagur) wohnenden ehr-  
 „ baren Lamen, Chanen, Dangs, Beis und  
 „ Bödils, Ambanen, grossen und kleinen Befehls-  
 „ habern, Saissanen, Saiten, und allem Volke  
 „ sey kund:

„ Unser Schabinar (Clericus oder Jünger)  
 „ Namens Dschimba = Dschalzan von der  
 „ Herrschaft des Dschonja = Arabdschamba,  
 „ welcher uns vordem schon in Einsammlung ver-  
 „ schiedener Geschenke und Gaben von gutwilligen  
 „ Seelen, zum Schatz des Tempels Weifan  
 „ Dabee (mittelsten reinen Orts) und aller sei-  
 „ ner Nebengebäude seinen aufrichtigen Eifer be-  
 „ zeugt hat, wird igt wiederum von uns in die  
 „ obbenannten Gegenden entlassen, um auf die  
 „ nämliche Weise die Gaben gutgesinnter Glau-  
 „ bigen einzusammeln, welche zum Heil ihrer  
 „ eigenen und aller Seelen angewendet werden  
 „ sollen. Wenn jemand auf sein Anhalten aus  
 „ Eifer freywillig etwas beyzutragen geneigt ist;  
 „ so wird solchem nach seiner Religion und guten  
 „ Absicht das zu thun hierdurch verstatet. Ue-  
 „ brigens soll jedermann obgedachtem Lama we-  
 „ der durch Entwendung oder Herausraubung, noch  
 „ durch

„ durch andere Beleidigungen oder Verweigerung  
 „ des Unterhalts und der Pferde zur Abwech-  
 „ lung, nicht nur nicht hinderlich seyn, sondern  
 „ vielmehr alle mögliche Beyhülfe und freundli-  
 „ chen guten Willen, aus reinem Herzen und Ge-  
 „ wissen leisten. Alles was auf diese Art Gutes  
 „ geschieht, wird, so wie die im Glauben er-  
 „ theilte freywilligen Gaben, allen, die sich da-  
 „ durch würdig bezeugen, nicht nur in dieser  
 „ Welt zu Erlangung beständigen Glücks, son-  
 „ dern auch in einer andern zur Erjagung der  
 „ ewigen Seligkeit gereichen. Zu Bekräftigung  
 „ dessen, ist diese Urkunde in unserm grossen Re-  
 „ sidenzschlosse Bu = Dala gegeben im Jahr  
 „ Aerre = modon = Nochoi (männlichen Holz-  
 „ hunde Jahr d. i. 1754) in den ersten guten  
 „ Tagen des ersten Monats. „

(L. S.)

Des an der Westseite des himmlischen Gottes  
 glücklich wohnenden, des wahren Glau-  
 bens Erhalters, und über alles erhabenen  
 Dalai=Lama Pottschaft.

Diese Unterschrift war sinesisch, mandschu-  
 risch, und tangutisch geschrieben.

## 2.

Dalai=Lama und seine Propheten.

Dalai=Lama ertheilt niemandem, als etwan dem Landesfürsten oder andern Chanen, die zu ihm wallfahrten, mit der blossen Hand seinen Segen. Andre Laien segnet er mittelst einer Art von Scepter (Schaazeug), der seine heilige Kraft (wie ein Electricitätsleiter) demjenigen mittheilet, der damit berührt wird. Es ist ein fast Ellenlanger zierlicher Stab, aus dem rothen wohlriechenden Holz Sandan gedreht, und verguldet, an einem Ende mit einem Handgriff, am andern mit der ausgeschnitzten Gestalt einer Seeblume (Baima=Locho), aus deren Mitte ein etwan zwey Zoll langes, gelbseidenes Band, mit drey in einer Reihe an einander gefügten, gefranzten dreyfärbigen Seidenlappen hervorgeht, die zusammen ungefähr eine Spanne lang sind. Mit dieser seidenen Quaste (Badeng, oder in der Laiensprache Dshebang) berührt Dalai=Lama das Haupt der vor ihm auf den Knien anbetenden. Wenn sich nun deren eine grosse Anzahl einfindet, so stellen sich ein Paar der vornehmsten Lamen neben den Thronähnlichen Sitz ihres Pabstes, und unterstützen seinen rechten Arm,

## 6 Dalai-Lama und seine Propheten.

womit er den Scepter hält. Schriftgelehrte Laien beten zuerst vor andern Götzenbildern an; darnach werfen sie sich vor dem Dalai-Lama so oft, als es ihnen die Andacht eingiebt, nieder, knien endlich vor ihm hin, und empfangen mit gebücktem Haupt und vor das Gesicht gelegten Händen anbetend, den Segen, wofür sie nochmals durch wiederholtes Niederfallen ihren Dank bezeugen. Ungelehrte werfen sich gleich, ohne erst zu andern Götzen zu nahen, vor dem Thron des Dalai-Lama nieder, und empfangen auf eben die Art den Segen, wovon niemand ausgeschlossen wird, obgleich nicht alle, die zum Anbeten kommen, ihn jedesmal erhalten.

Die Geistlichen überreden das Volk, daß wenn auch mehrere von ihnen den Dalai-Lama anbeten, um den Segen zu empfangen, er einem jeden unter ihnen sich anders darstelle: dem einen scheint er jung, dem andern mittlern Alters; und jeder vermeint, er sehe nur ihn an. Wo er vorbeizieht, da soll sich ein angenehmer Geruch umher verbreiten. Auf sein Geheiß sollen in dürren Ebenen Quellen und Waldungen wunderthätig hervorgebracht werden, und dergleichen mehr.

Bogdo-Lama segnet gleichfalls mittelst eines Scepters, und der Landesfürst stellt sich auch bey ihm zum Segen ein. Wenn sich aber Bogdo-Lama bey dem Dalai-Lama zum Besuch

sucht einfindet, so gehdret das Recht, den Segen zu ertheilen, nur diesem; ja jener läßt sich selbst von ihm segnen, welches aber also geschieht, daß Dalai=Lama mit seiner Stirne dessen Haupt berührt. Wenn die Kutuchten die Gemeinen segnen, so geschiehet es allezeit mit der rechten Hand, die sie in einen seidnen Fegen einwickeln. Geringere Geistliche nehmen ihren Rosenkranz in die hohle Hand, und berühren damit das Haupt der Anbetenden.

Alle tangutische, mongolische und kalmückische Pfaffen stimmen darin überein, daß der Abgang und Harn sowohl des Dalai=Lama als Bogdo=Lama, als ein Heiligthum aufgehoben wird, woran man noch neulich hat zweifeln wollen. Der Urath wird zu Amuletten, ingleichen zum Räuchern bey Krankheiten gebraucht, auch wohl von andächtigen Leuten als innerliche Arzney angewandt. Der Harn wird zu wenigen Tropfen ausgetheilt, und andächtig in schweren Krankheiten genossen. Ueberhaupt aber bezeugen alle Lamen, daß ihre beide Päbste so wenig Speise und Trank zu sich nehmen, daß man mit ihrem heiligen Abgang nicht sparsam genug verfahren kann. — Von den Kutuchten wird hingegen der Urath weder aufgehoben, noch heilig geachtet; obwohl bey allen Geistlichen von einem höhern Range dafür gesorgt zu werden pflegt, daß die Grube, wo sie ihre

## 8 Dalai=Lama und seine Propheten.

Nothdurft verrichtet haben, sorgfältig mit Erde verschüttet werde, ehe man den Lagerplatz verläßt. Unter den Tibetischen geweihten Priestern oder auch unter eingeweihten Schriftgelehrten giebt es gewisse auserwählte, und vom Dalai=Lama selbst bestätigte Propheten, welche nach dem dortigen Aberglauben zu Zeiten von dem Gott Tschetschong = Dshonfrin begeistert gehalten werden, und die man für einen Rest des alten schamanischen Heidenthums, das noch unter den meisten sibirischen Völkern blühet, halten möchte. Man nennt diese Leute Nant=schu, und befragt sich bey ihnen um zukünftige Dinge. Wenn ein solcher weissagen will, so zieht er seine Feierkleider an, bewaffnet sich mit Bogen, Pfeilköcher, Schwerdt und Lanze, und ruft den obbenannten Götzen an, bis er von ihm begeistert wird, und ihm auf die vorgelegte Frage die Antwort eingiebt. Wenn man Besessene zu ihm bringt, so schreibt er zu ihrer Heilung entweder gewisse Gebete vor, die sie selbst oder ein Geistlicher für sie lesen muß; oder er greift, je nachdem es ihm der Geist eingiebt, nach Pfeil oder Lanze, und durchsticht den Leidenden oder haut mit dem Schwerdt darein. In beiden Fällen soll dem ungeachtet keine Wunde, sondern nur ein rothes Mahl nachbleiben, der böse Geist aber die Kranken verlassen. Wenn der Prophet begeistert ist, so schwärmt er mit ungemein schnellem Gang umher; wenn ihn aber die Begeisterung

zung wieder verläßt, so zieht er seinen Ornat wieder ab, und stattet den Göttern feyerliche Dankgebete ab.

Das Oberhaupt dieser Propheten wird in grossen Ehren gehalten, und befindet sich allezeit im Gefolge des Dalai=Lama, wenn er aus einem Kloster nach dem andern überzieht. Er hat einen eigenen Tempel, in welchem seine Kleider und Ornat verwahret werden. Von seinen wunderthätigen Gaben hat der Pöbel mancherley abergläubische Erzählungen.

3.

Von den Hanacken in Mähren.

Heutiges Tages haben die Deutschen in Mähren das Gebürge inne, welches an Schlesien, Böhmen und Oesterreich gränzet. Das übrige Land bewohnen verschiedne slavische Nationen, die jedoch unter einem Namen Morawane oder Morawey verstanden werden. Ich habe nie gehöret, daß ein Deutscher, der in Mähren gebohren ist, sich einen Deutschmährer genannt hätte, so wie sich etwa die Böhmen deutsche Böhmen zu nennen pflegen.

Für eigentliche Mährer werden diejenigen gehalten, die keine Hanacken, keine Wala-

chen oder sogenannte Slowacken sind ober seyn wollen.

Die Hanacken haben wohl den größten Theil von Mähren inne. Für ächte Hanacken werden diejenigen gehalten, die an dem Fluß Hanna und um die Städte Wischau, Holeschau, Prostnitz u. s. w. wohnen.

Ihre Sprache ist eine Mundart der slavischen Sprache. Sie können einen Tschechen gut verstehen, indem ihre Sprache, von der Sprache der andern Mährischen Einwohner in so fern abweicht, daß sie gemeiniglich anstatt des u ein o, und anstatt des i ein e brauchen, welches in andern Ohren sehr lächerlich klinget.

Nicht weit von Ollmütz haben die Hanacken einen ganz besondern Aberglauben. Wenn am Sonnabend in der Charwoche das alte geweihte Del verbrannt und ein neues Feuer von Geistlichen geweiht wird, so kommen die Hanacken mit langen Holzscheiten und lassen solche bey dem heiligen Feuer anbrennen. Damit begeben sie sich plözlich nach Hause, und machen aus den Spähnen dieses nunmehr auch heiligen Holzes kleine Creuze, mit denen jeder auf sein Feld läuft und so viel Creuze hineinsteckt, als er Mandeln haben will. Dem ersten, der sich hierin vor andern hervorgethan, wird, nach ihrer Meinung, sein Wille vom Himmel gewähret.



4.

Von den Tzechen in Böhmen.

---

**B**ey den Hochzeiten der Tzechen giebt es allenthalben sehr verschiedne Gebräuche. In einigen Gegenden hat das Brautpaar einen Staroswat, das heißt: einen Besorger der Feierlichkeit erwählet. Dieser muß mit einer Schläufe von einem schönen Bande (das heißt böhmisch: ein Fabor) und einem Rosmarinstengel auf dem Aufschlag des linken Aermels geschmückt, in Begleitung des Druzba (Brautführers) die Hochzeitgäste einladen. Am Tage der Trauung machen die Musikanten den Anfang des Zuges nach der Kirche. Der Staroswat führt den Bräutigam, der ebenfalls einen Fabor u. s. w. hat, und die übrigen Mannspersonen an. Hinter drein folgt die Braut mit ihrem Druzba und gleich darauf zwey Junggesellen, die Vorzugsweise Mladenov heißen, und Spießruthen tragen, mit ihren Druziczken oder sogenannten Kränzeljungfern, welche mit der Braut nach der oben beschriebnen Art ihre Haare geflochten haben. Doch bleibt der Winesel oder die Stirnbinde gemeiniglich weg. Ueber dem ovalen Haarkrantz von Zöpfen auf dem ober

obersten Theil des Kopfes trägt die Braut und ihre Druziczken einen Kranz von Krausewerk oder auch von Blumen. Für die Frauensleute hat man ebenfalls eine Anführerin. In dieser Ordnung geht das gesamte Gefolge, bey welchem man vorne musiciret, in die Kirche. Unterwegens werden öfters stark geladne Pistolen losgebrannt. Wenn die Trauung vor sich geht, so wird von den Druziczken sowol dem Bräutigam, als der Braut ein kleiner Kranz von Rosmarin auf den Kopf gelegt, den diese öfters Zeitlebens zum Andenken aufbewahren. Nach der Trauung geht der ganze Zug gemeiniglich grad in die Schenke, wo man so lange tanzet, bis es Zeit zum Essen ist. Alsdenn bezieht man sich in voriger Ordnung in das Haus, wo Tafel gehalten wird. Bey Tische giebt es hunderterley Ceremonien, wobey allemal der Staroswat den Spasmacher abgiebt. Die Mladensi haben eine weisse Binde, die ihnen von der linken Schulter herabhängt, und rechter Hand in der Gegend der Tasche des rechten Schüssels mit einem Band zierlich zusammen gebunden wird. Diese haben das Geschäft, die Speisen auf den Tisch und abzutragen. Die Braut sitzt gemeiniglich traurig da, und will nicht essen; dabey hat der Spasmacher und andre seine liebe Noth mit ihr. Daher das Sprüchwort: Du stellst dich wie eine Bauerbraut an. Die Lustbarkeit dauert gemeiniglich drey ganze Tage und Nächte. Am letzten

Tag

Tage wird die Braut in eine besondere Stube ge-  
 führt, der Kranz von den Kränzjungfern abge-  
 nommen und von den Weibern eine Haube auf-  
 gesetzt, während dem sie weinend auf einem  
 Topf sitzen muß. Bey diesen Umständen darf  
 keine Mannsperson zugegen sehn. Zuletzt wird  
 das *Wjend* (die Morgengabe), welche aus  
 Betten und Kisten besteht, auf verschiedene Wa-  
 gen, die mit schönen Hals- und Schnupstüchern,  
 wie mit Standarten geziert sind, geladen. Auf  
 diese setzt sich die Braut nebst den andern Hoch-  
 zeitgästen, und Musikanten, (meistens Wald-  
 hornisten) und wird durch verschiedene Umwege und  
 Kreise, so viel nur die Pferde laufen können,  
 nach dem Hause des Bräutigams gefahren, wo  
 das Schmausen und Tanzen mit Anbruch des  
 folgenden Tages sein Ende zu nehmen pflegt.  
 Es wird auch bey solchen Anstalten einem Hahn  
 der Proceß gemacht, der förmlich zum Schwerdt,  
 und zuweilen auch zum Rade verurtheilt wird.  
 Die Execution wird wirklich vorgenommen,  
 indem, unter tausend Pöffen und Verklei-  
 dungen, einige junge Kerls ihre Röcke um-  
 wenden, und durch das weisse leinene Unterfüt-  
 ter, wobey der Rand gemeiniglich mit rothem  
 Tuch ausgeschlagen ist, die österrreichische Sol-  
 datenmondur nachahmen. Diese Leute führen  
 den Hahn an langen Bindfaden, deren einer  
 ihm durch die Nase gezogen, die andern aber an  
 den Federn der Flügel u. s. w. angebracht sind,

so daß sie allenthalben ausgebreitet werden. Auf dem dazu bestimmten Richtplatz wird ihm die Sentenz vorgelesen, und nach mancherley Possen, von einem, der den Scharfrichter vorstellt, mit einer Sense ohne Stiel mit einem Wurf der Kopf abgeschlagen. Der Scharfrichter muß plößlich davon laufen, und wird von allen Anwesenden verfolgt.

Die Begräbniße werden sehr andächtig begangen, und der allerärmste Bettler, ja sogar ein Kind von etlichen Stunden, wenn es nur getauft worden ist, wird mit Gepränge begraben. Dabey muß unumgänglich ein Geistlicher die Gebete und andre Ceremonien verrichten, ja sogar den Leichnam öfters aus einem weit entlegenen Dorfe abholen. Wenn der Sarg im Grabe steht, so nimmt der Geistliche die Schaufel vom Todtengräber und wirft damit etwas Erde auf denselbigen, welches die Umstehenden mit ihren Händen nachmachen und dem Todtengräber treulich helfen. Ehe der Sarg von der Baare genommen wird, wirft sich die Witwe darauf und will ihn nicht versenken lassen, oder zuweilen noch selbst unter jämmerlichen Klagen (die sie beynah auswändig gelernt zu haben scheint) in das Grab springen. Ein ähnliches thun Mütter und Töchter. Seit etlichen Jahren, soll nach K. K. Befehlen niemand mehr, er mag noch so vornehm seyn, in Kirchen begraben werden.

Die Jahrmärkte wurden sonst in kleinern Städten beynahe nie anders, als am Sonntag und Feiertagen gehalten. Seit der Abschaffung der Feiertage soll dieses verboten seyn. In solchen Märkten finden sich gemeiniglich Landstreicher ein, die ein Gerüste bauen, auf welchem sie stehen, und auf einer aufrecht stehenden Stange ein grosses Bild, wie ein Segeltuch, aufhängen. Auf diesem sind einige schöne Histörchen, wie diesen oder jenen der Teufel geholt oder zerrissen, abgemahlet. Alsdann hält der eifrige, Seelenheilsuchende Landstreicher, mit gnädiger Erlaubniß der dasigen geistlichen Obrigkeit, nicht weit von der Kirchthüre, (aber auch nicht weit von den Krämerbuden,) eine Ohren- und Herzbrechende erbauliche, dem Bild angemessene Predigt, die der Bauer andächtig anhört, und wobey er noch eine schöne Gelegenheit hat, um sein Geld zu kommen, wenn er verschiedne Sachen kauft, an denen ein kräftiger Ablass hängen soll, um sich der leidigen Gefahr, die ihm auf dem Bilde von dem kräftigen Prediger mit dem Stock augenscheinlich gezeigt worden, zu erwehren.

Es giebt noch eine andre Art von Landstreichern, die ebenfalls zuweilen Heiligthümer zu verkaufen haben. Diese bringen allemal schöne neue Lieder mit, die theils von verliebten, unglücklichen und verwünschten Personen, theils von Cometen, abentheuerlichen Geburten und dergl. Dingen handeln. Sie laufen von einer

Wahl

Wahlfarth auf die andre, und unterwegs setzen sie ihre schöne Karitäten mit Profit ab. Diese Leute tragen auch erbauliche Geschichtbücher herum, z. E. vom D. Faust, von der Melusina &c.

Die gewöhnlichsten Strafen der böhmischen Bauern sind: auf einem hölzernen Esel reiten, Schläge mit der Peitsche, Ochsenzaum (Ochsenziemer) oder mit einem Stock auf den Rücken oder Hintern, in der sogenannten Breche stehen, oder im Stock sitzen &c. Frauensleute, die gefallen waren, bekamen vormals auf gewissen Herrschaften ein eisernes Halsband, an welchem 2 grosse Hirschhörner so angemacht waren, daß sie empor standen; oder auch ein dergleichen Halsband, welches mit 4 Spannenlangen Spitzen versehen war, so daß eine solche Person nicht anders den Kopf niederlegen und schlafen konnte, bis sie ein so hohes Bund Stroh bekam, daß sie 2 Spitzen einstecken und auf solche Weise den Kopf unterstützen konnte.

Wenn die Böhmischen Bauern zum Richter gerufen werden, so nimmt dieser einen hölzernen Hammer, schlägt damit auf des Nachbars Fensterladen und wirft den Hammer hin. Diesen nimmt einer von denen, die drinnen sind, und thut das nemliche bey seinem Nachbar. So geht dieses im ganzen Dorfe herum.



## 5.

Nachricht von dem merkwürdigen  
 Feuerauswurf des Vesuvs im Monat  
 August 1779 aus einem Schreiben des  
 Herrn William Hamiltons.

---

Dieser Vulkan hat seit dem Brande im Jahr 1765 beinahe immer geraucht, und fast in allen Monaten glühende Schlacken ausgeworfen, worauf gemeiniglich flüssige Lava ausströmte, die größtentheils, nur den Brand vom Jahr 1777 allein ausgenommen, an eben dem Theile des Berges ausbrach, und einerley Lauf nahm.

Man zählt seit 1767 neun dieser Brände, wovon einige sehr stark waren. Die Lava, wenn sie aus dem Crater überkochte, oder aus den kegelförmigen Theilen des Berges herausbrach, lief beständig in so regelmäßigen Kanälen, als wenn sie durch Kunst in die steilen Felsen gehauen worden, den Berg herunter, setzte auch ihren Lauf, so lange sie flüssig blieb, in diesen Kanälen ununterbrochen fort. Bald waren sie halb, bald ganz angefüllt, je nachdem viel oder wenig Brandmaterie geschmolzen, und in Bewegung gebracht war.

Diese Kanäle sind gemeiniglich 2 bis 5 oder 6 Fuß breit und 7 bis 8 Fuß tief. Eine Kruste von Schlacken überzieht sie zuweilen, unter welchen die Lava unsichtbar einige Ellen fortschiebt, und nur da, wo der Kanal offen ist, sichtbar wird. Diese unterirdischen oder bedeckten Galerien haben ein wunderbares Ansehen, wenn man sie nach einem wiederholten Auswurfe von neuem untersucht. Die meisten sind aber, unten und an beiden Wänden durch die Heftigkeit der, viele Wochen hintereinander hindurchströmenden glühenden Lava ganz so glatt und eben geschliffen, als ob sie polirt wären. Bey andern findet man die Seitenwände mit seltenen Schlacken besetzt und mit den schönsten geästeten weissen Salzen angeschossen, die von der Decke dieser Kanäle wie Tropfsteine herunter hängen. Man hält die Salze des Vesuvs für Salmiak, ob sie gleich durch Ausdünstung verschiedener Mineralien sehr oft grün, dunkel, oder hellgelb gefärbt aussehen.

Schon im Monat May 1779 fieng der Auswurf des Vesuvs an ziemlich stark zu werden. Herr Hamilton brachte einmal eine ganze Nacht in Gesellschaft eines andern Engländers, Namens Barwlar, auf dem Berge zu, und hatte also Gelegenheit dies oben beschriebene Ausströmen der Lava durch den alten einmal vertieften Kanal in seiner größten Vollkommenheit und in der Nähe zu beobachten. Diese muthige Ent-



schlossenheit wurde ihnen aber auch durch die herrlichsten Erscheinungen belohnt. So wie die Lava ihren gewöhnlichen Kanal verließ, breitete sie sich immer mehr im Thale aus, und lief, von Schlacken beschwert, gleich einem mit Eise belasteten Strome nur langsam hin.

Ein ganz besonderer Zufall hätte ihnen bey dieser Gelegenheit gefährlich werden können. Denn da sie ganz nahe an diesem nunmehr 50-60 Fuß breiten Lavastrome hingingen, drehte sich mit einmal der Wind, und blies ihnen so viel Rauch, Dampf, und Hitze in die Augen, daß sie, ohne ihre Neugierde zu befriedigen, sogleich hätten umkehren müssen, wenn ihnen nicht ihr Wegweiser, ein wahrer Cyclope, den verwegenen Vorschlag gethan hätte, gerade über den Lavaström hin auf die andere Seite zu laufen. Bartholomäo (so hieß ihr Führer) gieng zu ihrem Erstaunen herzhast voran; sie folgten ihm, ohne sich lange zu besinnen, nach, und hatten auch weiter keine Unannehmlichkeiten von diesem kühnen Unterfangen, als daß sie natürlicher Weise an Beinen und Füßen eine nicht geringe Hitze aushalten mußten. Die obere Kruste der Lava war schon so zähe und so voller Steinkohlen und Schlacken, daß die Last ihrer Körper nicht den geringsten Eindruck machte. Dabey floß sie so langsam, daß sie nicht befürchten durften das Gleichgewicht zu verlieren, und zu fallen. Herr Hamilton wünscht indessen doch, daß man ihm

dieses nicht nachthun möchte, auffer im Fall der höchsten Noth, wenn kein andrer Weg zur Rettung übrig wäre, und man sich unglücklicher Weise bey einer so gefährlichen Reise zwischen zwey Lavaströmen eingeschlossen befände.

Nunmehr stiegen Hamilton und sein Reisegefährte an dem Lavaströme und an dem Kanale, worinnen er lief, an der andern Seite bis zu seiner Quelle, welche nur noch eine Viertelmeile von dem Crater entfernt war, hinauf. Die flüssige glühende Brandmaterie quoll gewaltsam und mit einem zischenden und krachenden Getöse, wie bey Feuerwerken, heraus. Das beständige Aufsprudeln der zu Glas geschmolzenen Massen hatte über dem Loche, wo die Lava herausbrach, eine Art von Bogen und Gewölbe gebildet, welches an verschiedenen Orten gesprungen war, und inwendig ganz glühend, wie ein stark geheizter Backofen aussah. Diese ausgehöhlte Erhöhung war ungefähr 15 Fuß hoch, und die unter ihr herausquellende Lava floss in einem ganz regelmäßigen, 8 bis 10 Fuß hohen, einer alten Wasserleitung ähnlichem Kanale, der an einer nach und nach entstandenen steilen Mauer von Schlacken und Steinkohlen perpendicular angelehnt war, herunter.

Beym einem von diesen Spaziergängen auf den Vesuv, hatte endlich Herr Hamilton auch die Freude, einige Bruchstücke von grossen regelmäßigen Crystallen von feingekörnter Lava oder Basalt

salt zu finden, die im Durchschnitte wohl 8 bis 9 Zoll haben mochten, und auf dem Vesuv etwas sehr seltnes sind.

Den ganzen Monat Julius 1779 hindurch äusserten sich die gewöhnlichen Vorboten eines herannahenden baldigen Feuerauswurfs. Man hörte donnerndes Getöse und Krachen im Innern des Vulkans. Aus seinem Crater stieg ein starker mit Asche und Schlacken vermischter Dampf auf. Gegen das Ende des Julius vermehrten sich diese Anzeigen so, daß sie bey Nachtzeit dem Beobachter das prächtigste Schauspiel darstellten.

Die Auswürfe glühender Schlacken und anderer vulkanischer Brandmaterialien, die des Nachts so glänzend und leuchtend schienen, sehen bey Tage wie schwarze Flecken aus, die im weissen Rauche emporsteigen. Dieser Umstand mag wol zu der gemeinen, aber falschen Meynung nicht wenig beygetragen haben, daß die Feuerauswürfe der Vulkane weit heftiger seyn des Nachts, als am Tage.

Donnerstags den 5ten August gegen 2 Uhr Nachmittags war der Vesuv in der schrecklichsten Bewegung. Weiße Schwefeldämpfe stiegen ununterbrochen und mit der größten Heftigkeit aus dem Crater empor. Diese Wolken von Dampf jagten einander und häuften sich so zusammen, daß sie von weiten wie Ballen der weissesten Baumwolle ausfahen, und sich am Ende in so ungeheuren Massen über der Spitze des Berges

aufthürmten, daß ihr Umfang den Vulkan selbst an Höhe und Größe wol viermal übertraf. Aus der Mitte dieses weissen Rauchs wurden eine unbeschreibliche Menge Steine, Schlacken und Asche wenigstens 2000 Fuß hoch hinaufgeworfen.

Auch konnte Herr Hamilton durch ein Telescop von Ramsden sehr deutlich bemerken, daß zuweilen eine Menge flüssiger Lava zu einer solchen Höhe erhoben wurde, daß sie über den Rand des Craters herauskochte, und den steilsten Theil des Berges, Somma gegenüber, herabstieß. Kurz darauf quoll an eben der Seite, jedoch aus der Mitte des kegelförmigen Theils des Vulkans, Lava heraus, lief einige Stunden mit grosser Gewalt fort, hielt aber auf einmal zu allem Glücke eben da ein, wo sie den angebauten Theil des Bergs über Portici erreichte, welches beynähe 4 Meilen weit von dem Orte, wo sie herauszufließen anfing, entfernt seyn mochte.

An diesem Tage soll in den beiden Städten Somma und Ottajano, wegen des Feuer- auswurfs, die Hitze ganz unerträglich gewesen seyn. Man soll sie sogar zu Palma und Lauro, die noch weiter vom Vulkan entfernt sind, heftig empfunden haben. In Somma und Ottajano fiel eine solche Menge ganz kleiner röthlicher Asche nieder, daß die Luft davon verfinstert wurde, und man in einer Entfernung von 10 Fuß die Gegenstände nicht mehr erkennen konnte.

Mit

Mit dieser Asche waren lange Fäden verglaster Materie, wie gesponnen Glas, vermischt. Der Schwefeldampf war so stark, daß viele Vögel in Käfigen davon erstickten. Die Blätter der Bäume um Somma und Ottajano herum, waren mit weissen sehr corrosivischen Salzen bedeckt. Um 2 Uhr Nachmittags sahen die Einwohner von Portici sehr deutlich eine ausserordentlich grosse Kugel von Dampf aus dem Crater emporsteigen, und ihre Richtung nach dem Berg Somma nehmen, an welchen sie anstieß, sich zertheilte, und mit Zurücklassung eines langen Schweifs auf dem Wege, den sie genommen hatte, verschwand.

Ein Tagelöhner, der eben am Berge Somma Wellen machte, verlor bey dieser Gelegenheit sein Leben. Man vermuthet, da sein Körper nicht wieder gefunden worden, daß er vom Dampfe erstickt, den steilen Felsen, an welchem er arbeitete, herunter ins Thal gestürzt, und vom Lavaströme, der kurz nachher durch das Thal sich ergoß, überdeckt worden sey. Sein Esel, den er unten am Berge gelassen hatte, war vorsichtiger als er, und lief, so bald der Vesuv zu toben anfang, nach Hause, und war der erste traurige Schreckensbote für des verunglückten Mannes arme Familie. Man bemerkte überhaupt, daß der Feueranwurf an diesem Tage von weit mehrerem Lärmen und Getöse begleitet war, als alle drauf folgende Tage. Vermuthlich riß der Feuerschlund um etwas weiter auf,

daß alle die herausströmenden Brandmaterialien einen freien Durchbruch gewannen.

Freitags den 6. August war die Entzündung im Berge weniger heftig. Gegen Mittag aber hörte man einen sehr starken und lauten Knall, welcher muthmassen ließ, daß um diese Zeit ein Theil des kleinen Bergs im Crater selbst eingestürzt seyn müsse. Die folgende Nacht vermehrten sich die Auswürfe merklich, und man konnte sehr deutlich sehen, daß die glühenden Schlacken aus zwey besondern Schlünden, in verschiedenen Richtungen, emporstiegen.

Sonnabends den 7. August war keine sonderliche Veränderung am Vulkane wahrzunehmen. Um Mitternacht hingegen nahm das Toben und Kochen in demselben sehr zu. Dies war, so zu sagen, sein zweiter Paroxysmus, welcher denn hernach, wie sich noch ein natürliches Donnerwetter zu diesem Feuerwerke gesellte, in die schdnsten, malerischsten und über alle Beschreibung prächtigen Erscheinungen ausbrach.

Die größte Explosion dauerte nicht über 8 bis 10 Minuten, worauf der Vesuv in schwarze dicke Gewitterwolken eingehüllt wurde, und sich ein starker Regen ergoß.

Während diesem Brande fielen einige Schlacken und Steine zu Ottajano, und andre von beträchtlicher Größe in dem Thale zwischen dem Vesuv und der Einsiedelung nieder. Alle Einwohner der umliegenden Dörfer waren in der

größ

größten Bestürzung, und völlig bereit ihre Häuser zu verlassen, wenn der Fenerauswurf länger gedauert hätte. Ein königlich sicilianischer Jäger, der eben, wie dieser, vom Brande des Vulkans und einem natürlichen Donnerwetter, doppelt wüthende Sturm am heftigsten raßte, nahe bey *Ostajano* auf freiem Felde war, erschrack nicht wenig, wie die herunterfallenden Regentropfen ihm Gesicht und Hände verbrannten. Diese sonderbare Erscheinung hat ohne Zweifel ihren Grund in der Erhitzung der Regenwolke bey ihrem Zuge durch die Feuersäule.

Sonntags den 8. August war bis gegen 6 Uhr Abends der Berg ruhig. Um diese Zeit sammlete sich wieder eine grosse Menge Rauch über den Crater. Eine Stunde hernach hörte man ein donnerndes unterirdisches Getöse in seiner Nachbarschaft. Das gewöhnliche Auswerfen von glühenden Steinen und Schlacken fieng wieder an, und wurde jeden Augenblick stärker. Die Oeffnung des Craters schien durch die Entzündung der vorigen Nacht um ein grosses weiter geworden, und der kleine Hügel in dem Crater verschwunden zu seyn. Gegen 9 Uhr hörte man einen sehr starken Knall, welcher die Häuser in *Portici* und dasiger Nachbarschaft so erschütterte, daß die Einwohner für Schrecken heraus auf die Strassen liefen. Viele Fenster und Wände in *Neapel* waren von der Erschütterung gesprun-

gen, ungeachtet man den Knall nur schwach gehört hatte.

In einem Augenblicke darauf erhob sich ein Strahl von flüßigem und durchsichtigem Feuer aus dem Berge gerade in die Höhe, welcher nach und nach eine solche Höhe erreichte, daß dadurch alle Zuschauer in die größte Verwunderung und in ein furchtvolles Erstaunen gesetzt wurden.

Es scheint beinahe unbegreiflich zu seyn, was Hr. Hamilton, dieser beständige, richtige und fleißige Beobachter dieser schrecklichen Naturerscheinungen, versichert, daß nach seinem Urtheile diese fürchterliche Feuersäule wenigstens 3mal so hoch wie der Vesuv, welcher doch, wie bekannt, 3700 Fuß über der Meeresfläche perpendicular emporraget, gerade in die Höhe gestiegen sey.

Eine Menge schwarzer Dampfwolken stiegen schnell hintereinander aus dem Schlunde herauf, und begleiteten die glühende und durchsichtige Lava, wovon ihr feuriger Glanz von Zeit zu Zeit mit schwarzen Flecken wie besäet war. Mitten in diesen Wolken von Dampf konnte man, wie sie aus dem Crater herausstürmten, schnelles und blosses electrisches Feuer gewahr werden, welches wie Blitze schlängelnd hin und her fuhr. Ein sanfter Südwind war, seiner Schwäche ungeachtet, stark genug, die einzelnen Dampfwolken von der Feuersäule wegzutreiben, durch deren Menge sich hinter derselben ein grosser schwarzer Vorhang



hang bildete, indeß der Himmel helle ward, und alle Gestirne lebhaft funkelten.

Dieser ungeheure Feuerstrahl machte auf jenem schwarzen Hintergrunde den bewundernswürdigsten und herrlichsten Kontrast von der Welt, und sein heller Glanz, der auf dem vollkommen stillen Meere in seiner ganzen Pracht im Widerscheine zu sehen war, erhob diese fürtreffliche Scene zum schönsten und prächtigsten Gemälde in der Natur. Die flüssige mit Steinen und Schlacken vermischte Lava bekam nun, nachdem sie wenigstens 10000 Fuß hoch, gerade in die Höhe gestiegen war, theils durch den Wind eine kleine Richtung nach Ottajano zu, theils fiel sie noch halb flüssig und glühend, beinahe perpendikulär auf den Berg selbst herunter, und bedeckte seine kegelförmige Spitze, auch einen Theil des Berges Somma, und das zwischen beiden befindliche Thal. Was auf diese Weise brennend und glühend herunter fiel, und was aus dem Crater unablässig frisch wieder herausspritzte, machte nur einen grossen Feuerkörper aus, der wenigstens drittehalb Meilen im Umfange einnahm, und seiner erschrecklichen Höhe wegen eine unerträgliche Hitze 6 Meilen in die Rundung umher verbreitete.

Das Unterholz am Somma gerieth sogleich in Brand. Die Feuerfarbe dieses brennenden Gehölzes hatte wieder eine ganz andere Schattirung, als das wüthende dunkelrothe Feuer der flüssig

flüssigen Lava, und als das silberblaue elektrische Feuer, welches dann den sonderbaren Kontrast in dieser ausserordentlichen Naturscene aufs höchste vermehrte.

Die grosse schwarze Dampfswolke, die zum Erstaunen angewachsen war, schien einmal ihre Richtung nach Neapel zu nehmen, und diese schöne Stadt mit schneller Verwüstung zu bedrohen; denn sie war ganz mit electrischer Materie geschwängert, die beständig um sie herum schlängelnde Blitze herauschoß. Diese vulkanischen Blitze entfernten sich indessen nur selten von ihrer grossen Dampfswolke, und liefen gemeiniglich in die grosse Feuersäule des Vulkans zurück.

Einigemal sahe man doch diese Blitze auf die Spitze des Somma fahren, und dürres Gras und Gesträuche entzündeten. Glücklicher Weise wurde der Wind aus Südwest etwas stärker, und trieb die drohende Dampfswolke, wie sie nahe bey Neapel, und schon alles in der größten Angst und Bestürzung war, wieder zurück. Der Glanz und Schein dieser bewundernswürdigen ausserordentlich hohen Feuersäule machte es so helle, daß man 10 Meilen in die Rundung um den Vesuv herum, auch die kleinsten Gegenstände erkennen konnte. In Sorrento, zwölf Meilen von dem Vulkane, hatte sogar ein Engländer, Namens Morris, bey dieser vulkanischen Erhellung den Titel eines Buchs ganz deutlich lesen können.

Nachdem diese Feuersäule in ihrer ganzen Stärke beinahe eine halbe Stunde gestanden hatte, so hörte der Feuerauswurf auf einmal auf, und der Vesuv ward ruhig und stille. Gegen den vorigen blendenden Glanz des Feuerstrahls sahe nunmehr alles einsam, dde und dunkel aus; die kegelförmige Spitze des Berges allein ausgenommen, die mit glühenden Schlacken und Kohlen bedeckt war, unter denen zu Zeiten hier und da kleine Lavaströme herauskamen, und auf der steilen Seite des Vulkans herunterstürzten.

## 6.

Kurze Beschreibung derjenigen Gebräuche, welche 1729 vom 22 Jun. bis den 12 Jul. in dem Flecken Urga am Fluß Elbina bey Kundthuung der Wiedergeburt des Kutuchta, eines der vornehmsten Götzenprieſter in der Mongoley, beobachtet worden.

---

Den 22 Junius (J. 1729) in der zwoten Tagesstunde wurde der in der Urga befindliche Götzentempel, welcher 20 Faden in die Länge, 15 in die Breite, und den Eingang gegen Mittag hat, auf folgende Weise ausgeziert, daß der gegen dem Eingange über auf Stein gemahlte Götze,

(so

so ungefähr anderthalb Arschinen hoch seyn mag, und eigentlich Ajuta (Ajuscha) heist, mit Damast von allerhand Farben umhängt, vor ihm aber Thee und Confituren gestellt wurden. Die zu beyden Seiten stehenden Lehnstühle waren mit Edelgesteinen, goldenen und silbernen Stücken, auch andern Kostbarkeiten geziert, und auf den in die Quer gesetzten Bänken waren dem Lama's ihre Stellen angewiesen.

Hier versammelten sich des vorigen Kutuchta Schwester Kufenmeina, die drey mongolischen Chans Fuschatu-Chan, Cassaktu-Chan, und Zejan-Chan, ein mit fünf Pfaufedern (auf dem Knopf der Mütze) gezielter Sinesischer Abgesandter, die Generals, Darchantschin-Tschünwan, Vater des jungen Kutuchta, Zejan-wan, und viele andere vornehme Mongolen. Die Anzahl der Lama's belief sich über 26000, vom gemeinen Volk aber waren an Männern, Weibern und Kindern, weit über 100000 Seelen gegenwärtig. Die meisten Lama's mußten nebst dem gemeinen Volk ausserhalb des Tempels bleiben, jene wegen Mangel des Raums, diese weil es ihnen verboten war, hineinzugehen.

Zweyhundert Stäbe, welche zwey Faden lang, mit verschiedenen Farben und mit verguldeten Ringen, Knöpfen und Thieren geziert waren, wurden eine Arschin weit, zu beyden Seiten

ten von einander gestellet, und machten dadurch einen Weg, der 20 Faden breit war.

Darauf traten zweyhundert Trommelschläger, welche ihre Trommeln oder Handpauken über dem Kopf empor hielten, in zwey Reihen; ihnen folgten vier Trompeter, deren messingene Trompeten anderthalb Faden lang waren, und dann eine Anzahl kostbar gekleideter Lama's, welche auf Becken und Schalmeyen spielten. Hierauf wurde die Kukenneina von sechs prächtig gezierten Lama's auf einem Sessel getragen, worauf dann die Chans, Wans und andere vornehme Mongolen in köstlichen Kleidern folgten. Der Zug gieng mit stiller Musik nach der Jurte des jungen Kutuchta zu, die einen Werst vom Tempel entlegen, und die Behausung des Darchantschin Tschinwan seines Herrn Vaters war.

Nachdem man daselbst eine gute Stunde gewartet, wurde der junge Kutuchta von den ansehnlichsten Lama's unter den Armen geführt, und setzte sich auf eines von den drey wartenden, köstlich geschmückten, braunschwarzen Pferden, so von einem Wiedergebohrnen (Chubilgon) und Better des grossen Wans, Lama Dauschin, zu Fuß beyhm Zügel geleitet wurde.

So bald sich ausser der Jurte jedermann in Ordnung gestellt hatte, fiengen die gesammten Lama's an, den Kutuchta als einen Gott zu ehren, schlugen die Pauken, und stimmten ihm zu Ehren

Ehren Loblieder an, woben obervähnte Instrumente sich hören lieffen. Alle Gegenwärtige, Vornehme und Geringe, neigten sich mit grossem Eifer bis zur Erde, und hielten die Hände empor. Alsdann gieng der Zug ganz langsam nach der alten Wohnung des vorigen Kutuchta. Hinter dem jungen Kutuchta wurde die Schwester des alten (die nun auch für die seinige gelten musste) Kufenneina auf einem Sessel getragen, worauf der vom Dalai-Lama zu dieser Feierlichkeit abgeschickte oberste Lama Noimonchan, ferner der Sinesische Abgesandte, nebst den Chans, Wans und andern vornehmen Mongolen folgten. Das gemeine Volk aber, das zu beyden Seiten sowol, als hinten nachgieng, war so häufig und in solchem Gedränge zusammen, daß viele das Leben darüber einbüßten.

Innerhalb des vor dem Gdgentempel umzäunten Platzes stunden sechs Jurten, die oben massiv goldene Knöpfe hatten, von denen schöne goldene und silberne Zeuge herabhiengen; vier andere aber waren schlecht gemacht. In einer Jurte stand ein prächtiger Thron des alten Kutuchta; so wie auch im Tempel einer für ihn bereitet war.

So bald man an diesen umzäunten Platz kam, stund alles stille; die ansehnlichsten Chans hoben den jungen Kutuchta mit der größten Ehrerbietung vom Pferde, und begleiteten ihn von der Mittagsseite in die Jurte. Dasselbst blieb er  
etwan

etwan eine halbe Stunde, gleichsam um seine alte Wohnung durchzusehen, kam sodann heraus, und gieng zu Fuß nach den grossen Gdgentempel, wohin er von den vornehmsten Lama's unter den Armen geführt, und von seiner Schwester Kutenneina, dem vom chinesischen Bogdochan abgeschickten Edelmann und übrigen Standespersonen begleitet wurde. Der von Dalai-Lama abgeschickte Nonnen-Chan setzte ihn als einen Wiedergeborenen mit Hülfe anderer Wiedergeborenen auf den Thron, so daß er das Gesicht dem Volke zukehrte: der Sinesische Abgeordnete eröffnete mit heller Stimme den Befehl des Bogdochans: daß man den Kutuchta ehren und als einen Gott anbeten solle; welches sogleich von allen gegenwärtigen Personen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, durch dreymaliges Niederfallen verrichtet wurde. —

Nächst diesem wurde eine Menge kleiner Glöcklein von einerley Größe, dergleichen die Lama's bey ihrem Gdgendienst gebrauchen, hineingebracht, (das aber von dem Kutuchta vor der Wiedergeburt gebrauchte Glöcklein mit Fleiß zurück behalten), und vor dem Kutuchta auf den Tisch gelegt, weil das Volk mit Ueberzeugung glaubt, daß der Kutuchta wahrhaftig wiedergeboren ist, wenn er die Abwesenheit seines vorhin gebrauchten Glöckleins bemerken kann. Diesem nach sah der junge Kutuchta die vor ihm liegenden Glöcklein an, und sprach zum nächststehenden

Geogr. Leseb. 1. B. E den

den Lama: Warum habt ihr nicht auch mein vorher gebräuchtes Glücklein mitgebracht? — Wie solches die Chans, Wans, Lama's, und die übrigen vornehmen Anwesenden, auch endlich das gemeine Volk hörten, rief jeder einhellig aus: Du bist wahrhaftig Gott, und unser alter Kutuchta; worauf sie sich sämtlich zur Erde neigten, und ihn mit grossem Eifer anbeteten.

Hierauf trat die alte Schwester zuerst hinzu, den Segen zu empfangen, welcher ihr von dem Kutuchta und nach diesem den Chans, Wans, und andern vornehmen Anwesenden mit Auflegung der Hände ertheilt wurde. Die Vornehmen begaben sich darauf nach des vorigen Kutuchta Wohnung, wo sie mit Confect tractiret wurden, und sich lustig machten. Der Kutuchta aber, der sich, um den übrigen gleichfalls seinen Segen zu ertheilen, bis auf den Abend im Tempel aufhielt, während welcher Zeit sich die Musik um den Tempel beständig hatte hören lassen, gieng in Begleitung der vornehmsten Lanna's nach seiner Wohnung, daselbst zu schlafen, nachdem sich alle vornehme Gäste bereits nach Hause begeben hatten.

Den 23 Junius in der ersten Tagesstunde fand sich der Sinesische Abgeordnete mit allen Grossen im Tempel ein, um welchen das gemeine Volk versammelt stand. Der Kutuchta ward unter den Armen aus seiner Wohnung zum Tempel geführt und auf den Thron gesetzt, nachdem



ihm vorher alle Ehrens beym Eintritt im Tempel entgegen gegangen waren, und ihn angebetet hatten. Nunmehr wurde auf Ersuchen des Sinesischen Abgesandten von den Lama's wegen des Wohlseyns und der glücklichen Regierung seiner bogdochanischen Majestät ein Loblied angestimmt, so bey anderthalb Stunden daurete: Worauf er meldeter Abgesandter seine bey sich habende Geschenke, einen goldenen Präsentirteller, in welchen inwendig acht Edelgesteine eingesezt waren, und zugleich die übrigen Sachen, als kostbare Tücher, tausend Lan (jedes  $8\frac{1}{2}$  Drachme) Silber, 81 Stück goldene und silberne Zeuge, deren jedes auf 300 Lan Silbers gekostet hatte, ablieferte. Ferner überreichte er acht silberne und etliche goldene Schüsseln mit Confituren, betete den Kutuchta mit grosser Ehrfurcht als einen Gott an, wünschte ihm im Namen seiner bogdochanischen Majestät Glück, und bat um seinen Segen; worauf er endlich im Namen seines Kaisers mit folgender Rede beschloß:

„Gleichwie das Gold nicht verweset, also  
 „sey auch du, grosser Gott, unverweslich! Wie  
 „die Edelsteine glänzen, also glänze auch du;  
 „und gleichwie du während der Regierung mei-  
 „nes Vaters unserm Reich gewogen gewesen,  
 „also sey, grosser Gott, auch bey meiner Re-  
 „gierung unserm Reiche gnädig und günstig! „

Nach Endigung dieser Rede wurden die Ge-  
 schenke angenommen, und dem Bogdochan

(durch Procuration) mit Auflegung beyder Hände auf den Gesandten der Segen ertheilt, welcher hierauf auch den Lama's und andern gemeinen Leuten gegeben wurde, die mit Furcht hinzutraten, und diesen wie aus Gottes Hand unmittelbar empfangenen Segen für ein grosses Glück hielten.

Nachmittags wurden einen halben Werst vom Gökentempel vier grosse Gezelte, hinter welchen noch vier kleine stunden, gegen alle vier Gegenden aufgeschlagen, und in der Mitte ein grosser Platz für die Kinger gelassen. Die Grossen wurden mit Confituren bedient, und die Kinger, 268 an der Zahl, wurden von Ost und West gegen einander auf den Kampfplatz gelassen. Von diesen in zwey Haufen vertheilten Ringern blieben nur 35 als Sieger übrig, welche unten wieder vorkommen werden; die andern wurden alle ausgelacht.

Den 24 fanden sich wieder alle Chans, Wans und vornehme Mongolen im Tempel ein, da denn der Dargantschin = Tschünwan, des Kutuchta Vater, diesem zu Ehren ein Loblied anstimmen ließ, woben derselbe doch nicht zugegen war, sondern in seiner mit Lama's angefüllten Wohnung dem Volk den Segen ertheilte. So war auch der Kutuchta bey den folgenden Kirchenandachten nicht mehr gegenwärtig, sondern selbige wurden auf eines jeden

Ber:

Verlangen von den Lama's im Tempel ver-  
richtet.

Den 25 ließen Cassaktuchan und Zezenwan, den 26 Zezenchan nebst den Seinigen dem Kutuchta Lob- und Danklieder anstimmen, nach deren Endigung jeder besonders, so wie der Tuschetuchan gethan hatte, dem Kutuchta in seiner Jurte goldene und silberne Gefässe, Damast, seidene Tücher, Thee und andere Kostbarkeiten zum Geschenke überreichte. Alle übrige vornehme Befehlshaber beschenkten den Kutuchta reichlich.

Eben dieses geschah von dem gemeinen Volk, und sogar den anwesenden Sinesischen Kaufleuten, die über 400 Ballen Thee und 150 Stücke Damast zum Geschenk da ließen. So hatte auch unter andern ein eben nicht vornehmer Mann von Zezenwans Unterthanen drehundert Passgänger zum Geschenk mitgebracht. — Was sich unter diesen Opfern an Gold, Silber, Edelgesteinen und andern Kostbarkeiten befand, wurde zu des Kutuchta Schatz gelegt, alles übrige aber unter die Lama's in gleiche Theile vertheilt, deren Anzahl sehr genau bekannt war.

Den 27 wurde das Ringen wiederholt; und weil es eben ein heisser Tag war, die vornehmsten Fürsten aber bey den Lama's um einen Regen angesprochen hatten, der sich auch nach einer halben Stunde aus einer kleinen Wolke einstel-

lete, so hielten die abergläubischen Leute, ungeachtet der gleich wieder darauf erfolgten grossen Hitze, dieses für eine Wirkung der Lama's.

Vom 28 Junius bis zum 2 Julius wurden alle Tage die Ringer aufgestellt.

Den 3 Julius ritten alle Vornehme, auch einige von den Geringern, nach Orchon-ruka, 50 Werste von der Urga gelegen, um dem daselbst veranstalteten Pferderennen, nebst den mit dahin genommenen 35 Ringern, zuzusehen, da denn inzwischen in der Urga nichts merkwürdiges vorfiel.

Den 5 Julius wurden 1110 grosse Pferde losgelassen. Das Ziel war auf 18 Werste gesteckt; hundert kamen nur zum Ziel, und diesen wurden vornehme Namen und Geschenke nach Proportion, wie auch gewisse Freiheiten ausgetheilt, die auf die Herren der Pferde zurückfielen.

Den 6 Julius kamen von 1627 sechsjährigen Pferden gleichfalls hundert zu dem auf zehn Werste gesteckten Ziel, und erhielten ebenfalls Geschenke.

Den 7 Julius erhielten abermals hundert Pferde, die zuerst das auf 12 Werste gesteckte Ziel erreicht hatten, Preise. Es waren diesesmal 995 und zwar lauter vierjährige Pferde zum Wettlauf bestimmt gewesen. Ueberhaupt waren die bey diesem dreytägigen Wettrennen gebrauchte Pferde 3732 an der Zahl, aus allen mon-

golischen Wluffen von Bornehmen und Gerungen genommen.

Hierauf wurden noch die fünf und dreyßig Ringer; welche theils von dem Tuschetuchan, theils dem Cassaktuchan gegeben wurden, wieder auf den Kampfplatz gestellt, und nachdem sie genug gerungen hatten, blieben von beyden Seiten nur 7 Hauptringer übrig, die nach der Urga zurückgebracht wurden.

Nächst dem wurde auch ein Scheibenschießen angestellt, wobey 302 Personen, in einer Distanz von 15 Faden, vier oder wenigstens drey Pfeile in einen Fleck ausgespannter Schafhäute bringen mußten; wer das nicht konnte, wurde verlacht, auch nicht weiter zum Schießen gelassen. Fünf und dreißig Schützen gewannen den Preis, und wurden mit nach der Urga zurückgenommen.

Den 8 gieng man dahin zurück, und den 9 übten sich die 35 auserlesene Schützen Vormittags mit Bogenschießen auf dem Platz, wo vorher gerungen worden war. — Nachmittags wurde nicht weit von des Kutuchta Wohnung eine prächtig gezierte Jurte aufgerichtet, in selbige ein Odhe dem Eingang gegen über gestellt, und zunächst ein Thron für den Kutuchta, wie auch ein besonderer Platz für seine Schwester bereitet. In den 4 nebenhin gebauten Gezelten fassen die Chans, Wans und übrige Bornehme und Lama's, da dann dreyen Chubilgans oder wiedergebörnen Lama's sieben Sige, den übrigen

gen vornehmen Damen fünf, den Chans drey, den Wans zwey, und jedem der übrigen ein Sitz angewiesen wurde.

Die vornehmsten Damen begaben sich in die zwey ersten, die Chans in die zwey andern Geselte, und darauf ward der Kutuchta in Begleitung der vornehmsten Damen aus seiner Wohnung herausgeführt, und allerhand Figuren, wie auch ein silbernes Rauchfaß, in welchem wohlriechende Kräuter auf Kohlen brannten, vorhergetragen, er auch von allen Chans sowohl als Gemeinen als ein Gott angebetet. Der Kutuchta setzte sich auf seinen Thron; seine Schwester, die Alters halber von sechs Damen getragen werden mußte, auf den ihr angewiesenen Platz, und vor jeder dieser beyden Personen lag ein Lama auf den Knien; die übrigen stunden um die Furts her. Man brachte in vielen silbernen Gießkannen gekochten Thee, und überreichte zuerst dem Kutuchta und seiner Schwester eine Tasse; jener gab den Thee, nachdem er ihn gekostet hatte, wieder zurück, und davon wurde etwas in jede Gießkanne geschüttet. Die wiedergeborenen und vornehmern Damen bekamen zuerst, hernach die Chans, und endlich auch die übrigen Standespersonen von diesem Thee zu trinken. Wer keine Schaale hatte, ließ sich davon etwas in die Hände gießen, um diesen aus dem Munde des Kutuchta selbst ihnen gereichten göttlichen Trank nur genießen zu können.

Hier

Hierauf traten wieder die vornehmsten Ringer in zween Haufen auf, und rungen mit einander vor der Furte des Kutuchta, von der zehnten Stunde des Tages bis zur ersten Stunde der Nacht, da denn einer als Ueberwinder blieb, welcher den Ehrennamen Babai = Zife = Sang (der feste, grosse Elephant) erhielt. Der Kutuchta verfügte sich mit den nämlichen Feyerlichkeiten wieder nach seiner gewöhnlichen Hütte.

Den 10 Julius gab Tuschetu = Chan allen andern anwesenden Standespersonen und Damen in seinem Gezelt ein Gastmahl. Nach der Tafel wurden aus hundertmal hundert Mann, von jedem Hundert einer, zu einem Wettschiessen ausgewählt. Von diesen, welche in die Ferne schiessen mußten, wurden die zehn besten reichlich beschenkt.

Den 11 waren alle Chans, Wans und übrige Vornehme von vier Uhr frühe bis an den Abend in des Kutuchta Wohnung versammelt, um den Schützen und Ringern neue Namen zu geben, wovon auch deren Nachkommen Ruhm hätten.

Der stärkste, zuerst mit dem Namen des festen Elephanten beehrte Ringer, wurde nunmehr der gewöhnliche Löwe, die übrigen 34 aber nach der Ordnung mit Vögel und Thiernamen benannt. Den besten Schützen nannte man den tapfern und starken Schützen, die übrigen bekamen andere Namen. Derjenige, welcher ei-

## 42 Feierlichk. bey der Wiederg. des Kutuchta.

nen solchen Namen bekam, blickte sich lange Zeit vor dem Kutuchta, und neigte sich hernach vor den Chans und Wans drey mal bis zur Erde; darauf gab man ihm ein weisses Tuch, ließ ihn durch den Cassui, einen Unterbefehlshaber, um die Wohnung des Kutuchta herumführen, und seine Verdienste dem Volk kund thun. — Der stärkste Ringer bekam ein Rohr, einen Panzer, funfzehn Stück Hornvieh, funfzehn Pferde, hundert Schafe, ein Kameel, hundert Päckchen Thee, etliche Stück Damast, Ottern und rothe Fuchsbälge, und die übrigen, Geschenke nach Proportion. Die Schützen wurden gleich den Ringern beschenkt, und der letzte von jeden bekam zur Belohnung ein Stück Hornvieh und zwey Schafe.

Den 12 Julius reisten alle Chans, Wans und übrige Vornehme, wie auch das Volk, ein jeder nach seiner Wohnung zurück, und hiemit hatte dieses Fest ein Ende.





7.

Nachricht vom Fürstenthum Monaco  
in Italien. Aus einem Briefe  
eines Reisenden.

---

Das Fürstenthum Monaco liegt zwischen einer Reihe steiler Berge, deren Gipfel ganz bloß und unfruchtbar sind. Die untere Gegend derselben ist hingegen beständig grün, indem die von den Felsen herunter kommende Feuchtigkeiten sie fruchtbar erhalten. Sie sind mit unzähligen Del- und Citronenbäumen besetzt, und hin und wieder giebt es auch etwas Weinbau.

Dies kleine Fürstenthum erstreckt sich beynahe sieben (italianische) Meilen gegen Osten, und seine größte Breite ist kaum eine Meile. Die Stadt ist befestigt, und hat ein Französisches Batallion zur Besatzung. Die Stadt und das ganze Fürstenthum würde aber leicht erobert werden, weil der höchste Theil des Berges zur Grafschaft Nizza gehört, von dem man die Stadt bald zur Uebergabe nöthigen könnte.

Ich machte mich heute mit anbrechendem Tage auf, um diese kleine Hauptstadt zu besuchen, und stieg zu dem Ende einen kleinen Fußsteig hinauf, der mit Ziegelsteinen gepflastert ist, und nur  
von

von Menschen und Eseln gebraucht werden kann. Pferde und Maulesel dürfen nicht hinauf gehen, weil sie das Pflaster mit ihrem Huf verderben würden. Mein Besuch in der Stadt war geschwind geendigt, weil sie kaum 200 Häuser enthält, die vier bis fünf kurze Gassen ausmachen.

Das erste, was mir auf dem Walle zu Gesichte kam, war ein steinerner Galgen, der jedoch sehr verfallen war, und seit vielen Jahren nicht gebraucht zu seyn schien.

Die beiden vornehmsten Gebäude nach dem Schlosse sind ein paar Kirchen, deren eine zu einem Nonnenkloster gehdrt, darin ein Duzend Mädchen erzogen werden. Ihre Grdffe richtet sich nach der Grdffe der Stadt. Die eine sieht mehr einer Kapelle ähnlich. Der fürstliche Pallast ist ein Gebäude, das einer jeden Stadt eine Zierde geben würde. Die Wände sind auswendig bemahlt, und stellen geharnischte Soldaten vor. Die Luft ist so rein in Monaco, daß die Mahleren nichts gelitten hat, ob sie gleich über hundert Jahre alt ist. Einige Zimmer sollen sehr schdn meublirt, und mit Gemälden von den besten Italienischen Meistern versehen seyn. Weil das Schloß am Rande eines hohen Felsen steht, so hat man aus den Fenstern eine herrliche weite Aussicht über die See, und über das Gebiete des Fürsten.

Monaco ist inzwischen nicht die einzige kleine Stadt in diesem Fürstenthume. An dem einen Ende desselben liegt Mentone, eine viel größere Stadt als Monaco, und die über tausend Einwohner mehr hat. Hier steht ein anderer Palast des Fürsten, und auf dem halben Wege zwischen Mentone und Monaco bey dem Dorfe Roccabruna liegt ein Landhaus für ihn. Die einzige Abgabe besteht in dem dreyzehnten Theile dessen, was sie alle Jahre bauen; und da es bey ihnen steht, ob sie das Erbauete selbst oder den Werth am Gelde entrichten wollen, so kann man denken, daß sie keine große Noth leiden.

Weil das ganze Fürstenthum nur ohngefähr vier Quadratmeilen Landes enthält, so sollte man denken, daß der dreyzehnte Theil der Producten nicht viel ausmache; gleichwol ist es eine bekannte Sache, daß es auf hundert tausend Französische Livres oder über fünf und zwanzig tausend Thaler beträgt. So groß ist der Unterschied zwischen dem hiesigen Boden, und dem um Turin. Zwanzig Acker Landes bey Turin sind nicht so viel werth, als ein einziger in dieser Gegend. Dies kommt von den Oelbäumen her, davon der Besitzer einen jeden so hoch nußt, als einen Acker Kornfeldes.

Die Produkte dieser kleinen Oberfläche, nebst dem, was die See liefert, und was durch die geringe Handlung erworben wird, ernähren die  
Be

Bewohner dieses schmalen Winkels der Welt so gut, daß keiner Noth leidet, jedoch auch nicht reich wird. Der reichste Bürger in Monaco hat, wie man mich versichert, ohngefähr dritthalb hundert Thaler Einkünfte. Die Anzahl der sämtlichen Familie im Lande erstreckt sich auf sechs tausend, nemlich zwey hundert in Monaco, drey hundert in Mentone, und fünf hundert in Roccabruna; die übrigen leben in dem Gebiete theils in einzelnen Wohnungen, theils in kleinen Dörfern zerstreuet.

Man siehet hier Französisches, Piemontesisches, Genuesisches und des Fürsten eigenes Geld. Das Gold des Fürsten ist aber überhaupt selten, weil er keine eigene Münze hat, sondern alles in Frankreich schlagen lassen muß, und dies ist seit einigen Jahren nicht geschehen.

Weil es den Morgen regnete, so mußte ich den ganzen Staat mit meinem Regenschirme durchreisen, und zwar auf dem neuen Wege, den der Fürst vor einiger Zeit längst der Seeküste von Monaco nach Mentone zur Bequemlichkeit seiner Gemahlin anlegen lassen, welche bey ihrem Hierseyn in der einzigen Kutsche fährt, welche jemals in diesem Fürstenthum gesehen worden. Der Fürst und seine Gemahlin haben eine Garde von zwanzig Mann in Scharlach mit Silber gekleidet, und das ist seine ganze Armee.

Die Seemacht ist etwas stärker, und besteht aus zwei Barken oder Schiffen, wie man sie nennen will; das eine ist mit vierzig Mann, die mit Flinten und kurzen Säbeln bewaffnet sind, besetzt, und das andere führt sechzig Mann, und acht kleine Stücke. Dies ist freilich eine Seemacht in Miniatur, sie ist aber doch hinlänglich, alles, was sich im Angesichte des Hafens zeigt, im Respekt zu halten; kein kleines Schiff oder Barke darf vorbeizudern oder segeln, ohne einen geringen Zoll zu erlegen, welchen der Fürst das Recht hat einzufodern, um das Feuer an verschiedenen Orten der Küste, zum Besten der Schifffahrt, davon zu unterhalten. Unsere Felüte, die nur mit einem halben Duzend verrosteten Messern, damit man kaum ein Stück Fleisch abschneiden kann, besetzt ist, mußte sich bequemen den Zoll zu erlegen. Der Patron Antonio entrichtete bey dem Einlaufen in den Hafen, den man wegen des seichten Wassers beinahe einen Teich nennen könnte, wenn er nicht auf der einen Seite eine Verbindung mit der See hätte, eine Abgabe von zwanzig Sous (sechs Groschen).

So verächtlich Monaco in Vergleichung mit der Assyrischen, der Griechischen und Römischen Monarchie scheint, so wird man doch wenig Reiche antreffen, die so angenehm in die Augen fallen. Der mit vielen Pflanzen reichlich besetzte Boden macht einen artigen

tigen Kontrast mit den nackenden Felsen, welche ihn auf der einen Seite einschliessen, und dem unbegrenzten Meere, welches sich auf der andern Seite zeigt. Von dem Berge bey Rocca-bruna stürzt ein Bach herunter, dem man mit Vergnügen eine halbe Stunde zusieht.

Die Universität zu Monaco ist eigentlich nichts anders als eine Schule, darin die Knaben zur Grammatik angeführet werden.

## 8.

### Russische Jagdmusik.

---

Als im Jahr 1751 der ehemalige Hofmarschall, Semen Kirilowicz Maryschkin, seines Amtes entlassen, und zum Oberjägermeister erklärt wurde, so dachte er sogleich darauf, das nach alter Art eingerichtete Jägercorps in allen Stücken in eine bessere Verfassung zu setzen. Die Jäger und sämtliche Jagdbediente bekamen eine nette Uniform. Ihre Mützen waren von vorne mit einem verguldeten Adler von getriebener Arbeit besetzt; und sogar die messingenen verguldeten Rockknöpfe stellten ein gefälltes Bild, einen Wolfs- oder andern Thierkopf, nach der Bestimmung des Mannes vor. Zugleich sollte

auch

auch die rauhe und sehr unmusikalische Jagdmusik am Kaiserl. Hofe verbessert werden; daraus entstand eine ganz neue vollständige Feld- oder Jagdmusik, die nie gewesen, und bis auf den heutigen Tag noch nirgends ihres gleichen hat.

Die Russischen Jäger wußten von je her von keinem andern musikalischen Instrumente, als von einem uralten, unförmlichen, messingenen Waldhorne, in gerad auslaufender oder auch etwas parabolisch eingebogener Regelgestalt. So wenig man auf diesem eintonigen Horne zu lernen hatte, so wenig angenehmes oder wohl lautendes gab es auch von sich. Sein rauher tiefer Ton war mehr ein Gebrülle, ohne alle Melodie, als eine Musik. Alle diese Jagdhörner, so viel man deren brauchte, pflegten nach einem einzigen Leisten, gleich groß gemacht zu werden. Folglich gaben sie alle einen Ton; und wenn denn bey einer Jagd 10 oder mehr Jäger in ihre Hörner stießen, so war dieser vervielfältigte brüllende Schall freylich stark genug, einen Wald oder eine ganze Gegend zu erschüttern, und das Wild aufzubringen, oder es zu verschrecken.

Es gelang dem Oberjägermeister dieser unangenehmen Wirkung abzuwehren, durch den Beystand eines sehr geschickten Hofwaldhornisten und Violoncellisten, Marásch, eines gebornen Böhmen; und zwar theils mit Beybehaltung, theils mit Abänderung oder eigentlich mit bloß



fer Vergrößerung und Verkleinerung desselben Horns.

Marasch ließ nemlich eben dieses unförmliche Rufische Jagdhorn 37 mal \*) von unterschiedener Größe und Weite, und also 3 volle abgestimmte Octaven, vom dreygestrichenen Bass-G. an, bis ins eingestrichene G. im Discant, verfertigen. Diese grosse, mittlere und kleinere Hörner theilte er an eben so viel Jägerspurche und Knaben, nach dem Verhältniß ihres Alters zum grossen oder kleinen Horn, und der zum Blasen erforderlichen Stärke oder Schwäche der Luft, aus.

Wie jedes Horn seinen eigenen Ton und nicht mehr giebt; so hatte ein jeder von diesen Jungen auch nur einen einzigen besondern Ton zu blasen. So bald nun ein jeder seinen Ton zu blasen gelernt hatte, kam es nun darauf an, ein musikalisches Stück, mit der ungetrennten Austimmung eines jeden, in dem Augenblick, da ihn die Reihe traf, herauszubringen. Die Beobachtung dieses Augenblicks, wenn einer in sein Horn zu stoßen hatte, mußte die Hauptlection bey einem jeden ausmachen. Folglich hatte jeder, nach der Vorschrift seines Blattes, alle die andern Stöße zu zählen, bis der Einstoß an ihn kam. Wenn nun jeder accurat zählt, und à tempo seinen Ton giebt; so kommen die vorgeschriebenen und unter  
alle

\*) Nunmehr sind sie schon auf 49 Stücke, und also auf 4 volle Octaven gestiegen.



alle hin und wieder vertheilte Töne des Stücks nach der Reihe, und also das Stück selbst mit seiner Melodie, heraus. — Der erste Unterricht in dieser ganz neuen Art ein einziges Stück durch so viele Bläser herauszubringen, kostete freylich besondere Geduld: allein die vortrefliche, ganz besondere, und von keiner andern Musik, in so verschiedenen Instrumenten sie auch bestehen mag, zu erwartende Wirkung, bezahlte auch diese Mühe.

Die Bestimmung dieser Musik geht auf ein offenes Feld, auf eine ganze Gegend, die sie ausfüllen, und also einen sehr grossen Raum der freyen Luft in ein sanftes, den Ohren angenehmes Zittern, mit abwechselnden starken, mitteln und schwachen Vibrationen setzen soll. Eine solche Wirkung im weiten Raume können nimmermehr verschiedene Instrumente, ja noch eins so viele, und am wenigsten Saiteninstrumente, hervorbringen. Dazu gehören viele lauter einförmige Blas-Instrumente, und keine unter allen andern schicken sich besser dazu, als diese Hörner von einem schwanckenden wallenden und weit ausbreitenden Schalle.

Wenn man 24 gewöhnliche Waldhörner zusammen, eine in die Harmonie nach hohen, mitteln und niedern Stimmen, nemlich in Sopran, Alt, Tenor und Bass vertheilte Melodie, spielen lassen wollte: so würde ungefehr etwas der neuen Rufischen Jagdmusik ähnliches herauskommen;

Das solcher aber an Anmuth und reizender Wirkung nicht gleiche. Denn die gewöhnlichen Waldhörner sind zwar unter einander auch einfürmig, können aber nicht so tief im Ton gemacht werden; folglich sind sie auch nicht so tremulant, und nicht von gleicher Wirkung, als die Rufischen Jagdhörner, in dem Ohr des auch weit, ja bis auf die Hälfte des Horizonts entfernten Zuhörers. — Wer diese neue Musik nicht gehört hat, kann sich einen Begriff von derselben machen, wenn er sich einbildet er höre von weiten etliche grosse Kirchenorgeln, in gedacktem Tone zugleich, aber nie höher als in den untersten zwei Octaven, in einem von ferne her gedämpften und wallendem Schalle spielen.

Die Jägerpursche und Jungen, die diese Musik ausmachen, sind alle gleich nett grün gekleidet, und stehen, wenn sie spielen, in 3 oder 4 Reihen hinter einander. Jeder hält sein Notenblatt vor sich, zählt unvermerkt immer fort, und giebt in seinem Augenblicke seinen Ton mit einer bewundernswürdigen Accurateffe an. Und so klingt das ganze Stück an einander fort, als wenn die Oberstimme von einem allein, die Mittelstimme von zweien andern, und die Bässe von etlichen zusammen, aus Einem Blatt gespielt würden. Diese neuen Musikanten spielen nicht etwa bloß langsame, gemeine Stückchen, sondern die schönsten ganz neu componirten Jagdstücke, Märsche, Arien, ganze Sinfonien  
mit

mit Allegro, Andante und Presto, und andere Melodien von vortreflicher Harmonie, ja verschiedene sehr figurirte Stücke mit Rondo- und sehr geschwinden Läufen und Passagen; welches um so mehr zu bewundern ist, da dergleichen Arbeciaturen und andre Passagen von zwey- und drey gestrichenen Noten, deren jede einen der verschiedenen Blaser besonders trifft, so gebunden herauskommen, als sie je von einem geübten Tonkünstler auf einem Instrument, das alle Töne hat, allein in der gehörigen Geschwindigkeit herausgebracht werden können.

Zur Geschichte dieser neuen Rufischen Musik ist noch anzumerken, daß sie sich zum erstenmale 1753, zum Erstaunen des Hofes und der ausländischen Minister, auf dem Felde vor dem Jagdschlosse Ismajlov unweit Moskau, habe öffentlich hören lassen, als der Oberjägermeister Maryschkin eine feierliche Jagd für die Kaiserin veranstaltet hatte. Nachmals ist sie öfters bey Hofe zu Petersburg, und vornehmlich im Thiergarten zu Sarstoye Selow, mit Entzücken gehört worden. Bey dem allegorischen Mascaradenaufzug durch die deutsche Slobode, und einen Theil der Stadt Moskau, in der Fastnachtswoche 1763, war sie unvergleichlich angebracht, da sie auf einem künstlich verfertigten Diana-berg, zwischen erlegten wirklichen Hirschen, Rehen, wilden Schweinen, Füchsen und Hasen, in einem Gebüsch den Berg hinauf vertheilt war,

und von 22 Paarweise vorgespannten Ukrainischen Ochsen durch die Strassen gezogen wurde.

Ferner ließ sie sich einen ganzen Nachmittag am 1sten May zu Moskau 1763. auf der Gallerie über dem Thorweg des Kaiserl. Jägerhofes, vor der Kaiserin und dem Großfürsten, wie auch vor einer unzähligen Menge anderer herten, die daselbst vorbeih, nach Moskowitzischem alten Gebrauch, denselben Tag nach Maria-Noschtsch ins Grüne fuhren. Zu Petersburg aber hört man in den schwülen Sommerabenden diese weitschallende Musik öfters im Gefolge einer Anzahl Hofschaluppen, auf dem Newa-  
strom.

## 9.

### Beschreibung einer Reise nach dem Kloster und den Einsiedelehen von Montserrat in Spanien.

---

Nie hab ich einen Ort mit mehrer innern Zufriedenheit verlassen, als Barcelona; wenn ich gleich das Vergnügen bey Seite setze, das ich mir aus dem Besuch des heiligen Berges versprach. Er wird Montserrat, oder von den Cataloniern Mountscie' genannt, welches einen zerschnittenen oder gesägten Berg andeutet, und die

diesen Namen führt er wegen seiner sonderbaren und außerordentlichen Gestalt: denn er ist so zerstückt, so durchbrochen, daß die unendliche Anzahl kegelförmiger Spizen in einer weiten Entfernung das Ansehen haben, als ob sie von Menschenhänden gemacht wären.

Er steht auf einer weiten Ebne, sieben Meilen, der gewöhnlichen Rechnung nach, von Barcelona, beynahe recht in der Mitte des Fürstenthums Catalonien. Die Höhe des Berges ist so groß, daß wir seine spizigen Thürme hoch über die niedrigeren Berge schon sehen konnten, als wir nach unserer Abreise von Barcelona eine Stunde langsam gereiset waren, und er schien uns so nahe zu seyn, daß eine Person, die einer solchen Täuschung in einer so reinen Atmosphäre nicht gewohnt wäre, es schwerlich würde glauben können, daß wir länger, als eine Stunde Zeit gebrauchten, um dahin zu gelangen; da wir doch den ganzen Tag zubringen mußten, um nach Martorel, einer kleinen Stadt zu kommen, die noch drey Meilen davon entfernt ist.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß ich das Kloster und einige Einsiedeleyen wahrnehmen konnte, als ich in einer Entfernung von mehr als zwanzig Englischen Meilen den Berg zuerst erblickte. Aber von Martorel aus waren sie so sichtbar, als der Berg selbst, den man den Fluß hinunter sahe, dessen Ufer, Bäume,

Häuser, Dörfer, und dergl. zierten, und endlich war die Aussicht von diesem glorreichsten Denkmal der Natur eingeschlossen.

Als ich den Berg zuerst erblickte, so hatte er das Ansehn einer unendlichen Menge von Felsen, die in kegelförmige Gestalten gehauen, bis zu einer erstaunenden Höhe über einander gethürmt waren. Bey einer nähern Beschauung schien jeder Kegel ein Berg für sich zu seyn, und das Ganze macht eine ungeheure Masse aus, die, nach der Rechnung der Spanier, zwey Spanische Meilen (leagues) in der Höhe und 6 Englische Meilen im Umfange hat.

So wie er keinem andern Berge ähnlich ist, so steht er auch von allen andern ganz abgesondert, ob er gleich von einigen ziemlich hohen nicht weit entfernt ist. Nahe am Fuß desselben auf der Südseite sind zwey Dörfer, das größte derselben heißt Montresol.

Meine Augen zogen zwey alte Thürme an sich, die auf einem Hügel, nahe bey dem kleinsten Dorfe Colbaton stehen. In diesem lehrten wir ein, und fanden ein kleines Wirthshaus, wo die Leute willig genug waren uns mit Eseln und Maulthieren zu versorgen; denn wir brannten nun vor Ungeduld, das heilige und berühmte Kloster unser lieben Frauen zu besuchen.

Zu diesem Kloster wallen Pilgrimme von den entferntesten Enden Europens; einige tragen als eine Busse schwere Stangen Eisen auf dem Rücken;

ken; andere rigen und geißeln ihren nackenden Leib mit Peitschen von Eisendrath, oder kriechen, wie die Feldthiere, auf allen vieren hinan, durch die Fürbitte unserer lieben Frau von Montserrat Vergebung ihrer Sünden zu erlangen.

Als wir etwa eine Stunde lang einen steilen und rauhen Weg hinan geritten waren, der breit genug, und wo die Abgründe nicht zu schrecklich waren, unsern Augen die größte Aussicht zu erlauben, so hatten wir eine Probe von dem, was wir oben zu gewarten hatten, sowohl, als von der weiten Aussicht nach unten.

Das majestätische Kloster öffnete uns den Anblick seiner Mauern; einige Einsiedlerzellen guckten noch höher über die zackigten Abgründe hervor. Voll von Erstaunen und Freude sahen wir mit Ehrfurcht zu dem Gott hinauf, der diese Steinhausen errichtete, und zu den heiligen Männern, die zwischen ihnen wohnen.

Nachdem wir noch drittelhalb Stunden in die Höhe gestiegen, langten wir auf einer Fläche auf der Seite des Berges, ohngefähr in der Mitte desselben an, wo das Kloster erbauet ist. Hier war Raum genug uns sicher umzusehen; und grosser Gott! welch ein weites Feld von Erde, Luft und Meer eröffnete sich hier. Die alten Thürme, welche bey Colbaton meine Aufmerksamkeit an sich zogen, verwandelten sich in Schweinstöben, die auf einer Anhöhe stunden.

Endlich kamen wir nach langem Harren an die Thore des Heiligthums. An jeder Seite derselben stehen ungeheure Bildsäulen zweyer Heiligen auf hohen Fußgestellen, und bey nahe gerade gegen über, an dem Fuß eines Felsen, der sich auf eine fürchterliche Art über das Gebäude lehnet, und allem, was unten ist, Verwüstung drohet, sind eine grosse Menge menschlicher Sessel in Form eines Kreuzes aufgerichtet. Innerhalb der Pforte ist ein viereckiger Kreuzgang, der rund herum mit Gemälden von den Wundern behangen, die die heilige Jungfrau auf ihre gethane Gelübde verrichtet hatte.

Nachdem wir eine weite Spalte in den Felsen, die jedoch voll von Bäumen und Gesträuchen war, von etwa tausend Schritt hinangestiegen waren, und sehr ermüdet nach einem sichern Ruheplatz uns sehneten, gelangten wir zu einer kleinen Höhle in dem Felsen, durch welche wir mit Freuden krochen; und da wir an die sichere Seite derselben gekommen waren, setzten wir uns durch eine kurze Ruhe in Bereitschaft, weiter zu gehen; obgleich nicht ohne einige Betrübniß, daß wir würden Einsiedler werden müssen, wenn kein besserer Weg herunter gieng.

Nach einer zweyten Kletterung, die nicht völlig so fürchterlich als die erste, aber weit länger war, kamen wir in einige blumichte und schlangenweise laufende Gänge, die zu zwey oder drey der nächsten uns nun sichtbaren und nicht weit



weit entfernten Einsiedeleyn führten: eine derselben hieng über einen so erschrecklichen Abgrund, daß sie fürchterlich mählerisch aussah.

Die Mirrthe, die Hagenbutte, der Jesmin und alle kleinere Arten von aromatischen Stauden und Blumen blüheten auf allen Seiten dick, und von selbst um uns her, und unsere Füße dufteten von dem Geruch des Lavendel, Rosmarin und Thimian, bis wir an die erste und friedsame Einsiedeleyn von St. Jacob gelangten. Wir besahen den kleinen Garten des heiligen Einwohners, und wurden von der Nettigkeit und demüthigen Einfalt, die den Besizer in allem charakterisirte, bezaubert. Seine kleine Kapelle, sein Brunnen, seine Weinlaube, seine hohe Cypresse, und die Mauren seiner Zelle, die von allen Seiten mit Immergrün bewachsen, und mit Blumen geziert waren, machten den Ort, wenn man auch die Lage abrechnet, bewundernswürdig angenehm. Seine Thüre war zugemacht, und inwendig war alles todstille; wie ich aber anklopfte, ward sie von dem ehrwürdigen Bewohner gedffnet. Er trug ein braunes tuchnes Kleid, sein Bart war sehr lang, sein Gesicht blaß, seine Manieren höflich, aber er war mit der Betrachtung der Dinge der zukünftigen Welt zu sehr beschäftigt, als daß er mit solchen Dingen, wie wir, die Zeit verlieren sollte. Wir thaten daher nur einen Blick in sein Gemach, und empfingen seinen Segen. Hierauf gieng er von uns, und hinter-

hinterließ uns alles, was er in der Welt, ausser seinem Strohbette, Büchern und Rosenkranz besaß. Seine Einsiedelei ist von zween Felsenspitzen eingeschlossen, und hat sehr enge Gränzen; sie ist aber überaus künstlich angelegt, und hat am Mittag gegen Osten und Norden die bezauherndeste Aussicht. Ob sie gleich auf zwey tausend dreyhundert Schritte von dem Kloster entfernt ist, so hängt sie doch so gerade über demselben, daß die Felsen nicht nur den Schall der Orgel und die Stimmen der im Chor singenden Mönche herauftragen, sondern man kann auch hören, wenn Leute unten auf dem Platz ordentlich mit einander reden.

Die zweyte Einsiedelei ist die von St. Catharinen, die in einem tiefen und einsamen Thale liegt, sie hat am hellen Mittag einen weiten und angenehmen Prospect nach Osten und Westen. Das Gebäude, der Garten u. s. f. sind sehr enge eingeschränkt, und liegen in einem höchst mahlerischen und sichern Winkel unter dem Fuß einer der hohen Spitzen.

Die jüngsten, und die von der stärksten Leibesbeschaffenheit sind, werden gemeiniglich nach den höhern oder nach denen Einsiedeleien geschickt, zu welchen der Zugang am beschwerlichsten ist: denn die Luft ist auf den höchsten Bergenden des Berges so dünne, daß es oft, wie sie sagen, das Odemholen mühsam macht. Was ist also billiger, als daß diese guten Leute, wenn  
 sie

sie älter und unfähiger werden, Beschwerden und Unbequemlichkeiten auszustehen, die bey den höchsten Wohnungen unvermeidlich sind, nach einem bequemern Aufenthalt versetzt werden, und die jüngern und stärkern ihnen folgen.

Nicht weit davon ist die St. Johannis-  
höhle, wo man an der Ostseite in den fürchter-  
lichsten Abgrund hinab schauet — einen Abgrund,  
der so schauernd ist, daß ich überzeugt bin, es  
gibt manche, deren Einbildung durch das An-  
schauern so sehr berauscht werden würde, daß sie  
in Gefahr schweben würden, sich hinab zu werfen.

Von da wird man durch einen Weg, der  
mehr bewundernswürdig als sicher oder annu-  
thig ist, über eine Reihe von Bergen zu der ho-  
hen Zelle von St. Onophrius geführt. Sie  
steht in einer Spalte der einen Spitze, sechs und  
dreißig Fuß über den Grund. Ihr Ansehn ist  
in der That zum Erstaunen, denn es scheint als  
hienge sie gewissermassen in der Luft. Man steigt  
auf einer Leiter von sechzig Stufen hinan, die aus-  
serordentlich beschwerlich ist, und alsdenn muß  
man über eine hölzerne Brücke, die von einem  
Felsen zu dem andern geht, unter welcher ein so  
fürchterlicher Abgrund ist, daß ich immer glaube,  
einem Menschen, der auch nicht übermäßig furcht-  
sam ist, werde es Mühe kosten, wenn er hinun-  
ter sieht, über dieselbe zu gehen, ohne einiger-  
massen jene Standhaftigkeit zu verlieren, die zu  
seiner Erhaltung nöthig ist. Der beste und  
sicher:

sicherste Weg ist, vorwärts auf das Gebäude, oder den Gegenstand, zu dem man will, zu sehen.

St. Onophrius besitzt keinen größern Raum, als sein Dach bedeckt, und hat keine andere Aussicht als gegen Süden. Der Bewohner, sagte er, sähe oft die Inseln Majorca, Minorca und Iviça, und die Königreiche Valencia und Murcia. Als ich ihn besuchte, war das Wetter ungemein klar, aber in der Ferne war ein dicker Nebel, der mich verhinderte die Inseln zu sehen: doch brauchte ich meine Augen auch besser, und unterhielt mich mit Betrachtung interessanter und angenehmer Gegenstände. Wenn man von dieser Einsiedelei weggeht, so hat man eine Aussicht auf das Thal St. Marie, (ehemals la vallée amère, das bittere Thal, genannt,) durch welches der Fluß Blobregat fließt, und welches die Bisthümer Barcelona und Bique scheidet.

Nachdem wir eine Leiter auf eben der Spitze, wo St. Onophrius liegt, hundert und fünfzig Schritte hinabgestiegen waren, so kommt man zu der fünften Einsiedelei, der bußfertigen Magdalena. Sie steht zwischen zwey hohen Spitzen, auf einigen erhabenen Felsen, und hat um die Mittagszeit eine schöne Aussicht gegen Morgen und Abend; und nahe bey derselben, auf einer noch höhern Spitze, ist die Capelle, von dannen man einen rauhen Abgrund und gähe Hügel hinab, auf das Kloster siehet, welches  
zwey

zwey englische Meilen entfernt ist. Zu dieser Zelle giebt es zwey Wege oder vielmehr Fußsteige, die beyde ungemein beschwerlich sind: der eine ist auf einer Leiter von wenigstens hundert Stufen; der andere besteht aus steinernen Stufen und Stücken Holz zur Unterstützung, so daß der dort wohnende Einsiedler sagt: das Pfeifen des Windes in stürmischen Nächten schalle wie das Brüllen gehetzter Stiere.

Nun bin ich zu St. Dimas, der letzten und wichtigsten, wo nicht der schönsten von allen Einsiedlerwohnungen, gekommen. Diese Einsiedelei ist auf allen Seiten von steilen und fürchterlichen Abgründen umgeben. Nach einigen derselben kann das Auge gerade hinunter bis in den Fluß Blobregat sehen, man kann nur von Osten durch eine Zugbrücke hinzu kommen, und wenn diese aufgezogen ist, wird aller Zugang zu derselben fast unmöglich.

Diese Einsiedelei war ehemals ein starkes Kastell, und im Besitz einiger Banditen, die am Tage auf Rauben und Plündern ausgiengen, des Nachts aber sich in ihre sichere Festung zurückbegaben. Da sie über dem Gebäude des Klosters stehet, oder vielmehr hängt, so pflegten sie oft Körbe an Stricken herunter zu lassen, und Mundvorrath, Wein, oder was das Kloster zur Nothdurft und zum Ueberfluß liefern konnte, zu fordern, und wenn ihr Verlangen nicht sogleich erfüllet wurde, so stürzten sie Felsen von un-

maßlicher Größe hinab, die oft die Gebäude beschädigten und die Leute erschlugen. Endlich beobachteten die Mönche durch gute Ferngläser und beständige Aufmerksamkeit auf die Bewegungen ihrer beschwerlichen Kostgänger, daß die mehresten auf Beute ausgegangen waren; sie beredeten deswegen sieben bis acht beherzte Pächter, mit Versicherung der Belohnung des Himmels, wenn sie die abscheulichen Abgründe erklettern, das Kastell überrumpeln, und die wenigen darein gebliebenen gefangen nehmen könnten. — Diese tapfern Leute kamen unbemerkt hinein, tödteten einen, und bemächtigten sich der andern. Das Kastell ward versthret, und auf der Stelle eine Einsiedelei erbauet, die den Namen St. Dimas, oder der gute Schächer erhielt. Man hat von derselben eine sehr weitläufige und prächtige Aussicht gegen Süden und Norden.

Noch giebt es andere Wege zu einigen Einsiedeleien, die wöchentlich von einem blinden Maulesel beklettert werden, der mit dreyzehn Körben, worin die Lebensmittel der Einsiedler sind, beladen, ohne Führer hinauf steigt, die Einsiedeleien nach der Ordnung vornimmt, zu jeder, so nahe er kann, hinzugeht, so lange wartet bis der Einsiedler sein Theil genommen hat, und er seiner Bürde entledigt ist, worauf er nach seinem Stall unten zurückkehrt. Ich traf dieses Thier auf dem Wege nicht an, aber wohl Zeichen von ihm,  
und

und man kann sich darauf verlassen, daß die Sache wahr ist.

Die Kapelle oder Kirche dieses Klosters ist ein edles Gebäude; hoch über dem grossen Altar steht das Bildniß der Jungfrau Maria, welches vor achthundert Jahren an der Seite des Berges in einer tiefen Höhle gefunden worden. Sie ist von Holz, von dunkelbrauner oder vielmehr schwarzer Farbe, in der Grösse eines zwölfjährigen Mädchens; ihre Kleidung ist kostbar, und sie hatte überdies eine mit ächten Juwelen von grossem Werthe reich besetzte Krone auf dem Haupte. Auf den Knien hält sie das Kind Jesus von gleicher Farbe und von einem Meister gearbeitet. Der hohe Altar ist ein prächtiges Werk, vor welchem beständig auf achtzig grosse silberne Lampen brennen. Die Gitter vor dem Altar wurden von dem Könige Philipp dem III. geschenkt, und kosteten sieben tausend Kronen. Alle Kosten, die neue zu bauen, werden auf eine Million Kronen, ausser die inwendigenzierathen, geschätzt, und die Sitze auf dem Chor auf sechs und dreißig tausend Livres. In der alten Kirche ist nichts weiter merkwürdig, als einige gute alte Monumente.

Nach der Messe führte man uns in eine Kammer hinter dem hohen Altar, wo die heilige Jungfrau steht, wo von uns verlangt wurde, ihr die Hand zu küssen. Zu gleicher Zeit bemerkte ich eine grosse Anzahl Pilgrimme, die in das Geogr. Leseb. 1. B. E mach

mach traten, deren bußfertiges Gesicht die Ehrerbietung und Andacht, mit der sie sich ihrer heiligen Gegenwart naheten, deutlich zu erkennen gaben. Wie wir zurückkamen, wurden wir dem Prior, einem lebhaften, höflichen, gesprächigen Mann vorgestellt, der nebst dem Vater Lender uns eine grosse Menge Kleinodien, goldene und silberne Gefässe, Kleider und so weiter zeigte, die dem Kloster von Königen, Königinnen und Kaisern geschenkt waren, um dieses wunderthätige Bild damit zu schmücken.

Sie haben Erlaubniß, von allen Kirchen, Flecken und Städten in Frankreich und Spanien Almosen zu sammeln, zu welchem Ende immer Layenbrüder auf Reisen sind, Geld und andere Geschenke einzuhoben. Diejenigen, die alle, welche zu ihnen kommen, füttern, müssen nothwendig selbst gefüttert werden; auch ist kein geistliches Haus in Europa, Loretto ausgenommen, von Kaisern, Königen, Päbsten und Prälaten mehr in Ehren gehalten worden, als dieses; ja sie haben mit einander gewetteifert, reiche und kostbare Kleider, Kleinode von unermesslichem Werthe und Gold und Silber von der vortreflichsten Arbeit zum Geschenk zu senden, das Bild unserer lieben Frauen damit zu schmücken.

Zu der unzählbaren Menge von Kostbarkeiten, mit denen diese schöne Kirche ausgeziert ist, gehört die vortrefliche Orgel, die beinahe zwölfhundert Pfeifen hat. In dem Custodium zeigt man



man drey Kronen für das Kind Jesus, zwey von lauterm Golde, die dritte von Silber, vergoldet, und reich mit Diamanten verzieret; eine von den goldenen Kronen ist mit zweyhundert und dreißig Schmaragden und neunzehn grossen Brillanten besetzt: die andere mit zweyhundert acht und dreißig Diamanten, hundert und dreißig Perlen, und sechszehn Rubinen, sie hat achtzehn tausend Ducaten gekostet.

Für die heilige Jungfrau sind vier Kronen vorhanden: zwey von Goldbleche, reich mit Diamanten besetzt; zwey von gediegenem Golde. An einer derselben befinden sich zweytausend fünfshundert grosse Schmaragden, und diese wird auf funfzig tausend Ducaten geschätzt. Die vierte und reichste hat eilfhundert vier und zwanzig Diamanten, unter denen fünfe sind, von welchen das Stück auf fünfshundert Ducaten geschätzt wird; mit achtzehn hundert grossen Perlen von einerley Grösse; acht und dreißig grossen Schmaragden, ein und zwanzig Saphiren, und fünf Rubinen besetzt. An der Spitze dieser Krone ist ein goldenes mit Diamanten besetztes Schiff, achtzehn tausend Thaler an Werth.

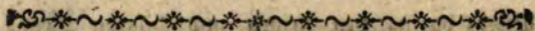
Ausser dem Superior der Einsiedler sind noch zwey Arten derselben, von denen keiner eine Einsiedelei besitzen kann, bis er sieben Jahr im Kloster zugebracht, und durch Handlungen des Gehorsams, der Demuth und der Kasteiung Proben seiner heiligen Gesinnung gegeben hat;

in dieser Zeit sind sie größtentheils Tag und Nacht in der Kirche, singen aber nicht. Nach Ablauf der sieben Jahre zieht der Abt die Brüder zu Rathe, und wenn sie der Meinung sind, daß des Geprüften Sitten und Wandel ihn zu einem einsamen Leben in der Einsiedelei berechtigen, so wird er dahin geschickt — aber vermuthlich wird ihm erst anbefohlen, einem alten Einsiedler aufzuwarten, der für die Nothwendigkeiten des Lebens selbst nicht mehr sorgen kann. Sie tragen ein braunes Kleid und einen langen Bart; zuweilen wird den Einsiedlern auch erlaubt, in einen heiligen Orden zu treten, und alsdann gehen sie schwarz und scheeren den Bart; jedoch sind sie nicht gleich anfangs daran gebunden, in diesen einsamen Wohnungen zu bleiben, sondern versuchen es gemeiniglich sieben bis acht Monate. Viele Aebte, deren Gewalt in der That sehr groß ist, und denen ihre Untergebenen mit der größten Ehrerbietung begegnen, haben demohngeachtet ihre Macht oft mit einem einsamen Aufenthalt vertauscht. Sie beobachten die Enthaltbarkeit von allem Fleisch, sie dürfen auch nirgends als in ihren Zellen essen. Wenn einige von ihnen sehr krank sind, werden sie nach dem Kloster hinunter gebracht, und alle in einer Kapelle, St. Joseph genannt, begraben.

Die Anzahl der Laienbrüder erstreckt sich auf etwa achtzig Personen. Sie sind braun gekleidet, und die Bärte geschoren. Ihre Pflicht besteht

besteht darin, den Armen und Pilgern Brod, Wein und andere Bedürfnisse zu reichen, und ihnen nach ihrem Stande eine Wohnung anzuweisen. Viele derselben werden in die äussersten Gegenden des Reichs, ingleichen nach Frankreich und andern katholischen Ländern versandt, Almosen zu sammeln: die aber zu Hause sind, sammeln das Getraide mit ein, und holen Lebensmittel aus den benachbarten Städten, zu welchem Ende sie auf fünfzig Maulesel halten. — Diese haben ebenfalls einen Superior, dem sie alle gehorchen.

Es werden auch viele Kinder und junge Studierende im Kloster erzogen, die in einem Alter von sieben bis acht Jahren angenommen werden. Manche darunter sind aus angesehenen Häusern. Sie schlafen alle in einem Zimmer, aber in besondern Betten. Es brennet beständig eine Lampe daselbst, und man muß sich über ihr sittsames Betragen wundern. Don Johann von Cardonne, Admiral der Galeeren, die den Malthesern zu Hülfe kamen, als ihre Insel von den Türken belagert wurde, war zu Montserrat erzogen, und schrieb unter andern an den Abt: Empfehlen sie mich dem Gebet meiner kleinen Brüder.



## IO.

## Von den eßbaren Vogelneſtern im Orient.

Man macht in Funkin eben ſo, wie in Sina, und dem ganzen Orient, ſehr viel aus den kleinen Vogelneſtern, und rechnet ſie nicht allein unter die ausgeſuchteſten Leckeren, ſondern hält ſie auch für ein Magenſtärkendes Mittel. Dieſe Vogelneſter kommen nur auf die Tafel der Könige, und weniger Großen. Man löſet ſie auf, man macht Kraftbrühen davon, man vermiſcht ſie mit andern Lieblingsgerichten, und behauptet, daß ſie alle Arten von Geſchmack haben. Die Eingebornen von Sina und Funkin mögen vielleicht alle dieſe Tugenden an ihnen finden, aber für einige europäiſche Gaumen ſind ſie nicht ſo ſchmackhaft geweſen. Doch hat es auch wieder Europäer gegeben, die ſie als eine der vorzüglichſten Speiſen betrachten, die zwar an ſich keinen beſtimmten Geſchmack hat, die ſich aber mit allen Arten von Gerichten verträgt, und ſie fürtreſlich macht. Die kleinen Vögel, Chim genannt, welche dieſe Neſter bauen, hängen ſie an Klippen, gegen die ſich das Meer bricht. Aller Wahrſcheinlichkeit nach beſtehen ſie aus dem

ver-

verdickten Schaum des Meers, den diese Vögel mit ihrem Schnabel auffassen, und dem Saft oder Harz des Calembac \*). Diese beyden zusammen vermischte und verhärtete Materien formiren eine durchsichtige Substanz, die, wenn sie frisch, weiß ist, und, wenn man sie trocknet, das Mittel zwischen gelb und grün hält. Man findet diese Nester in grosser Anzahl eines an andere gefleht, und ohngefähr wie unsere Schwabennester, aber weit kleiner, gestaltet. Wenn man sie verkauft, gleichen sie an Form und Grösse fast der Hälfte einer eingemachten Citronenschale. Sie werden in kleinen Röhren eingesammelt, mit denen die Eingehornen zwischen diesen Klippen herum zu fahren wissen. Der König von Cochinchina (wo die meisten in dieser Gegend gefunden werden) hat sich in seinen Staaten den ausschließlichen Handel davon, als der kostbarsten und gesuchtesten Waare seiner Länder, vorbehalten.

\*) Der Calembac ist in Europa wenig bekannt; man sammlet ihn in den fast unzugänglichen Gebirgen von Cochinchina und der sinesischen Provinz Yeman. Er wird mit Gold in Japan und Sina aufgewogen. Dieses Harz tropft von Natur aus dem Aloebaum, den man aber nicht mit der Pflanze dieses Namens, die ihres bitteren und purgirenden Saftes wegen in den Apotheken berühmt ist, verwechseln muß. Dem Calembac danken diese Vögel nester allein ihre herrliche Eigenschaften.



II.

Nurungzeb, weiland Großmogul  
in Indostan im J. C. 1658.

Nurungzeb wurde in seiner frühen Jugend zur Regierung einer Provinz erhoben, und mußte vermöge seines Amtes die Manier des Hofes im Kleinen nachmachen. Er hatte seinen Audienzsaal, und in seinem Justizcollegio den Vorsitz. Er behauptete dabey die ganze königliche Hoheit, nur nicht in der außerordentlichen Pracht, gegen welche er wegen der natürlichen Strenge seiner Sitten ganz abgeneigt war. Er bezeigte bey jeder Gelegenheit einen völligen Haß gegen die Schmeichler: und ließ keine Leute von liederlicher Lebensart vor sich kommen. Er verbannete die Musikanten, Tänzer und Sänger von seinem Hofe, als Feinde der Ernsthaftigkeit und der Tugend, und jagte die Gaukler, Comddianten und Narren aus seinem Pallaste, als eine ganz unnütze Gattung von Menschen.

Seine Kleidung war allezeit gleichförmig und nicht kostbar. Nur an Festtagen trug er ein goldenes Kleid mit Juwelen besetzt. Jedoch veränderte er seinen Anzug zweymal des Tages, indem er an sich vorzüglich reinlich war. So

bald

bald er des Morgens aufstund, so gieng er ins Bad, und dann begab er sich auf eine kurze Zeit zum Gebete. In seiner Jugend gieng er niemals am Freytage aus seinem Hause, und wenn er von ungefähr im Felde oder auf der Jagd war, so unterbrach er alle Geschäfte und Lustbarkeiten. Als ein grosser Eiferer für den mohamedanischen Glauben, belohnte er die Profelyten mit freygebiger Hand, ob er gleich diejenigen, welche in Religionsfachen anderer Meynung waren, nicht verfolgte.

Er brachte seine Strenge und Achtung für die guten Sitten mit auf den Thron. Er gab strenge Gesetze wider die Laster von aller Art. In der Verwaltung der Justiz war er unermüdet, wachsam und genau. Er saß fast täglich im Gerichte, und erwählte solche Männer, die sowohl wegen ihrer Tugend, als auch wegen ihrer Einsicht in die Gesetze berühmt waren, zu seinen Benstikern. Wenn die Sache verwickelt zu seyn schien, so wurde sie der Untersuchung des gewöhnlichen Oberhofgerichts überlassen. Die Richter mußten über solche Sachen, die man bey dem Throne angebracht hatte, Bericht erstatten, und der König sprach nach einer sorgfältigen Prüfung ihrer Gründe das Urtheil, und endigte den Proceß.

In den Gerichtshöfen der Gouverneurs in den Provinzen, und sogar oft in den Gerichten, worinne seine Abgeordnete saßen, hielt er Spio-

ne, die auf ihre Aufführung ein wachsamcs Auge haben mußten. Man wußte zwar, daß dergleichen vorhanden waren, aber ihre Personen waren unbekannt. Die Prinzen, seine Edhne so wohl, als die andern Gouverneurs mußten in beständiger Furcht seyn, und sie durften nicht die geringste Unterdrückung der Unterthanen ausüben, weil alles demselben zu Ohren gebracht wurde. Sie wurden bey der geringsten gegründeten Klage von ihrem Amte abgesetzt, und wenn sie vor ihm erschienen, so wurde ihnen ihr Verbrechen schriftlich übergeben. Sie verlohren alle ihre Güter und Ehrenstellen, und mußten täglich bey Hofe als Beyspiele für andere erscheinen. Wenn sie nach Beschaffenheit ihres Verbrechens auf diese Weise einige Zeit waren gestraft worden, so kamen sie wieder in Gnaden; die schuldigsten aber wurden auf Zeitlebens vertrieben.

Die Lebensstrafen waren unter dem Nurungzeb bey nahe ganz unbekannt. Die Anhänger seiner Brüder, mit welchen er um das Reich stritte, erhielten freywillig Pardon, so bald sie die Waffen niederlegten. So bald sie vor dem Könige erschienen, wurden sie als neue Unterthanen und nicht als alte Rebellen aufgenommen. Da er von Natur leutselig und aus Staatsklugheit mäßig war, so schien er zu vergessen, daß sie nicht allezeit seine Freunde gewesen wären.



So bald er öffentlich erschien, so nahm er eine gefällige freundliche Mine an, die ungemein angenehm war. Diejenigen, welche wegen des Ruhms seiner strengen Gerechtigkeit bey seinem Namen gezittert hatten, wurden bey seinem Anblicke selbst ganz beruhiget. Sie konnten sich vor ihm mit der größten Freyheit und Gelassenheit ausdrücken. Seine Leutseligkeit stärkte ihnen Vertrauen ein; und er selbst versicherte sich durch seine genaueste Unparteylichkeit in seinen Aussprüchen ihrer Hochachtung.

Seine lange Erfahrung in Geschäften, nebst der Scharfsinnigkeit und gutem Gedächtniß, verschafften ihm eine vollkommene Kenntniß der kleinsten Umstände in den Staatsangelegenheiten. Er erinnerte sich der Einkünfte, und wußte die Gewohnheiten eines jeden Districts. Er pflegte alles, was ihm täglich vorkam, in seinem Taschenbuche aufzuzeichnen. Er machte sich aus diesen Anmerkungen eine systematische Kenntniß von allem, was die Einkünfte betraf, wozu er hernach bey einer jeden nöthigen Gelegenheit seine Zuflucht nahm. Die Gouverneurs der Provinzen, und sogar die Einnehmer in den Districten fürchteten sich, wenn er einen von ihnen über den Zustand ihrer Aemter befragte, eine falsche Vorstellung zu machen, oder Unwissenheit zu verrathen. Das erstere machte sie auf immer unglücklich, und das letztere brachte sie aus ihrem Dienste.

Die öffentlichen Gebäude hatten insgesamt etwas, woran man seine Denkungsart erkennen konnte. Er bauete bey jeder Station von Cabul bis nach Murungubad, von Guzerat bis nach Bengal, und in der Stadt Agra, Häuser zur Bequemlichkeit der Reisenden. Diese wurden alle auf öffentliche Kosten erhalten. Man erfüllte sie mit Holz, mit Gefässen zum Kochen, mit einer gewissen Portion Reis und mit andern Lebensmitteln. Die Häuser, welche seine Vorfahren auf den Nebenstrassen angelegt hatten, wurden gebessert; Man bauete Brücken über die kleinen Flüsse, und verfertigte Boote zur Ueberfahrt über die grossen Flüsse.

In allen Hauptstädten von Indien stiftete er Universitäten; und in jeder kleinen Stadt legte er Schulen an. Es wurden auch Lehrer, welche man aus der öffentlichen Schatzkammer bezahlte, zum Unterricht der Jugend gesetzt. Es wurden Männer von bekannter Geschicklichkeit, Ehre und Gelehrsamkeit bestimmt, den Fortgang zu untersuchen, den die Schüler in den Wissenschaften machten, und die Trägheit und Unachtsamkeit an den Lehrern zu verhindern. Es wurden viele Häuser zur Aufnahme der Armen und Gebrechlichen errichtet, welche gewisse Einkünfte von der Krone erhielten. Unterdessen sammlete der König alle Bücher, welche man über jede Materie finden konnte; sodann ließ er viele Abschriften davon verfertigen, und legte Bibliotheken zur

Be-

Bequemlichkeit der Gelehrten an, welche sich derselben nach Belieben bedienen konnten. Er schrieb oft an Gelehrte in allen Winkeln seiner Staaten eigenhändige Briefe. Er ließ sie nach Hofe kommen, und setzte sie nach ihren Talenten in Staatsämter, und erhob diejenigen, welche in der Auslegung des Corans geübt waren, zur Würde der Richter in verschiedenen Gerichtshöfen.

Nurungzeb war sowohl im Kriege als in den Künsten des Friedens erfahren. Obgleich seine persönliche Tapferkeit fast ihres gleichen nicht hatte, so bemühet er sich doch mehr durch Kriegslust als durch Gewalt zu überwinden. Es gezeigte ihm zur Ehre, durch List glücklich zu seyn, und andere erwarben sich Ruhm, wenn sie mit der Macht siegten. Seine Kalt sinnigkeit im Treffen war so groß, daß er des Morgens und Abends, als den gesetzten Zeiten zum Gebete, niemals unterließ diese Pflichten zu erfüllen, und wenn es auch mitten in der Schlacht gewesen wäre. Er war sehr andächtig, und fieng niemals eine Schlacht an als mit Gebete; und nach einem jeden Siege verordnete er ein feierliches Dankfest.

In der Kunst zu schreiben war Nurungzeb in einem hohen Grade vortreflich. Er schrieb viele Briefe mit eigener Hand, und verbesserte allezeit den Ausdruck seines Secretairs. Er ließ niemals einen Brief von Wichtigkeit abschicken,

ken, den er nicht selbst vorher genau untersuchte. Er war im Persischen und Arabischen geübt, und schrieb die Sprache seiner Vorfahren der Moguls, nebst allen verschiedenen Mundarten von Indien. Er war in seinem Ausdruck kurz und nachdrücklich; und fasste alle Staatsbriefe so kurz und bündig ab, daß sie alle falsche Auslegung und Verwirrung verhinderten.

Er besaß zwar keine vorzügliche Stärke des Leibes, allein er war in allen Kriegsübungen außerordentlich munter und geschickt. Er war ein vortreflicher Bogenschütze, warf die Lanze mit grosser Anmuth; und war dabey ein so guter Reuter, daß ihm wenige Leute auf der Jagd nachkommen konnten. Er verstund sich so wohl auf den Gebrauch des Schießgewehrs, daß er ein Reh in vollem Jagen von seinem Pferde schoß. Wenn er auf dem Lande der Jagd nachgieng, so vergaß er dabey keinesweges die Staatsangelegenheiten. Er untersuchte die Beschaffenheit des Bodens; und erkundigte sich sogar bey den gemeinen Arbeitsleuten nach den Produkten desselben. Er verstund den Ackerbau, und deswegen ermunterte er die Leute dazu. Er gab ein Edikt, daß die Abgaben nicht auf diejenigen sollten gelegt werden, die durch ihren Fleiß ihre Ländereyen verbessert hätten. Er meldete sogar in diesem Edicte, daß eine bloße Gewohnheit ungerecht und thöricht wäre, daß es die Lust zur

Ver-

Verbesserung unterbräche, und den Staat arm machte.

Er unterhielt zwar nach der Gewohnheit des Landes viele Weiber, allein es war nur zum Staate. Er begnügte sich mit seinen rechtmäßigen Weibern, und auch diese nur nahm er nach und nach, wenn entweder eine starb, oder alt wurde. Er brachte wenig Zeit in den Zimmern seiner Weiber zu. Er stand alle Morgen bey Anbruch des Tages auf, und gieng in sein Badezimmer, welches mit einer geheimen Capelle eine Gemeinschaft hatte, wohin er sich auf eine halbe Stunde zum Gebet begab. So bald er aus der Capelle in sein Zimmer zurückkam, so las er eine halbe Stunde in einem Erbauungsbuche, und dann gieng er in den Harem um sich anzukleiden. Gegen sieben Uhr gieng er gemeiniglich in den Justizsaal; und saß daselbst mit den Richtern, las Bittschriften, und entschied Prozesse bis um neun Uhr. Die Justiz wurde auf eine summarische Art verwaltet, und die Strafen oder Belohnungen erfolgten unmittelbar, indem die Streitigkeiten, die nicht deutlich waren, von den Richtern in ihren Gerichtshöfen schon vorher waren erwogen worden.

Das Volk überhaupt hatte einen Zutritt in sein Justizcollegium, und jedermann war es erlaubt, seine Klagen und Beschwerden dem Monarchen vorzutragen. Nurungzeb ließ allezeit eine Summe Geldes neben sich auf die Bank legen,

gen, und unterstützte die Dürftigen mit eigener Hand. Auf diese Weise wurden täglich grosse Summen verwendet, und weil der Gerichtshof allen offen stand, so fanden die Unglücklichen unveränderlich eine Zuflucht in der Königlichen Güte.

Um neun Uhr begab sich der König zum Frühstück, und blieb eine Stunde bey seiner Familie. Sodann gieng er auf einen Balcon, welcher gegen den grossen Platz lag. Er setzte sich daselbst nieder, um seine Elephanten zu betrachten, die man in prächtigem Aufzuge vorbeijührte. Zuweilen vergnügte er sich an dem Gesechte der Tiger und Leoparden, bisweilen belustigte ihn auch der Kampf der arabischen Ziegen und Elendthiere oder verschiedener anderer wilden Thiere. An besondern Tagen sah er auch Esquadrons von der Cavallerie vorbeiziehen. Die schönen Pferde in seinen eigenen Ställen wurden auch bisweilen mit ihren prächtigen Geschirren von seinen Stallknechten vorbeigeritten, die verschiedene Künste im Reiten machten. Dieser Balcon, auf welchem er saß, wurde der Platz des geheimen Aufenthalts genennet, da er von dem Harem heraus sah, und die Damen alles hinter ihren Schirmen von seidenem Flor ebenfalls sehen konnten.

Nach einer stündlichen Belustigung an diesem Orte erschien der König gemeiniglich um elf Uhr in dem grossen Audienzsaale. Daselbst fand der ganze Adel in zweyen Reihen nach ih-

rem Range vor dem Throne. Die Gesandten, Gouverneurs, Befehlshaber der Armeen, indische Fürsten und Officiere, die aus ihren Diensten wieder zurückgekommen waren, wurden auf folgende Weise hineingeführt. Der Kammerherr führte einen jeden vor den König. In einer Entfernung von zwanzig Ellen von dem Throne, wird demjenigen, der eingeführet wird, von einem Marschalle geboten, sich dreyimal sehr tief zu bücken, indem er seine Hand jedesmal von dem Boden an seine Stirne erhebet. Der Marschall rufet bey jeder Verbeugung laut aus, daß ein solcher den König der Welt begrüßet. Sodann wird er durch zwey Reihen des Adels unten an die Stufen hinauf geführt, welche auf den Thron leiten, wobey eben diese Ceremonie wiederholt wird. Hierauf geht er ganz langsam die Stufen hinauf. Wenn er ein Mann von hohem Stande ist, oder in grossen Gnaden steht, so wird ihm erlaubt, sein Geschenk dem Könige selbst zu übergeben, der einen von den goldnen Ruppees berühret, und wenn dieser niedergelegt wird, so empfängt der Herr von der geheimen Borse das Ganze. Der König spricht bisweilen mit der hereingeführten Person; wenn er dieses nicht thut, so begiebt sich diese Person hinweg, indem sie ihr Gesicht gegen den Monarchen richtet, und eben die vorigen Ceremonien an dem bestimmten Orte verrichtet.

Die Einführung eines Officiers, der zu dem Rang eines Omrah's erhoben worden, ist der bereits beschriebenen völlig gleich. So bald als er sich von den Stufen des Thrones herab beiebt, so giebt der König seine Befehle laut, ihm ein reiches Kleid anzulegen, und ihm eine Summe Geldes, die ein Lack Ruppees nicht übersteigt, zu geben. Er wird zu gleicher Zeit mit zweien geschmückten Elephanten, einem männlichen und einem weiblichen, ingleichen mit zweien Pferden, nebst Geschirr, einem zierlichen Reisebette, einem vollständigen Kleide, welches, wenn es Seine Königliche Majestät einmal getragen hat, noch geehrter ist, und endlich mit einem Säbel mit Diamanten besetzt, und einer Juwelle für die Stirne seines Turbans beschenkt. Die Ehrenzeichen seines Ranges werden ihm auch vorgelegt: nebst Pfeifen, Trommeln, Fahnen, Spieszen, Pfauenschwänzen, silbernen Fischen, seinen gestochenen Titeln, und einem Pergament, welches das Patent seiner Würde und die Königliche Verwilligung eines Ritterguts enthält.

Der Audienzsaal in der Stadt Delhi wird Chelsittoon, oder der Saal der vierzig Pfeiler genennt, nach der Bedeutung des Namens. Auf dem grossen Plage vor dem Audienzsaale stellten sich die Cavaliers oder Leute, die in königlichen Diensten wünschten gebraucht zu werden, völlig bewaffnet zu Pferde nebst ihren Haufen von Anhängern. Der König besah sie zuweilen im



im Vorbengehen, und so bald sie ihre militärische Geschicklichkeit vor ihm gezeigt hatten, so wurden sie in Gold genommen. Der niedere Adel stellte sich auf einem andern Plage; Künstler nahmen nebst ihren artigen Erfindungen einen dritten Saal ein; und man belohnte sie nach der Nützlichkeit und Feinheit ihrer Arbeit. Die Jäger erfüllten einen vierten Hof. Sie brachten ihr Wildpret, welches aus einer jeden Gattung von Thieren bestand, die im Reiche gewöhnlich waren.

Muringzeb begab sich gegen ein Uhr in das Badezimmer, in welches die grossen Staatsminister kommen durften. Dasselbst wurden die Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit, als die Besetzung der Aemter, abgethan. Gegen drei Uhr begab er sich in den Harem zur Mittagsmahlzeit. Er brachte eine Stunde bey der Tafel zu, sodann schief er in der heissen Jahreszeit eine halbe Stunde auf dem Sofa. Nach vier Uhr ließ er sich gemeiniglich auf dem Balcon über dem grossen Thore des Pallastes sehen. Der Pöbel von aller Art kam daselbst zu ihm; einige, um ein Geschenk von ihm zu bitten, und andere, um ihre Klagen wider die Kronbedienten vorzubringen. Um sechs Uhr begab er sich in die Capelle zum Gebete, und nach einer halben Stunde gieng er in das Badezimmer, wohin in dieser Stunde die Mitglieder des Cabinets allein kommen durften. Hier fragte er sie in den wichtigsten und geheimsten Staatsangelegenheiten um

Rath; und aus diesem Orte giengen die Befehle an die Staatscollegia aus. Er wurde oft sehr späte in seinem geheimen Cabinet aufgehalten, da sonst die Gesellschaft mit den Geschäften abwechselte; jedoch gegen neun Uhr begab er sich gemeiniglich in den Harem.

Dies ist die Art, wie Nurungzeb gewöhnlich seine Zeit zubrachte; denn bisweilen fanden auch Ausnahmen statt. Bald erschien er einige Tage nicht in dem Justizcollegio, und bald war an andern Tagen keine öffentliche Audienz. So bald als die besondern Geschäfte eines Collegiums eine ausserordentliche Aufmerksamkeit erforderten, so wurden andere nothwendig zurückgesetzt. Es waren auch besondere Tage bestimmt, die Rechnungen der Einnehmer von den Einkünften durchzusehen, die Truppen zu mustern, und einige waren den Feyerlichkeiten gewidmet.



12.

Von den sieben Wunderwerken des  
Delphinats in Frankreich.

---

Die alten und neuen Geschichtschreiber vom Delphinat machen gewöhnlich viel Ruhmens von den sieben Wunderwerken dieser Provinz, ob sie gleich nicht einmal in der Wahl derer, welche diese Zahl ausmachen sollen, einig sind, und nur in viere mit einander übereinstimmen. Diese sind: der brennende Brunn, der Thurn ohne Gift, der Mont-Aliguille, oder der unersteigliche Berg, und die Hölen von Cassenage. Die übrigen dreye sind sehr willkürlich. Man rechnet hieher die Augensteine von Cassenage, insgemein die kostbaren Steine genannt; das Manna von Briançon, die zitternde Wiese, die Grotte unserer lieben Frauen zu la Balme, der Brunn, dessen Wasser die Farbe und Geschmack des Weins hat, der Bach von Barberon, u. a. m.

Der brennende Brunn (fontaine ardente) wirft nichts weniger als Flammen von sich. Er liegt auf einem Berge, drey Meilen von Grenoble, und eine halbe Meile von Bis. Der heil. Augustin scheint ihm eine noch viel außer-

ordentlichere Eigenschaft, als die Wärme ist, bezulegen. Er soll nemlich angezündete Fackeln auslöschen; und ausgelöschte wieder anzünden. Heut zu Tage aber hat das ausserordentliche aufgehört. Es ist nichts weiter, als ein kleiner Bach, dessen Wasser eben so, wie andere natürliche Wasser, beschaffen sind, das ist, sie sind kalt. Die Meinung, welche man von seiner Wärme ehemals gehabt hat, kann einigermassen durch folgendes entschuldiget werden. Er floß vor diesem unter einem Strich Erde hin, von welchem, von Zeit zu Zeit, einiger Rauch in die Höhe stieg, und zuweilen wurde man einige Flammen gewahr. Seit einiger Zeit aber läuft dieser Bach nicht mehr darunter weg, und wohl 12 Fuß davon entfernt. Diese Abweichung hat schon vor mehr als 200 Jahren ihren Anfang genommen. Es erhellet solches aus einem kleinen Werke des Peter Areod, eines Arzeneylehrten von Grenoble, worinnen er untersucht, warum dieser Brunn seit 10 Jahren seinen Lauf verändert habe? Dieser Bach mußte einigen Grad der Wärme annehmen, da er unter diesem kleinen feuerspeienden Erdstrich (Volcan) hinlief. Und daraus machte man einen brennenden Brunn. Da er aber nunmehr sehr weit von diesem harzigten Erdstrich entfernt ist, so kann er diesen Titel heut zu Tage nicht mehr behalten.

Der Thurn ohne Gift (Tour sans venin) verdient eben so wenig diese Benennung. Es ist falsch,

falsch, daß in demselben kein giftig Thier lebendig bleiben sollte. Es giebt daselbst Schlangen und Spinnen, und zwar in sehr grosser Anzahl. Man hat dergleichen Thiere dahin gebracht, um Erfahrungen damit anzustellen. Nicht der geringste Zufall schien sie zu beunruhigen. Man glaubt, daß zu dieser Fabel folgendes Gelegenheit gegeben habe; dieser Thurn wird Pariset genennt, und liegt eine Meile von Grenoble, oberhalb Seyfins, an dem Ufer des Drac. Vor Zeiten war eine dem heiligen Benin gewidmete Kapelle sehr nahe dabey befindlich. Und dieser Nachbarschaft hat der Thurn Pariset einzig und allein sein voriges Ansehen zu danken. Er wurde nach und nach von den Einwohnern der Thurn Saint = Berain, Sant = Berain genennet; und weil Berain nach der Aussprache des Landes so viel als Benin (Gift) bedeutet, so ist diese Zweydeutigkeit daraus entsprungen.

Der unersteigliche Berg (Montagne inaccessible) ist eine sehr steile und von allen Seiten abgerissene Steinklippe, auf einem hohen Berge in der kleinen Landschaft Trieves, ungefehr zwey Meilen von der Stadt Die.

Seine wahre Benennung war zu den Zeiten Karls des VIII. Aiguille (die Nadel), Mont = aiguille (der Nadelberg). Der Ursprung dieser Benennung soll daher kommen: Es erhebet sich auf der Seite gegen Mitternacht eine spizige Er-

höhung über die Oberfläche, die noch jetzt, wie eine auf der Spitze stehende Pyramide, oder wie ein umgekehrter Kegel aussieht; und man will versichern, daß er im Umfange oben viel breiter, als unten sey. Dieser Unterschied soll von 2000 Schritt bis 1000 betragen.

Es kommt indessen diese vorgegebene außerordentliche Gestalt mit der Wahrheit gar nicht überein. Die Grundfläche (base) dieser Stein-  
klippe ist so beschaffen, wie sie natürlich seyn soll. Der Umfang ist unten viel breiter, als in der Höhe. So viel ist indessen gewiß, daß es ein steiler und von allem Erdreich entblößter Felsen ist; daher fällt es sehr schwer, hinaufzu-  
klettern; es gehdrt aber viel mehr dazu, wenn er unersteiglich seyn sollte. Die Erfahrung lehret uns täglich das Gegentheil. Almar du Bivail, Parlamentsrath zu Grenoble, hat eine schriftliche Geschichte von dem Lande der Allobroger hinterlassen. Sie ist im Jahr 1530 geschrieben worden; und er saget darin ausdrücklich: Man steigt heut zu Tage sehr oft auf diesen Berg. Der leichtgläubige Gervasius von Tilbury erzählet, daß man zu seiner Zeit auf diesem Felsen einige über das Gras ausgebreitete Tücher wahrgenommen habe. Es hat das Ansehen, daß er solches der Geschicklichkeit der Feen zuschreibt; allein es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Tücher von den Bauern dieser Gegend, durch einen andern unbekanntem Fuß-  
steg,

steg, auf diesen Felsen gebracht worden. Dem sey aber, wie ihm wolle; die Unternehmung des Antonius von Bille, Herrn von Dompz Jullien und Beaupre, Statthalters von Montelimar, der den 26sten Jun. im Jahr 1492 auf Befehl Karls des VIII. hinaufgestiegen ist, hat ihm zur selbigen Zeit viel Ehre gemacht. Man hält ihn auch noch heutiges Tags, vielleicht fälschlich, für den ersten, der ein so kühnes Unternehmen ausgeführet habe.

Die Register der Rechnungskammer (Chambre des Comptes) des Delphinats, haben uns den davon schriftlich aufgesetzten Bericht aufbehalten. Es wird genug seyn, wenn ich den Brief, den er deswegen an den ersten Parlamentspräsidenten geschrieben hat, hier beybringe. Ich thue dies um so viel lieber, da er zur Verbesserung einiger Schriftsteller, die dieser Begehrtheit in ihren Schriften gedenken, sehr viel beyträgt.

„Da ich von dem König Abschied genom-  
 „men, hat er mir aufgetragen, zu versuchen,  
 „ob man nicht auf den Berg, der vor unersteig-  
 „lich gehalten wird, kommen könne. Ich habe  
 „mit Gottes Hülfe durch verschiedene künstliche  
 „Mittel und Maschienen einen Weg gefunden,  
 „hinauf zu kommen. Schon drey Tage bin ich  
 „mit mehr als 10 Personen, sowol Geistlichen  
 „als auch anderen Leuten, oben. Es befindet  
 „sich auch ein königlicher Steiger (Echelleur)

„darunter. Ich werde nicht eher herunterstei-  
 „gen, bis ich Ihre Antwort werde erhalten ha-  
 „ben, wenn Sie etwa jemanden, uns darauf zu  
 „sehen, abschicken wollten. Ich glaube aber  
 „nicht, daß Sie so leicht einen finden werden,  
 „der, wenn er uns auch auf den Felsen und den  
 „Weg, auf welchem wir hinauf gekommen, se-  
 „hen wird, zu uns zu kommen wagen sollte.  
 „Es ist der erschrecklichste und fürchterlichste  
 „Weg, den ich und meine ganze Gesellschaft  
 „jemals gesehen. Ich habe Ihnen solches  
 „deswegen berichten wollen, damit Sie es so-  
 „gleich, wenn es Ihnen beliebt, dem König  
 „durch meinen Diener, der Ihnen dieses über-  
 „bringt, schreiben können. Geschrieben am  
 „28sten Tage des Junius auf Aiguillefort,  
 „der unersteigliche Berg genannt; denn das  
 „Landvolk nennet ihn L'Aiguille (die Nadel).  
 „Ich darf nicht vergessen, daß ich ihm den Na-  
 „men des Vaters, des Sohnes und des heiligen  
 „Geistes, wie auch aus Liebe zum Namen des  
 „Königes, den Namen des heil. Karl des  
 „Grossen, habe geben lassen. Ich habe auch  
 „Messe lesen, und auf den äußersten Grenzen  
 „drey Kreuze aufrichten lassen.

„Ich muß auch eine kleine Beschreibung von  
 „dem Berge machen. Sein Umfang beträgt in  
 „der Höhe ohngefähr 1 französische Meile. Er  
 „ist eine Viertelmeile lang, und so breit, als  
 „man mit einer Armbrust (Arbaleste) schießen  
 „kann.



„ kann. Man findet auf der Ruppe eine sehr  
 „ schöne Wiese. Wir haben auch einen Ort mit  
 „ Gemsen (Garenne de chamoix) angetroffen,  
 „ die aber wohl niemals werden herunter kom-  
 „ men können. Sie hatten Junge von diesem  
 „ Jahre bey sich, von welchen eines bey unserer  
 „ Ankunft wider unsern Willen getödtet wurde.  
 „ Ich will sie nicht eher fangen lassen, als bis  
 „ mir der König Befehl dazu ertheilen wird.  
 „ Man muß eine halbe Meile auf der Leiter, und  
 „ eine Meile auf einem andern Weg hinaufstei-  
 „ gen, es ist in der Höhe der schönste Ort, den  
 „ ich jemals gesehen habe. Ich verbleibe alle-  
 „ zeit 2c. „

Man siehet aus diesem Briefe, daß dasje-  
 nige, was Symphorian Champier in der  
 Lebensbeschreibung des Ritter Bayard, und  
 Rabelais von einem Schöpse erzählen, den  
 man auf dieser Pläne soll gefunden haben, eben  
 so wenig wahr sey, als daß ein gewisser Deyac,  
 Conducteur der Artillerie Carls des VIII., wie  
 der letztere Schriftsteller uns überreden will, hin-  
 aufgestiegen seyn soll. Der Ausleger des letztern  
 hat sich eben so sehr betrogen, wenn er vorgiebt,  
 dieser Berg liege drey Meilen von Grenoble,  
 in der Gegend Embrun, nahe bey dem Hauptklo-  
 ster der Cartheuser Mönche (la grande Char-  
 treuse). Könnten wohl in so wenig Worten  
 mehr Fehler seyn?

Das Parlament zu Grenoble fertigte einen Thürsteher dahin ab, der die Wahrheit von demjenigen, was der Hauptmann Domp. Jullien berichtet hatte, untersuchen sollte. Der Thürsteher trug aber Bedenken, sein Leben in Gefahr zu setzen. Er begnügte sich damit, daß er um den Fuß des Felsens herumgieng, in seinen Bericht einzeichnete, daß er die Leitern angelegt gefunden, und daß ihn die Furcht vor dem Tode am Hinaufsteigen verhindert habe.

Das Vierte von den vorgegebenen Wunderwerken des Delphinats sollen die Hölen bey Sassenage (les Caves de Sassenage) seyn. Es sind zween ausgehlte Steine, welche man oberhalb des Dorfes dieses Namens, eine Meile von Grenoble, in einer Grotte antrift. Sie sollen sich alle Jahr am 6ten Januar, wie die Einwohner dieser Gegend erzählen, mit Wasser anfüllen. Aus der Menge des Wassers, welches sich darin einfindet, will man urtheilen können, ob es ein fruchtbar oder unfruchtbares Jahr werden wird? Einer von diesen beiden Steinen soll den Erfolg der Weinlese, der andere der Getreideerndte ihr Schicksal bestimmen. Es ist dies eine alte Fabel, welche durch listige Veranstaltung einiger Einwohner dieses Orts, die diese Steine mit Wasser anfüllten, viele Jahrhunderte hindurch ist unterhalten worden.

Dasjenige, was zu Sassenage einige Bewunderung verdienet, obgleich sehr wenig davon gere-

geredet wird, ist ein Wasserfall, der in einer Grotte gleich neben den Hölen befindlich ist. Die Quelle, welche aus einer sehr geringen Oeffnung des Felsens hervorspringt, nimmt ihren Ursprung aus der See, die sich zwei Meilen davon auf dem Berge Lanz befindet. Das Wasser dieses Quells fällt in ein grosses Becken, so die Natur scheint mit Fleiß dahin gemacht zu haben. In dieser Grotte wird noch von den Einwohnern dieser Gegend die Kammer und der Tisch der berühmten Fee oder Melusine gezeigt, von welcher das alte Haus von Cassenaſſe abstammen soll.

Man findet noch etwas besonderes an diesem Orte, und das sind die sogenannten kostbaren Steine (*pierres precieuses*), oder vielmehr die Augensteine (*pierres ophthalmiques*). Einige halten sie vor Schwalbensteine, oder vor einen Stein aus dem Neste, welches die herumfliegende Schwalbe gebauet hat.

Das Manna von Briançon (*Manne de Briançon*) ist das fünfte Wunderwerk, das vom Boisſieu in einem Gedicht erhoben worden. Man darf es aber keinesweges vor einen Thau halten, der, dem gemeinen Vorgeben nach, sich alle Morgen auf dem Lerchenbaum (*Meleze*) verhärten soll. Donat ab Altomari, ein neapolitanischer Arzneylehrter, hat schon vor beinahe 200 Jahren, durch verschiedene Erfahrungen gezeigt, daß dieses Manna nichts anders, als

als der Saft des Baumes sey, der durch die Wärme ausgetrieben worden. Diese Wirkung kann die Sonne, oder die Nachbarschaft einer Schmiede hervorbringen. Es würde überflüssig seyn, wenn man weitläufig beweisen wollte, daß weder der Lerchenbaum, noch Briançon die einzigen Orter sind, so das Manna hervorbringen. Man findet auch dergleichen Saft in dem Thal Graisivaudan, und in der Grafschaft Biennois, auf den Nuß- und andern Bäumen; obschon dieses Manna viel häufiger zu Briançon, als anderswo gefunden wird. Doch diese Materie ist schon in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1699 und 1707 weitläufig ausgeführet worden; und Herr Neaume hat mit vielen neuen Anmerkungen bewiesen, daß auf den Linden, ägyptischen oder Maulbeerfeigenbäumen (Sycomores), Ahornen, und andern Bäumen dergleichen ausgetriebener Nahrungsstoff angetroffen werde.

Die zitternde Wiese (Pré qui tremble) befindet sich im Gapischen Gebiete in einem See, oder Teich, eine halbe Meile von der Stadt Gap. Gervasius von Tilsbury nennet diesen Ort Cerseules oder Cerreole. Ich bin überzeugt, daß dieser Name verderbt ist. Jetzt wird er die See von Phalhotiers genennet. Dieses Wunderwerk hat sich seit der Zeit, da dieser Schriftsteller gelebet, sehr verändert. Nach seinem Vorgeben soll mitten auf der See eine

Kru-

Kruste, und auf selbiger eine Wiese befindlich gewesen seyn, die mit Fischergarnen an das Land gezogen worden, wenn man das Gras von derselben abmähen wollte. Sie soll nach geschehener Arbeit, wenn sie losgelassen worden, wieder von selbst an ihren alten Ort, und auf die Mitte des Wassers zurückgeschwommen seyn. Es ist nichts weiter als untereinander gewachsenes Gras und Schilk, das von Leim und Wasserschaum, der sich nach und nach angesetzt, zusammen gehalten wird, und auf dem Wasser herumschwimmt. Die schwimmenden Inseln auf der See von Tivoli, diejenigen, welche sich in Roussillon und in den Niederlanden, insonderheit in der Gegend von St. Omer befinden, sind viel beträchtlicher und von grösserer Dauer. Wollte man in jeder Provinz allen denen Dingen, so etwas ausserordentliches an sich haben, den vielbedeutenden Namen der Wunderwerke beylegen, so würde man fast eben so viele zählen können, als Dörfer in Frankreich sind.

Die Grotte unserer lieben Frauen zu la Balme (Grotte de notre Dame de la Balme) in Viennois, verdient noch etwas mehr Aufmerksamkeit. Man findet zum wenigsten daselbst einige Versteinerungen. Es ist aber bekannt, daß sie in allen dergleichen unterirdischen Dörtern, wo das Wasser durch kleine Ritzen herabtröpfeln kann, sehr gemein sind. Die ehemals darin befindliche See, deren schrecklicher und fürch-

fürchterlicher Abgrund die an ein Brett befestigten Fackeln soll verschlucket haben, so man zurückgelassen hatte, als Franz der I. hinuntersteigen wollte, ist verschwunden, und hat sich in einen kleinen Bach verwandelt, der öfters austrocknet ist.

Des Boisfieu Weinquelle (Fontaine vineuse), l'Ornorhoe, ist der Brunn von St. Peter d'Argenson, einem Dorfe in dem Gaspischen Gebiete. Er führet ein mineralisches Wasser, welches ein bewährtes Mittel wider das Fieber seyn soll. Man muß sehr von diesem Mährchen eingenommen seyn, wenn man einen Weingeschmack daran bemerken will. Das Wasser von St. Peter d'Argenson ist mit viel Eisentheilchen vermischt; der Geschmack, welchen sie von den Eisenminen, durch welche sie hinläuft, angenommen, hat sie in eine Weinquelle, und folglich auch in ein Wunderwerk verwandelt. Sehr viele andere Quellen, und sonderlich diejenigen, welche man in der Gegend von Clermont in Auvergne antrifft, haben diesen Geschmack mit ihr gemein. Diese letzteren haben noch ganz eine besondere Eigenschaft, welche die Geschichtschreiber des Delphinats, wenn sie an einer Quelle in ihrem Lande wäre bemerkt worden, sehr würden erhoben haben. Ich mehne die Eigenschaft, die hineingeworfenen Körper zu versteinern, oder vielmehr mit einer steinartigen Rinde zu überziehen. Unter allen diesen Quellen, welche

in

in der Gegend von Clermont, und sonderlich bey dem Flecken St. Allire hervorbrechen; ist ohnstreitig die berühmteste und merkwürdigste, so die Brücke gemacht hat, derer so viel Geschichte schreiber in ihren Schriften gedenken. Die Beschreibung des P. Kircher würde viel richtiger seyn, wenn er sie selbst hätte untersuchen können. Es ist eine Art von einem Felsen, der aus verschiedenen Schichten, so dieses Wasser seit vielen Jahren daselbst gemacht hat, entstanden ist. Man bemerket an diesem sehr harten und dichten Felsen nicht eher eine Höhlung oder Schwibbogen, bis man wohl 60 Schritte hineingegangen und zu einem kleinen Bach kommt, der Tiretaine genennet wird. Dieser ist stark genug, sich einen freyen Durchgang zu erhalten. Denn die Quelle, welche auf ein viel erhabners Erdreich fällt, als das Bette des Bachs ist, hat unaufhörlich etwas von der steinigsten Materie angefetzt, und endlich durch die Länge der Zeit aus selbiger einen Bogen aufgeföhret, unter welchen der Tiretaine ungehindert durchlaufen kann. Nach diesen fiel das Wasser von der Quelle wieder ordentlich herunter, und da entstund ein neuer Stein, welcher einen Pfeiler abgab. Diese besondere Wirkung hatte den Einwohnern dieser Gegend so sehr gefallen, daß sie auf den Einfall kamen die Bänke zu verlängern. Sie leiteten den Bach aus seinen alten Ufern ab, daß er nunmehr seinen Lauf neben dem Pfeiler hinnehmen muß. Die Quelle

führte hierauf, auf eben die Weise, wie ich schon erzählt habe, einen andern Bogen auf. Und es würden auf solche Art, so viel Bogen und Pfeiler, als man nur gewollt hätte, haben können erbauet werden. Da aber den Benedictinern von St. Allire der starke Zuspruch, von so viel Leuten, die sich dieses Kunststück der Natur zu betrachten täglich daselbst einfanden, beschwerlich fiel, so suchten sie diese wunderbare Eigenschaft dieser Quelle zu verringern, und leiteten sie in verschiedene Arme ab. Sie haben auch ihren Endzweck glücklich erreicht, und die versteinemde Kraft der Quelle dergestalt vermindert, daß sie nunmehr nur diejenigen Körper mit einer schwachen Steinrinde überziehet, auf welche sie perpendicularer herunter fällt. Hingegen wird man an denjenigen, über welche sie ihren ordentlichen Lauf nimmt, nichts mehr gewahr. Sonst ist das Wasser dieser versteinemden Quelle, denen Personen, die solches trinken, nicht schädlich, obgleich P. Kircher solches vorgiebt. Die Erfahrung lehret uns das Gegentheil täglich. Der ganze Flecken St. Allire bedient sich keines andern Wassers, als desjenigen, so von dieser Quelle kommt. Doch ich muß noch von dem Bach bey Barberon (Ruissseau de Barberon) in la Valoire reden. Wenn man dem Almar von Falcoz, und dem Boissieu glauben darf, so soll er, durch die Menge des Wassers, die Fruchtbarkeit der Jahre anzeigen. Es würde nicht



nicht schwer fallen, eine physikalische Ursach auszuspiiren, nach welcher man aus den Ueberschwemmungen gewisser Bäche eine gute Erndte vorher sagen kann. Die natürlichen Wasserbehältnisse ergiessen sich nicht eher, als wenn die innern Theile der Erde mit genugsamen Wassern versehen sind, da sie denn nur das Ueberflüssige auswerfen. Ich will mich aber in diese Untersuchung nicht einlassen, ich will nur so viel sagen, daß der Bach von Barberon, wenn er auch die ihm zugeschriebene Eigenschaft wirklich haben sollte, dennoch nicht verdiene, unter die Wunderwerke gerechnet zu werden. Ja ich glaube gar, daß man der Sache nicht zu viel thun wird, wenn man sie in Zweifel ziehet. Er ist nicht der einzige Bach in dieser Provinz, an welchem man diese vorgegebene Eigenschaft will bemerkt haben; es giebt deren noch mehrere, denen das gemeine Volk diese Ehre erweist, und sie sind noch viel beträchtlicher als der bey Barberon. Der Oron und la Beuze oder Beouze haben, ausser dem vorgegebenen Vortheil, die guten und schlimmen Jahre vorherzusagen, noch viel merkwürdigere Eigenschaften, welche ihnen vor dem kleinen Barberon einen grossen Vorzug ertheilen. Diese beiden Flüsse, davon der eine bey Moras, der andere bey Beurepaire in Viennois vorbeystriesset, entspringen aus einer Quelle. Sie verlieren sich beide im Sande, und kommen beide nach einiger Zeit wieder zum Vor-

schein. Sieben Jahr hindurch sind sie sehr seichte, und die folgenden 7 Jahre wachsen sie so an, daß sie sich über die ganze Nachbarschaft ergießen. Sie ahmen durch diesen Austritt dem Nil im Kleinen nach, und bereichern auf gewisse Weise das Land, indem man sich des Wassers, die ganze Gegend damit zu wässern, bedient. Das ganze Geheimniß besteht indessen darin, daß diejenigen Wasserbehältnisse, aus welchen diese Quellen entspringen, sich nothwendig aufs neue, wenn sie erschöpft sind, mit Wasser anfüllen müssen, und daß dazu eine gewisse Zahl von Jahren, Tagen oder Stunden erfordert werde. Und hieraus folget nothwendig, daß die Bäche zu der Zeit, wenn diese Wasserbehältnisse ausgeleeret und erschöpft sind, in ihrem Laufe müssen gehemmet werden.

## 13.

Beschreibung eines Stiergefechts, welches auf dem grossen Markt (Plaza Major) zu Madrid bey Gelegenheit des Einzugs des jetzt regierenden Königes Carl des III. in diese Hauptstadt, den 15ten Julius 1760. gehalten worden.

Auszug aus einem Briefe.

Wir kamen auf dem grossen Markt, eine halbe Stunde nach drey Uhr Nachmittags an, und fanden diesen grossen Platz ganz gedrängt voll Menschen, alle Balkons mit vielfarbigen seidenen Teppichen gezieret, und die Häuser vom Boden an bis auf den Gipfel mit Volk angefüllt. Die Zugänge von dem Markt waren mit Balkons bebauet, und eine Art von Bühne ungefehr 8-9 Fuß über den Grund oder den Fußboden erhoben, mit Oeffnungen an gewissen Stellen und mit hölzernen Thüren, war rings um den Platz her gebaut.

Zuerst kamen 4 Kutschen der Kampfritter von einer altväterischen und besondern Gestalt, mit Gläsern an den Enden, und an beiden Seiten ganz offen auf den Platz. Die Ritter fassen

an den Schlägen ihrer Kutschen, und grüßten im Fahren das Volk und die Balkons. Vor dem Königlichen Hause gieng eine Compagnie Hellebardirer, und darauf kamen 7-8 Königliche Kutschen, vor des Königs leerem Staatswagen (Carosse de Respect), welcher aufferordentlich prächtig mit roth- und goldnen Zierathen und herrlichen Gemälden gezieret war. Auf diesen folgte eine andere Kutsche mit einigen der größten Staatsbedienten, die unmittelbar vor dem König herfahren, und hinter ihnen der König mit der Königin in einem kostbaren Wagen mit Zierathen von gediegenem Silber und einer Krone auf dem Deckel. Das Pferdegeschirr war gleichfalls von Silber mit grossen weissen Federbüschen. Nach ihnen fuhren die Wagen der Prinzen von Asturien, der zwei Infantinnen und des Don Louis, mit ihrer Begleitung.

Ihro Majestäten nahmen ihren Platz auf einem verguldeten Balkon, der mit einem Himmel und Vorhängen von roth und Golde bedeckt war, gerade gegen uns über. Zur Rechten von dem Königlichen Balkon stand die übrige Königliche Familie, und zur Linken die Kammerjunfer in einer Reihe, alle in einer Uniform von Blau und roth, reich mit Golde besetzt. Die Hellebardirer giengen darauf von des Königs Balkon, der gerade in der Mitte der einen Seite stand, weg, formirten zwei Linien, wendeten sich nach verschiedenen Gegenden, und reinigten

sogleich den Platz von der Menge des Volkes, welches sich auf die vor dasselbe rings umher errichtete Bühne begab, worauf sich die Hellehardirer wieder in eine Linie vor das Gerüste unter dem Königlichem Balkon stellten. Alsdenn erschienen zwei Compagnien junger Leute einförmig in Cappen mit roth taffeten Wamsern gekleidet, welche sich zur Rechten und Linken des Platzes stellten, und mit einem Eimer Wasser in den Händen von einer Seite zur andern gingen und den Kampfplatz wässerten. Als dieses geschehen war, kamen die sechs ersten Alguazils, oder vornehmsten Gerichtsbedienten der Stadt, in alter Spanischer Tracht, schwarz mit zerschnittenen Ärmeln, grossen weissen fliegenden Perücken und Hüthen, mit vielfarbigen Federn gekleidet, auf schönen wohlgeputzten Pferden, und stellten sich unter den Königlichem Balkon, unter welchem sie die ganze Zeit halten mußten, um seine Befehle zu erwarten. Nur, wenn sie von den Stieren angefallen, mußten sie sich mit der Flucht retten, weil sie ganz ohne Waffen und wehrlos waren.

Nachdem nun der König seine Erlaubniß zum Stiergefechte ertheilet hatte, so kamen die Leute herein, die den Rittern gehörten. Es waren ihrer vier starke Compagnien in Maurischer Tracht von Seide, kostbar und herrlich mit Borden und Stickerey gezieret. Diese gingen zuerst vor den Balkon des Königs, dem sie ihre Ehrerbietung bezeigten, und denn zogen sie rings um den Platz.

Die Schönheit, Seltsamkeit und Verschiedenheit ihrer Kleidungen machte dabey den angenehmsten Anblick, den man sich nur einbilden kann.

Nach ihnen erschienen die vier Ritter selbst in alter Spanischer Tracht, mit Federn auf den Hüthen, auf den vortreflichsten Pferden; jeder führte in seiner Hand eine Lanze, und war von zween Bedienten (in Seide von der Farbe seiner Liverey gekleidet, mit Mänteln von eben der Farbe,) begleitet, welche niemals von seiner Seite gehen und in der That seine stärkste Vertheidigung sind. Nachdem diese Ritter dem König auch ihre Ehrerbietung bezeiget hatten, gingen ihre Compagnien zurück, und ausser denen, die an ihrer Seite waren, blieben nur wenige, die, so wie diese, auch mit Mänteln gekleidet waren, zurück, und zerstreueten sich auf dem ganzen Kampfplatz. Die Ritter vertheilten sich darauf zum Angriff, und der erste stellte sich dem Thor des Ortes gegen über, wo die Stiere verwahret wurden, der andere ein wenig hinter ihm, und so auch die beiden übrigen.

Der König gab hierauf das Zeichen, daß das Thor erdffnet werden sollte, und der Stier erschien unter dem Schalle einer kriegerischen Musik und dem Frohlocken des Volks auf dem Platze. Als er sah, daß einer von den Begleitern des ersten Ritters seinen Mantel vor ihm ausbreitete, rennete er gerade auf ihn zu, allein der Mensch entwischte ihm glücklich, und gab dadurch seinem Herrn

Herrn eine Gelegenheit, seine Lanze in dem Nacken des Stiers zu brechen. Auf gleiche Weise suchte derselbe die andern Ritter anzufallen, aber allemal mit gleichem Erfolg, bis er endlich, nachdem er von den Lanzen viele Ehrenwunden empfangen hatte, von den Fußgängern angegriffen wurde, die sich mit einer unglaublichen Fertigkeit, so lange als sie es für gut hielten, mit ihm herum tummelten, und den Lustkampf ganz leicht damit endigten, daß sie dem Stier entweder einen Degen in den Hals, oder in der Seite beybrachten, welches ihn zum Fallen brachte, und dann ihm einen Dolch, oder die Spitze eines Degens hinter den Hörnern in das Genicke stießen, welches allemal schleuniger den Tod verursacht. Nach diesem wurde der Stier sogleich von Maulthieren, die zu dem Ende schön aufgeputzt und mit Decken gezieret sind, weggeschleppt.

Anfänglich war ich vornehmlich für die Fußgänger besorgt. Aber ich bemerkte bald, daß sie fast in gar keiner Gefahr waren. Ihre Mäntel schaffen ihnen eine Art von Sicherheit, weil die Stiere allezeit darauf losgehen, und sie hinter denselben dem Stosse gar leicht ausweichen können. Ausserdem sind ihrer viele, von denen einer dem andern beysteht, so daß sie allemal den Stier dahin locken können, wohin sie wollen, und im schlimmsten Falle retten sie sich durch einen Sprung auf das Gerüste.

Die Ritter sind in grösserer Gefahr, weil ihre Pferde viel zu feurig sind, als daß man sie so genau lenken könnte, als es nöthig zu seyn scheint. Sie sind daher dem Unfall leicht ausgesetzt, alle Augenblicke mit ihren Pferden über den Haufen gestossen zu werden, wenn ihnen ihre Begleiter zu beiden Seiten nicht beystehen. Wir sahen gleichwol zwey der schönsten Pferde zu Boden stossen. Das eine stürzte mit seinem Ritter nieder, aber ohne Schaden. Der Muth dieser Pferde ist so groß, daß man sie öfters noch gegen den Stier hat zurennen sehen, wenn ihnen schon die Gedärme aus dem Leibe hingen.

Nachdem sich nun die Ritter bey diesem Kampfe wacker herum getummelt hatten, gab ihnen der König Erlaubniß, sich zurückzuziehen und auszuruhen. Man ließ aber nach und nach noch zehn dergleichen weit wütendere Stiere, zu einem andern Thore, jedoch nur einen auf einmal heraus, mit diesen balgten sich nur die Fußgänger herum, die sich so wenig vor ihrer Wuth fürchteten, daß sie vielmehr alle Mühe anwendeten, sie noch mehr zum Grimm zu reizen, indem sie ihnen zackigte Wurfspfeile, mit Büscheln von Papier gezieret, auf den Hals, oder sonst auf den Leib warfen. Einige waren mit Schießpulver angefüllet, und brennend, daß sie, so bald sie im Stier hingen, wie Raketen oder Schwärmer zerplatzten. Nichts kann schmerzlicher seyn, als diese Wurfspfeile, die sich immer tiefer ein-

drü-



drücken und niemals losgehen. Allein die Herzhaftigkeit und die erstaunliche Geschicklichkeit, mit der sie geworfen werden, machet, daß man der Grausamkeit dabey vergisset. Man hat noch eine andere Art, mit der Wuth dieser Stiere ihren Spott zu treiben, indem sie aus Ziegenfellen allerhand Figuren bilden, sie mit Wind aufblasen und vor sich stellen, welches das lächerlichste Schauspiel ist.

Viele Stiere wollen jedoch nicht angreifen, und einer von den grimmigsten, der es that, schien mehr Furcht bey dem Angriff der standhaftigsten zu bezeigen. So sehr scheuen sie sich vor einem Vorwurf, der nur fest stehet, und sich von ihrer Annäherung nicht erschrecken lässet. Man bedient sich auch eines grossen Speers, den ein Mann schief und mit dem Ende auf dem Boden hält, die Spitze aber gegen das Thor, wo der Stier herauskommt, richtet. Dieser ermangelt niemals darauf loszugehen, und mit grosser Gefahr für den Mann, der allezeit zu Boden geworfen wird, aber mit noch grösserer Besorgniß für sich selbst, denn gemeiniglich rennet er sich die Spitze in den Kopf, oder in das Genicke, und das mit solcher Gewalt, daß wir einen Speer haben zersplittern sehen, der weit dicker als mein Arm war. Man hezte auch einen Stier mit Hunden, die so viel Muth und hartnäckige Standhaftigkeit bezeigten, als die von der besten Zucht in England.

Dieses Lustgefechte ist wirklich eines der schönsten Schauspiele in der Welt, man mag es nun als eine blosse Augenbelustigung, oder als eine Uebung der Tapferkeit und der unbeschreiblichen Geschicklichkeit der Kämpfer betrachten. Die Spanier sind dergestalt darin verliebt, daß jedes Weibesbild ihren letzten Lumpen versehen wird, um es zu sehen, und man hat uns versichert, daß einige dieser Balkons nicht weniger als 100 Pistolen für einen Nachmittag kosteten.

Ein solches feyerliches Stiergefechte auf dem grossen Markte wird blos bey den größten Gelegenheiten, wie die Vermählungen, oder der Antritt der Regierung ihrer Könige ist, angestellet, denn es kann nicht ohne sehr grosse Kosten so wol für den König als für die Stadt geschehen. Aber gleich aufferhalb der Stadtmauer ist zu dem Ende ein Schauplatz erbauet, wo alle 14 Tage dergleichen Stiergefechte angestellet werden, welche die Kenner der Kunst denen feyerlichen weit vorziehen, weil die Stiere viel wütender und die Kämpfer in weit grösserer Gefahr sind.

## 14.

Krönungsfeyerlichkeiten eines Königs  
von Ungarn.

**E**hedem wählte man die Könige auf dem Rakoscher Felde unweit Pesth. Die Stände versammelten sich an einem zur Wahl bestimmten Tage daselbst, gaben dem Candidaten ihre Stimmen, und liessen diese Wahl dem eben daselbst versammelten Volke bekanntmachen, welches mit einem dreymaligen Brutschreyen seine Zufriedenheit äusserte. Der Erzbischof von Gran verfügte sich sodann mit den Ständen nach Stuhlweissenburg, wo er an dem zur Krönung bestimmten Tage dem Volke die Reichsinsignien zeigte, und es nochmals fragte, ob es mit der gewählten Person zufrieden wäre? Wenn es mit Ja antwortete, ermahnte er es zum Gehorsam, wandte sich sodann zu dem Kandidaten, und las ihm die Pflichten gegen seine Unterthanen vor, welche dieser mit einem Eide bekräftigte, und sodann gekrönt ward.

Gegenwärtig ist es gewöhnlich, daß die zu einem Landtage berufenen Stände sich an einem bestimmten Tage zu Presburg versammeln und aus den vier Landesständen eine Deputation nach Wien

Wien ernennen, welche dem zu krönenden Prinzen die Versammlung der Stände bekanntmacht, und ihn zum Landtage einladet. — An dem zum Einzuge bestimmten Tage selbst versammeln sich die sämtlichen Stände an der Gränze des Königreichs, wo ein prächtiges Zelt aufgeschlagen ist. Von dannen wird dem Prinzen, welcher entweder zu Petroval, oder Wolfsthal verweilet, durch eine besondere Deputation angezeigt, daß die sämtlichen Stände seine Ankunft an der Gränze erwarten. So bald er daselbst anlangt, wird er in das Zelt geführt, durch den Primas des Königreichs, oder in dessen Erledigung durch den Erzbischof von Koloka, mit einer Rede empfangen, und wenn diese beantwortet ist, werden die Stände zum Handkusse gelassen. — Darauf geht der Zug unter Abfeuerung der Kanonen aus dem Presburger Schlosse dahin. Vorher wird der zu krönende Prinz bey dem ehemaligen Bedrizerthore von dem Stadtmagistrate mit einer Rede empfangen, ihm die Schlüssel der Stadt auf einem sammtenen Polster übergeben, und von demselben unter Paradeirung der Bürgerschaft in das königliche Schloß begleitet. In dem Schlosse selbst wird er von der Klerisey und den Magnaten empfangen, in die Schloßkapelle geführt, und daselbst das Te Deum Laudamus durch den Primas angestimmt \*).

\*) Die Würde eines Palatins muß, wenn sie bey einer bevorstehenden Krönung erlediget ist, vorzüglich erse-

Drey Tage vor der Krönung wird die Kiste, in welcher sich die Krone und die andern Kleinodien befinden, durch die Kronhüter, und zwey von dem Könige ernannte Kommissarien, in Gegenwart der Deputirten von den Ständen, aus dem Schloßthurme, wo die Insignien gewöhnlich verwahrt werden, in die königlichen Zimmer gebracht, daselbst nach geschehener Untersuchung der Siegel (welche allezeit nach der Krönung durch die dazu verordnete Kommissarien darauf geleyet werden,) eröffnet, die Krone und andere Kleinodien herausgenommen, um einen Theil derselben für die zu krönende hohe Person zurechte zu machen.

Den Tag vor der Krönung begiebt sich der Palatin, nebst den Kronhütern und den dazu ernannten Ständen in das königliche Schloß, wo selbst die Krone und andere Insignien in die erwähnte Kiste, diese aber in die Mitte eines königlichen Wagens gesetzt wird, in welchem oben zweyen wirkliche geheime Rätthe, rückwärts aber die

erfeket werden. Dieses geschieht durch die Wahl; indem der Landesfürst die Namen zweyer katholischen und zweyer evangelischlutherischen Kandidaten eigenhändig auf ein Billet setzet, welches versiegelt den versammelten Ständen überbracht wird. Der Primas eröffnet dasselbe, liest die Namen der Kandidaten öffentlich ab; und gemeinlich wird der Palatin durch einstimmiges Ausrufen gewählt, und sogleich dem Könige durch den Primas, welchen die Stände begleiten, vorgestellt, welcher die Wahl bestätiget und den Eid von dem Erwählten abnimmt.

die zween Kronhüter sitzen. Vor diesem Wagen fährt der Palatin mit den Bischöfen; neben denselben aber gehet zu beyden Seiten ein Kommando der ungarischen Kronwache, nach demselben aber die Deputirten zu Pferde. Der Stadtmagistrat erwartet dieselbe an dem Michaelisthor, und begleitet unter abermaliger Paradirung der Bürgerschaft solche bis in die Pfarrkirche, woselbst die Kiste in die Sakristen gebracht wird. Die Sakristen wird verschlossen, die Thüre aber durch den Palatin und die Kronhüter versiegelt. Letztere nehmen die Schlüssel zu sich, die Officiers von der Kronwache aber bewachen sie von aussen, so wie die Kirche, deren Schlüssel dem Kustos des Presburger Domkapitels für ist anvertrauet werden, von der Kronwache besetzt wird.

Am Tage der Krönung, ungefähr um 10 Uhr Morgens, kommen die Kronhüter mit den Kommissarien in die Sakristen, eröffnen die Kiste, legen die Krone mit den Insignien auf einen besondern Tisch, und bleiben bey demselben bis zu der Ankunft des Fürsten; der Mantel aber, die Handschuhe, und Sandalien werden zu gleicher Zeit auf einen beym Hochaltare befindlichen Tisch gebracht. — Unterdessen versammelt sich die Geistlichkeit in der Kirche, die Magnaten beym Palatine, die andern Stände aber beym Personale, und begeben sich von dannen in das Schloß, aus welchem der Zug nach erwähneter Kirche gehet. Die Stände und Minister reiten voraus; ihnen

ihnen folgt der Palatin, diesem der Herold mit dem Stabe, der oberste Stallmeister mit blossem Schwerdte, endlich aber der zu krönende Prinz selbst, mit seinem Gefolge. Der Stadtmagistrat begleitet ihn wieder von dem Michaelisthore an, zwischen der paradirenden Bürgerschaft bis in die Kirche.

Bei der grossen Thüre derselben erwartet ihn die infulirte Klerisey, der Primas reicht ihm das Wehwasser, und nebst dem Erzbischofe von Kolocza führt er ihn unter dem Schalle der Trompeten und Pauken in die Sakristey, wohin die Klerisey ausgegangen ist. Unterdessen nehmen die Minister, Ritter des goldnen Bliesses, die Damen und die Stände ihre angewiesenen Plätze ein. Aus der Sakristey erdffnen den Zug, die durch den Palatin aus den Magnaten ernannten zehn Fahnenträger \*), diesen folgen der Herold, die Kronhüter, und dann diejenigen, welche die Reichsinsignien tragen, nämlich: der Oberstkämmerer mit dem Kreuze, der Oberstmundschenk mit dem in der Scheide steckenden Schwerdte des heiligen Stephanus, der Ban mit dem Reichsapfel, der Juxta Kuriá mit dem Zepfer, der Palatin mit der Krone; und endlich der Oberste

\*) Diese Fahnen bedeuten die zehn Königreiche, aus welchen Ungarn ehemals bestand, nämlich: Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Galizien, Lodomerien, Servien, Rumanien, und die Bulgaren.

Oberstallmeister mit blossen Schwerdte. Hierauf kömmt der Prinz zwischen den beyden Erzbischöfen, hernach aber der Obersthofmeister. Bey dem Hochaltare stellen sich diejenigen, welche die Reichsinsignien getragen, mit fünf Fahnenträgern zur rechten Seite des Altars, die andern fünf aber zur Linken desselben. Der Kandidat besteiget darauf den dort in der Mitte errichteten Thron, der Primas übenimmt sodann die Reichsinsignien, und stellet sie auf den Hochaltar. Sogleich kniet die hohe Person auf ein Küssen nieder, bekümbt von dem Primas das Kreuz zu küssen, und wird von ihm ermahnt löblich zu regieren. Der Kandidat legt sodann zwey Finger auf das aufgeschlagene Evangelienbuch, und schwöret den Eid, worauf er zur Salbung geführt wird. So bald diese geschehen ist, wird ihm der Mantel des heiligen Stephans umgegeben, und das Schwerdt desselben angegürtet, mit welchem er drey Streiche thut; nach diesem wird es gleich wieder abgenommen, und dem obersten Mundschenk übergeben. Und nun wird ihm durch den Primas die Krone aufgesetzt, der Szepter in die rechte, der Reichsapfel aber in die linke Hand gegeben; Sogleich ruft der Palatin unter Lösung der Kanonen, und dem Schalle der Pauken und Trompeten, Es lebe der König! aus. —

So bald das hohe Amt, welches der Primas hält, zu Ende ist, gehet die Prozession zu Fuß in voriger Ordnung aus dieser Kirche in die



Franziskanerkirche, über die mit Brettern belegten, und mit roth, grün und weissem Luche bedeckten Strassen. Der König geht zwischen den beyden Erzbischöfen im Krönungsornate; ihm folgt der Kammerpräsident zu Pferde, welcher die zur Krönung geprägten, und in zween grossen samteneu, am Sattelknopfe festgemachten Säcken befindlichen Münzen unter das Volk wirft. — In der Franziskanerkirche setzt sich der König unter einen Thronhimmel, und schlägt einige Edelleute zu Rittern \*). Von da gehet der Zug vor das Michaelisthor zu dem Platz vor der Kirche der barmherzigen Brüder, woselbst sich der König mit beyden Erzbischöfen, dem Palatine, und den übrigen Reichsbaronen, auf eine daselbst befindliche Bühne begiebt, und den von dem Primas vorgelesenen Eid, die Freiheiten der Stände und die Landesverfassungen zu handhaben, ablegt. — Von da aber geht man zu dem Königsberg, auf welchen der König in vollem Galope reitet, und mit dem Schwerte des heiligen Stephans gegen die vier Welttheile eben so viel Kreuzstreiche führet, und hiedurch anzeigt, daß er das Land wider alle Feinde schützen und vertheidigen wolle.

Endlich geht der Zug in das königliche Schloß. Diejenigen, welche die Insignien getragen haben, begleiten den König in die Kammer, und legen dieselben auf einen Tisch. Bald hernach setzt sich der König mit der Krone auf

\*) Man nennet sie Equites auratos.

Dem Haupte zur Tafel, welche ihm der Palatin abnimmt, und in ein goldenes Becken auf einen Nebentisch stellet. An der königlichen Tafel sitzen auch die zween Erzbischöfe, der päpstliche Nunsius und der venezianische Bothschafter. Die Tafel wird durch die Magnaten bedient, die Reichsbeamte verrichten ihre Dienste, und der oberste Truchseß bringet ein Stück von dem ganz gebratenen Ochsen, welcher sodann dem Volke Preis gegeben wird. — Die übrigen Magnaten und Stände speisen an verschiedenen Tafeln.

Den folgenden Tag wird die Krone sowohl, als die Reichskleinodien in ihre Kiste gelegt, diese durch die königlichen Kommissarien, den Palatin und die Kronhüter versiegelt, und wieder in den zum Behältnisse dieses Schazes gewidmeten Thurm gebracht, und damit die ganze Feierlichkeit beschlossen.



## 15.

Beschreibung des schiffbaren Kanals  
des Herzogs von Bridgewater, zwischen  
Runcorn, Manchester und Worsley=  
Mühle.

---

Dieser Kanal, der an und für sich selbst betrachtet, nur ein Kanalarm genannt werden kann, hat dennoch die Ehre, daß er der erste gewesen, welcher von dieser Art in England angelegt worden, und überdies Gelegenheit zu der jetzt durch ganz England befindlichen inländischen Schiffahrt gegeben hat; folglich hat er den ersten Grund zu den davon zu erwartenden grossen Vortheilen geleyet. Der erste Entwurf des Herzogs hatte nur die Absicht, den Kohlen und Quadern, welche er in der Gegend von Worsley = Mühle besaß, mehreren Absatz zu verschaffen, und sie nach Manchester und Liverpool zu Wasser fortzubringen. Die erste Parlamentsacte von 1758. enthielt deswegen auch nur die Erlaubniß, von Worsley = Mühle einen schiffbaren Kanal nach Manchester und nach Holling = Ferry, an der Werfen, zu ziehen. Kaum aber war mit dieser Arbeit der Anfang gemacht worden, als der Herzog schon einsah, daß es, zu Erreichung seiner

und des Publikums Absicht, vortheilhafter seyn würde, den Kanal bey Barton-Brücke über die Irwell zu führen, und solchen durch das Trafford-Moor, bis nach Longford-Brücke, und von da nach Manchester fortzusetzen. Nach der 1759. hierzu vom Parlament erhaltenen Erlaubniß wurde auch so fort zu dessen Ausführung geschritten.

Der Herzog, der in seinen jüngern Jahren sich diesem Geschäfte ganz widmete, und den guten Fortgang desselben, unter der Anordnung und Aufsicht des Hrn. Brindley, sahe, wurde durch die schon glücklich überstiegene, den mehrsten unüberwindlich scheinende Hindernisse, nur noch stärker angefeuert, dieses angefangene Werk vollkommen zu machen, sich allen Hindernissen entgegen zu setzen, welche ihm die Eigenthümer der Schifffahrt auf der Mersey und Irwell, in den Weg legten, und sich einen eben so freyen Weg nach Liverpool, als nach Manchester zu bahnen. Er ließ deswegen durch Hrn. Brindley die Gegend, am linken Ufer des Mersey, zwischen Longford-Brücke und Runcorn, genau untersuchen und abwägen; und nachdem befunden worden, daß es nicht allein möglich sey, durch diese Gegend einen schiffbaren Kanal zu ziehen, der bey den Hempstones sich mit der Mersey vereinigte, sondern daß solcher auch so wohl dem Staate als dem Eigenthümer von grossem Nutzen seyn würde: so suchte der Herzog bey dem Parlament die Erlaubniß zu erhalten, seinen an-

gefan-

gefangenen Kanal bis dahin ausdehnen zu dürfen, und erhielt solche auch unter der Bedingung, nicht mehr, als die durch die erste Acte ihm bewilligte Abgabe, nemlich  $2\frac{1}{2}$  Schilling, von jeder Tonne, für die Befahrung seines Kanals zu heben.

Es ist schon vorhin gesagt worden, daß der Kanal zwischen der Mersey und Trent der erste gewesen, der dem Kanal des Herzogs im Entwurfe und in der Ausführung gefolgt ist, und daß beyde Theile, aller Einwürfe und Widerreden ohnerachtet, ihre Absicht erreichen haben, diese beyden Kanäle bey Prestonbroock vereinigen zu dürfen, und vermittelst der Schleusen bey Runcorn in die Mersey herunter zu gehen. In dieser Absicht wurde dem Kanal des Herzogs eine andere Richtung, nach erwähnten Prestonbroock, gegeben. Ehe diese Veränderung vorgenommen wurde, hatte der Herzog die Absicht, bey den Hempstones, über die Mersey, wo solche nur 4 bis 500 Fuß breit ist, vermittelst einer bebrückten Wasserleitung zu gehen, um Liverpool durch einen fortgesetzten Kanal zu erreichen, damit die Schiffahrt, durch den Wechsel der Ebbe und Fluth, nicht aufgehalten würde.

Die erste Absicht des Herzogs war, seine Kohlen und Quader, die er zu Worsley in grosser Menge besaß, nach Manchester, wohin solche auf Pferden und Eseln bisher gebracht wurden, auf eine bequemere und wohl-

feilere Art zu bringen. Und dieser besonders für die Fabrikanten und armen Leute so wohlthätige Endzweck ist auch dermassen völlig erreicht, daß sie jetzt 100 Pfund Steinkohlen für  $3\frac{1}{2}$  Penny kaufen, die sie sonst mit 9 bezahlen mußten. Die gänzliche Vollendung des Kanals aber hat nicht allein der Stadt Liverpool, in Ansehung der Steinkohlen und Quader, einen gleichen Vortheil verschaffet, sondern auch den grossen Verkehr vermehret, den solche von jeher mit Manchester gehabt, indem zwischen diesen beiden Städten eine bequeme, sichere und geschwinde Gemeinschaft erdffnet ist, auch der Frachtpreis dergestalt herunter gesetzt worden, daß, statt der sonst für jede Tonne bezahlten Landfracht, von 30 bis 40 Schilling, oder der auf der schiffbar gemachten Mersey und Irwell zu erlegenden 12 Schillinge, vorjetzt auf der neuen Fahrt diese Fracht mit Inbegriff aller Nebenkosten nur auf 6 Schillinge zu stehen kommt. Ein Vortheil, der den wohlthätigsten Einfluß auf das Land, die Handlung und Fabriken haben muß, und die glücklichsten Folgen verspricht.

Der Anfang dieses Kanals fällt bey Runcorn durch 5 doppelte Kastenschleusen \*), als die  
ein-

\*) Kastenschleusen können von Holz oder von Steinen seyn, und bestehen aus einem von 2 Seitenmauern oder Wänden eingeschloßnen Raume, oder sogenannten Kasten, der so groß ist, daß ein oder nach  
Erfor-

einzigem, die auf diesem ganzen Kanale liegen, 79 Fuß, bis auf die niedrigste Ebbe der Mersey, herunter. Von hier ist derselbe unter Haltoncastle an den Bergen herausgeführt, und, nachdem der von der Trent kommende Kanal in selbigen eingetreten ist, gehet er, am obern Ende eines Grundes, über den aus dem Prestonbrock herunterfließenden Bach, verfolgt seinen Weg an der Höhe heraus, gehet noch über verschiedene Gründe, kleine Bäche und Fahrwege, und läuft unter vielen Brücken durch, bis an die 12 Engl. Meilen von Runcorn belegene Brücke von Warrington. Auf dieser Fahrt genießt man der herrlichsten Aussicht über den Ausfluß der Mersey, und über das reizende Thal, durch welches sich dieser Fluß in grossen Krümmen schlän-

H 5

gelt,

Erfordern auch mehrere Schiffe darinnen liegen können, und dessen Boden so tief ist, als der vom untersten Kanale liegt. Er wird von dem obern Kanale durch die sogenannte Mauer des Falles abgesondert, die quer durch die Schleuse geht. Auf dieser Mauer befindet sich das obere Paar Thürme, die das Wasser zurückhalten, so wie die am untern Ende des Kastens befindliche Thüren gleichen Dienst thun, wenn die Schleuse voll Wasser gepapft, oder ihr Wasser mit dem, vom obern Kanale, in gleichem Horizont steht. Diese Kastenschleusen sind unstreitig bey schiffbaren Flüssen und Kanälen eine der nützlichsten Erfindungen. Sie sind es, wodurch die Kunst, schiffbare Kanäle über hohe Berge fortzuleiten, ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ueberdies führen sie den Vortheil mit sich, daß man von der ehemaligen Wasserverschwendung kaum den 10ten Theil nöthig hat, und daß ein paar kleine Bäche und Quellen hinreichen, eine beständige und allezeit offene Fahrt zu unterhalten.

gelt, und übersieht in einiger Entfernung die ansehnliche Stadt Warrington, die vielen Linnenhandel treibet. Ferner gehet der Kanal von hier ab, mehrentheils auf der Höhe heraus, läuft über Gründe, Bäche und Wege fort, passiret den Bollan-Fluß, vermittelst einer ansehnlichen Wasserleitung von 2 grossen Bögen, und gehet über die an beiden Seiten dieses Flusses belegenen Wiesen, deren Boden bis zum Horizont des Kanals erhöht ist, wo das Wasser, durch die an beiden Seiten aufgeführten starken Dämme, eingefasset wird. Nach diesem gehet er in einiger Entfernung bey Ultringham vorbei, wo selbst bey der Brücke ein grosser Werft, ein Niederlage-Haus und Krahn angelegt ist, gerade durch das Sale-Moor, dessen Boden gleichfalls erhöht, und mit Dämmen eingefasset ist, passiret den Mersey-Fluß vermittelst einer aus einem 70 Fuß breiten Bogen bestehenden Wasserleitung, und läuft bey Stratford vorbei, nach Longford-Brücke. Jenseits derselben theilet er sich in zwey Arme, wovon der eine nach Worsley-Mühle, der andere aber nach Manchester gehet. Der erste nimmt seinen Weg durch das Trafford-Moor, oder Moß, passiret bey Barton-Brücke die schiffbare Irwell, über eine aus 3 Bögen bestehende Wasserleitung, und gehet fast beständig am Abhänge des Berges heraus, bis nach Worsley-Mühle, und unter der Erde fort nach den Kohlengruben. Der andere Arm aber



aber läuft von Longford-Brücke ab, durch verschiedene Wendungen an den Höhen, längst der Irwel heraus, bis unter Castle-Feld, ganz nahe an Manchester. Die Länge des Kanals zwischen Runcorn und Manchester beträgt  $28\frac{1}{2}$  Englische Meilen; der nach Worsley-Mühle gehende Arm aber nur 6 Meilen. Fast alles Gewerbe auf demselben wird durch des Herzogs eigene Schiffe betrieben. Diese sind 70 bis 80 Fuß lang und 14 bis 15 breit, zum Theil oben gedeckt, und durchgehends mit Masten und Segeln versehen, weil sie öfters, nicht allein bis Liverpool, sondern noch weiter an der Küste heraus gehen. Sie tragen 50, 60 bis 80 Tonnen, (jede zu 2000 Pfund oder 20 Centner) werden beladen von 2 Pferden fortgezogen, und legen alle Stunden 3 bis 4 Englische Meilen zurück.

Zur Bequemlichkeit der Reisenden gehet eine bedeckte Barke, die den holländischen Treckschuiten ähnlich ist, wöchentlich 2 mal, von Runcorn nach Manchester, hin und her. Eine andere gehet täglich, von der Brücke auf dem Wege von Warrington nach Manchester, dahin ab, und kommt den andern Tag von da zurück. Ein einziges Pferd ziehet eine solche Barke, und legt alle Stunden 5 gute Meilen zurück, so daß man ohnerachtet des Aufenthalts von 2 Stunden bey den 2 Stationen, wo die Pferde, die zu dazu erbaueten Ställen bereit stehen, gewechselt werden, dennoch in 8 Stunden von Runcorn nach Manchester

chester fährt. Angenehmer, bequemer und wohlfeiler, als in diesen Barken, kann man nicht reisen. Die Person mit gewöhnlichem Reisegeräthe bezahlet in dem gemeinen Raum  $2\frac{1}{4}$  Schilling, in dem besondern aber  $3\frac{1}{2}$  Schilling für diese ganze Tour.

Ohnweit der Knottmill = Brücke gehet ein in den Felsen eingehauener Kanal bis unterhalb Castle = Fields, und fast am Ende desselben findet sich ein oben zu Tage herausgehender runder Schacht, über welchem ein Krahn stand, der, wenn er unten durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt wurde, die Kohlen aus denen unter diesen Schacht geführten Schiffen in Kasten, die 800 Pfund enthielten, aufzog, und den Vortheil verschaffte, daß solche von da ab auf der Ebene nach der Stadt gefahren werden konnten, anstatt daß sie sonst mit nicht geringer Beschwerde und Kosten den Berg herauf gebracht werden mußten. Am Eingange des Kanals liegt eine Schleuse, womit er geschlossen und ins trockene gesetzt werden kan. Das Wasser, welches das Rad getrieben hat, wird durch einen hier punctirten unterirdischen Abzug in den Medlock geleitet; und damit so wohl dieser, als auch der von dem Brunnen abgehende unterirdische Kanal vom Schlamm gereiniget werden könne, sind in dem Wasserbehältniß kleine mit Klappen verschlossene Brunnen angebracht, durch welche das Wasser stürzt, und

und vermittelst seines raschen Abflusses die verlangte Wirkung hervorbringet.

Noch liegt hier am Kanale eine Kalkbrennerey, nach welcher ein kleiner Arm gezogen ist, der verschlossen werden kann. Die Kalksteine und Steinkohlen werden durch eine Maschine in Kasten auf einer schräg liegenden Fläche heraufgewunden, erstere zerschlagen, und beide von oben in den Ofen geworfen. Diese Maschine wird durch ein Pferd in Bewegung gesetzt, welches an einer Deichsel herum gehet, und eine stehende Welle mit ihrer Trommel umdrehet, damit das an dem Kasten befestigte und über zwey Rollen gehende Tau sich auf selbige winde, und die Ladung bis oben herauf ziehe. Der Boden des Kastens bestehet aus 2 Brettern, die mit Gewinden an den Seitenbrettern hängen, und durch eine unten durchgezogene, und an der andern Seite über einen Haken gehangene Kette, zusammengehalten werden, damit, wenn diese gelöst wird, die Ladung gleich von selbst herausfalle.

Am Ende des offenen Kanals findet sich bey Worsley-Mühle ein geräumiger Hafen für die Kohlenschiffe, in den Quaderfelsen ausgebrochen. Und hier fängt sich der in den Felsen ausgehauene unterirdische Kanal an, der nach den Kohlenminen führet. Er gehet erstlich 3000 Fuß lang, in Form eines oben gewölbten Ganges, der  $6\frac{1}{2}$  Fuß breit, und mit Inbegriff der Wassertiefe

tiefe  $7\frac{1}{2}$  Fuß hoch ist, im Wasserpaß des grossen Kanals, in den an einigen Stellen 111 Fuß über ihn liegenden Berg, und hat hin und wieder Begegnungsplätze, die so breit sind, daß 2 Schiffe bey einander vorbeigehen können. Hier aber theilet sich der Kanal in 2 Arme, die an 10 Fuß breit und hoch sind. Der eine geht noch 2, 250 Fuß in voriger Richtung fort, soll noch verlängert und zugleich zur Austrocknung eines jenseits Worsley belegenen, dem Herzog zuständigen Sumpfs gebraucht werden. Der andere Arm aber geht in einer Länge von 900 Fuß links, nach den Kohlengruben ab, die theils höher, größtentheils aber tiefer liegen, so daß eine derselben sich 120 Fuß unter der Wasserfläche des Kanals befinden soll. Zu Erhaltung des Luftzuges sind etliche Schächte zu Tage durchgebrochen. Damit aber auch bey stürmischem Wetter der zu starke Luftzug vermindert werde, so sind am Eingange dieses unterirdischen Kanals, bey Worsley-Mühle, Thüren angebracht, wodurch derselbe verschlossen werden kann.

Die Kohlen werden aus den niedrigen Minen herausgewunden, und auf kleinen Rollwagen an die auf dem unterirdischen Kanal liegenden Böte gebracht. Diese sind 47 Fuß lang,  $4\frac{1}{2}$  Fuß breit, gehen beladen 2 Fuß 6 bis 7 Zoll tief im Wasser, und tragen 6 bis 7 Tonnen. Vier bis 6 derselben werden an einander

ander gekettet, und bey aufgesteckten Lichtern, mittelst der an den Seitenmauern befestigten Latzen, oder darin befindlichen Löcher, an und in welche die Schiffer mit den Händen fassen, und sich fortstossen, herausgebracht. Die Kohlen ladet man sodann in grössere Gefässe.

## 16.

### Die Ottomannische Pforte.

Herr von Herbelot, Verfasser der Morgenländischen Bibliothek, sagt, „daß Pforte in allen Morgenländern den Hof eines Fürsten bedeute. Selbst die Schwelle der Pforte oder des Thores hat eben diese Bedeutung, man setzt sehr oft ein Beywort hinzu, welches Vortreflichkeit, Hoheit oder Glückseligkeit anzeigt.“

Es ist zwar ungewiß, ob man diesem Schriftsteller zugeben kann, daß die Pforte in allen Morgenländern den Hof eines Fürsten bedeutet, da sich nichts in allem, was von Indien, der Tatarey u. s. w. darüber gesagt ist, findet. Eben so wenig kommt etwas hiervon in denen Nachrichten vor, welche den Hof der Fürsten in den übrigen Theilen von Asien betreffen, ausgenommen von dem Hofe des Königs von Persien, davon weiter unten vorkommen wird.

Der Pallast, wo der König von Jemen seinen Hof hält, wird der Pallast der Geschenke und Gnaden genennet: und weder der Kaiser oder König von Ethiopien, noch der von Marocco, noch auch die übrigen Mächte in Afrika, haben jemals ihrem Hofe den Namen Pforte gegeben.

Das Wort Pforte, welches die Araber Bab, die Türken Capi, und die Persianer Der nennen, bedeutet, ausser seinem eigentlichen Verstande, im ganzen Oriente fast nichts anders, als einen Eingang, einen Durchgang, oder Paß, eine Meerenge und eine Oeffnung. In dieser Bedeutung nennen die ersten die Meerenge des rothen Meeres Bab al Mondrub, die Meerenge der Thränen; und die Türken nennen die Oeffnung des Gebirges Caucasus am Ufer des caspischen Meeres, Demir Capi, die eiserne Pforte; die Persianer geben derselben den Namen Derbent, welches eine zugemachte Pforte, oder verschlossenen Paß, bedeutet. Es ist dieses eben das, was die Europäer, nach den Alten, die caspische Pforte nennen.

Dem sey wie ihm wolle, so ist es indessen gewiß, daß nun einmal der Gebrauch ist, den Hof des Großsultans die Pforte zu nennen, ohne im übrigen die Ursache davon zu wissen, und daß dieser Gebrauch von den Türken auf uns gekommen ist, welche den Hof ihres Kaisers also benennen, da sich die Sultane selbst dieses Aus-

drucks in den wichtigsten Ausfertigungen bedienen, und vornehmlich in denen Schreiben, die in ihrem Namen an andere Mächte abgelassen werden.

Es kömmt also nur darauf an, den Ursprung dieser Redensart zu finden. Wenn man dem Vitton von Tournafort, einem bekannten Reisenden, glauben will, so hat das ottomannische Reich seinen Namen von der Pforte bekommen, welche den Haupteingang in das Serail zu Constantino-pel ausmacht. Man muß sich aber um so viel mehr wundern, daß sich ein Mann von so vieler Einsicht hierinnen hat irren können, da er selbst, nach der Beschreibung des Haupteingangs, versichert, daß er vielmehr einer Hauptwache, als dem Eingange des vornehmsten Pallasts eines der größten Fürsten der Welt ähulich sieht. Ein anderer Reisender, der auch einen Abriß von eben dieser grossen Pforte des Serails mitgetheilet hat, hatte schon vorher gesagt: diese Pforte ist ein grosser viereckiger Pavillon, an welchem einige Fenster sind, und der dem Eingange eines alten Klosters, so entfernt von der Stadt liegt, nicht unähnlich sieht.

Einige Reisende haben, wiewohl mit wenigem Grunde, behauptet, daß in dem Innersten des Serails eine gewisse Pforte ist, wo man stehen bleibt, um die Bittschriften zu überreichen, und wo Antwort darauf ertheilet wird; und daß von dieser Pforte der ganze Pallast, oder der

Geogr. Leseb. I. B. J. Hof

Hof des Sultans, die Benennung erhalten hat: allein die besten Nachrichten von Constantinopel, und die am besten vom Serail handeln, erwähnen nichts von dieser Pforte; und ausserdem ist es bekannt, daß die Bittschriften auf zweyerley Art überreicht werden, entweder dem Sultan selbst, wenn er sich öffentlich zeigt, vornehmlich am Frentage, wenn er in die Moschee geht, oder denen Ministern, aus welchen der Divan bestehet, wo täglich Gericht gehalten wird.

Nach diesen vorausgesetzten Bemerkungen kann man folgendes mit einigem Grunde muthmassen.

Jedermann weiß, zu welchem Grade der Größe und der Macht die Caliphen \*), Nachfolger des Mohammeds, ihre Herrschaft gebracht haben, und wie groß der Umfang ihres Reichs gewesen ist; es ist eben so bekannt, wie weit der Stolz der meisten dieser Monarchen gegangen ist, welche in ihrer Person die doppelte Würde der obersten Priester und der Kaiser vereinigten, oder die zugleich unumschränkte Häupter der Religion, und des Reiches der Muselmänner waren, welches machte, daß sich die ihnen unterworfenen Völker für verpflichtet hielten, denenselben eine übertriebene Ehrebiegung zu erweisen. Die Staats-

\*) Caliphe bedeutet in der Sprache der Mohammedaner einen Statthalter Gottes, Pabst, und zugleich Nachfolger des Mohammeds.



Staatsklugheit dieser Fürsten fand hiebey ihre Rechnung, sich von ihren Unterthanen, so zu sagen, angebetet zu sehen, und glaubte, daß sie hierinnen niemals zu weit gehen könnte.

Mostadhem, oder Mostazem, der letzte Caliphe aus dem Geschlechte der Abasiden, von der ersten Dynastie, übertraf sie hierinnen alle; er war der reichste, der mächtigste, und der geehrteste von allen Caliphen seines Hauses, obgleich sein Ende höchst traurig gewesen ist. Die morgenländischen Geschichtschreiber melden, daß dieser Prinz, wenn er aus seinem Pallaste zu Bagdad, wo der Sitz seines Reiches war, ausgieng, einen Schleyer vor seinem Gesichte trug, um sich eine desto grössere Ehrerbietung bey dem Volke dadurch zuwege zu bringen, welches er nicht für würdig hielt ihn anzuschauen. Oft war das Gedränge so groß, daß die Strassen und Plätze zu enge waren, so daß man die Fenster und Erker in den Häusern, welche auf den Weg giengen, wo er durchkam, sehr theuer vermietete. Diese Schriftsteller setzen noch hinzu, daß er auf der Schwelle des vornehmsten Eingangs dieses Pallasts ein Stück von dem berühmten schwarzen Steine \*), der in diesem Tempel

\*) Dieser Stein ist, nach dem Vorgeben der Moham-  
medaner, dem Abraham vom Himmel geschickt  
worden, da er das Haus Gottes oder den Tempel  
zu Mecca bauete; er war, wie sie sagen, weiß,  
wegen der Sünden der Menschen aber ist er schwarz  
geworden.

zu Mecca ist, einfügen lassen; um diesen Eingang seinen Unterthanen desto mehr verehrungswürdig zu machen. Diese Schwelle war etwas erhaben, und man gieng niemals anders, als auf den Knien, oder ganz auf der Erde liegend, über dieselbe, nachdem man verschiedenemal mit der Stirne und mit dem Munde diesen vermeynten geheiligten Stein berührt hatte.

Ueberdieses hieng an dem Fronton, oder obersten Theile dieses Thores, ein Stück schwarzer Sammet, welcher beynahе bis auf die Erde herunter reichte. Diesem erwiesen die Mächtigen des Reichs und alle Hofleute täglich eben so viel Ehre als dem schwarzen Steine, indem sie sich an beiden die Augen rieben, und sie mit der tiefsten Ehrerbietung küßeten; und wenn man auch keine Geschäfte im Pallast hatte, gieng man bloß deswegen an dieses Thor, um die eben erwähnten Ehrenbezeugungen abzustatten, und hiebey dem Caliphen die Aufwartung zu machen. Dieses Thor hieß das Thor des Caliphen, und das Stück Sammet hatte keinen andern Namen als der Ermel des Caliphen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine so ehrwürdige Pforte, der man so viele Ehrenbezeugungen erwies, in einem vorzüglichen Verstande die Pforte genennt wurde, und in der Folge der bloße Name derselben, im gemeinen Leben, den Pallast, den Hof, die Wohnung desjenigen Fürsten

sten anzeigte, dem zu Ehren alle diese Gebräuche beobachtet wurden.

Eben so wenig darf man zweifeln, daß andere Mohammedanische Fürsten, die zwar in Ansehung ihrer Würde und Macht geringer als die Caliphen, sonst aber eben so stolz als diese waren, nicht eben diesen Ausdruck und diese Gewohnheit hätten nachahmen sollen, wenn sie von ihrem Pallaste, oder von ihrem Hofe redeten. Von den türkischen Sultanen ist dieses wenigstens ausgemacht, da sie nach einem ganz geringen Anfange, der von einem glücklichen Erfolge begleitet wurde, diese Monarchen, die zugleich die obersten Priester waren, endlich vom Throne stießen, ihnen in ihrem mächtigen Ansehn in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten folgten, und aus den Trümmern des Reichs der Caliphen, insbesondre nach der Zerstörung des römischen Reichs im Oriente, ein so grosses und mächtiges Reich stifteten. Diese Nachfolge ist eigentlich erst unter denen Kaisern aus dem Ottomannischen Hause geschehen, zu der Zeit, da Selim der Erste, der Vater des grossen Solimanns, (nachdem er der Macht der persischen Könige einen harten Stoß beygebracht, und der Herrschaft der Sultane in Aegypten und Syrien durch die Eroberung dieser Reiche ein Ende gemacht hatte,) siegreich in Constantinopel im Jahre 1516 einzog, und den letzten Caliphen mit sich führete, welcher seinen Sitz zu Großcairo

cairo hatte, woselbst ihm schon die Aegyptischen Sultane nur einen Schatten der weltlichen Macht überliessen, indem sie ihn bloß für das oberste Haupt der muselmännischen Religion erkannten. Diesen letzteren so erhabenen Titel, welcher bey den Mohammedanern in so grosser Verehrung steht, und mit einer weit ausgebreiteten weltlichen Macht verknüpft ist, haben sich die Ottomannischen Sultane seit dem beständig angemasset, und er ist ihnen auch von allen Mohammedanern, welche Sunniten \*) genennet und für Rechtgläubige gehalten werden, zugestanden wird. Dieser Titel hat nur den Stolz der Sultane vermehret, die in ihren Gebräuchen und vornehmlich in den Ausdrücken, welche ihre Person und ihren Pallast betreffen, es denen Caliphen, deren Würde und Ansehn sie behaupteten, nachthun wollten.

Im übrigen aber sind die türkischen Kaiser nicht die einzigen morgenländischen Monarchen, welche, nach dem Beyspiel der Caliphen, ihrem Hofe den Namen Pforte gegeben haben; die Könige von Persien bedienen sich gleichfals dieser Redensart in eben derselben Bedeutung. Es ist bekannt, daß ihre Monarchie auch einen beträchtlichen

\*) Sunniten sind diejenigen Mohammedaner, welche, ausser dem Texte des Korans, noch die Sammlung der Ueberlieferungen von den Thaten und Reden Mohammeds, die Sunna genennet wird, annehmen. Sie machen den grösssten Theil der Mohammedaner aus, und halten sich für die Rechtgläubigen.

lichen Theil des Reichs der Caliphen ausmachtet, deren Nachfolger sie auch in Ansehung ihrer Würde zu seyn behaupten, und zwar mit besserem Rechte, als die türkischen Sultane, welche von ihnen für unrechtmäßige Besitzer desselben gehalten werden, da sie nicht aus dem Hause ihres Propheten entsprossen sind.

Es findet sich überdis, ziemlich nahe bey dem Pallaste dieser Könige zu Ispahan, eine berühmte Pforte, welche die Pforte des Ally genennt wird, und zu diesem Gebrauche kann Anlaß gegeben haben. Nach Thevenots Berichte hat es mit dieser Pforte folgende Bewandniß:

Ein wenig weiter hin, sagt er in der Beschreibung von Ispahan, „ist die Pforte des Ally, Ally Capy genannt, welche weiter nichts als ein grosser Eingang ist, über welcher sich ein schöner Divan befindet. Wenn man durch diese Pforte gegangen ist, kommt man durch einen langen Gang zu einer andern grossen Pforte, deren Schwelle ein steinerner Tritt ist, welchem die Persianer grosse Ehrerbietung erweisen, und diese wird eigentlich die Pforte des Ally genannt. Jeder Verbrecher, der sich in einen Hof, der jenseits derselben ist, mit der Flucht retten kann, ist in einem sichern und geheiligten Schutzorte. Niemand würde sich unterstehen, diesen Tritt, den sehr viele aus Andacht küssen, zu betreten. Diese Pforte wird von den Sophis,

phis, oder Persianischen Ordensgeistlichen, bewachtet, davon man an diesem Orte jederzeit eine grosse Anzahl findet. Man kommt durch den Hof, der jenseits derselben ist, zu der Wohnung des Königs u. s. w.

Es ist bekannt, daß alle Persianer überhaupt Anhänger des Ally, des Veters und Schwiegersohns Mohameds sind, daß sie demselben fast göttliche Ehre erweisen, und von den übrigen Mohammedanern, welche sich für Rechtgläubige ausgeben, für Abtrünnige und Ketzer gehalten werden. Eben deswegen muß diese berühmte Pforte den Persianern um so viel verehrungswürdiger seyn, da die Königl. Familie, welche eine Zeitlang in Persien regierte, in gerader Linie von dem Schach Ismael, mit dem Beynamen Sefi oder Sophi<sup>\*)</sup>, abstammet, welcher von dem Ally, durch die Linie des Hussein, seines 2ten Sohnes, abstammte, der, nebst seinem ältern Bruder dem Hassan, die Fatime, die einzige Tochter des Mohammeds und der Nischah, zur Mutter hatte.

Es

\*) Dieser Zuname, Sophi, welcher von den Europäern unrecht verstanden wird, hat gemacht, daß verschiedene Schriftsteller den König von Persien, oder den grossen Sophi, genennt haben. Dieser Zuname wurde dem Schach Ismael gegeben, weil sein Vater und Großvater von der Secte der Sophis oder mystischen Geistlichen waren, und Ismael selbst sich dieses Namens sehr glücklich bediente, den persischen Thron zu besteigen.

Es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Pforte erst unter den Königen aus der Dynastie, von welcher Schach = Ismael der Stifter ist, erbauet, und also genennt worden, um das Andenken des berühmten Aly, ihres Urvaters, zu ehren, oder um sie dem übertriebenen Stolze der Caliphen aus der Dynastie der Abasiden entgegenzustellen, deren Nachfolge und Macht die Persianer jederzeit streitig gemacht haben; denn sie erkennen, ausser dem Hause des Aly, keine für rechtmäßig. Eben diese Caliphen aber ließen den Pforten ihrer Palläste ganz ausserordentliche Ehrenbezeugungen erweisen, wie zuvor bemerkt worden. Man hat noch ein Schreiben vom Schach = Ismael, Könige von Persien, an Ludwig den Vierzehnten, König in Frankreich, welches alles bestätigt, was hier von den Persianern gesagt ist. In diesem Briefe nennt der König von Persien seinen Hof allemal die Pforte \*).

Noch eines besondern Ausdrucks bedient man sich im Morgenlande, um den Pallast eines geringern Fürsten, oder einer Person vom Stande anzudeuten. Die Niedrigen, welche mit ihnen reden oder an sie schreiben, müssen sagen: Ich bin zu eurem Steigbügel gekommen, um euch meine Ehrerbietung zu bezeigen; um mir diese

3 5

oder

\*) Die Persianer setzen noch gemeiniglich die Redensart hinzu: Die Pforte, auf der die ganze Welt ruhet.

oder jene Gnade auszubitten, oder dieses oder jenes Geschäftes wegen ic.

Diese Redensart wird durch die zwey Worte, *Nicab Humaju*, ausgedruckt. *Nicab* ist ein arabisches Wort, das nicht allein einen Steigbügel, sondern auch einen steinernen Schemmel bedeutet, oder sonst etwas, dessen man sich bedienet, bequem aufs Pferd zu steigen, dergleichen man allemal an der Thür der Palläste, und der mehresten angesehenen Häuser, in den Morgenländern anzutreffen pfelet.

## 17.

## Von den Leibesübungen und Spielen der Perser.

---

Die erste Beschäftigung der jungen Perser bestehet darinnen, daß sie lernen mit dem Bogen schießen. Hierzu wird erfordert, daß sie solchen recht spannen, und die Sehne geschickt fahren lassen, ohne daß die linke Hand, mit welcher man den Bogen hält, noch die rechte, womit man die Sehne angezogen hat, sich im geringsten Bewege. Im Anfange giebt man den Jünglingen solche Bogen, welche leicht zu spannen sind, hernach Stufenweis immer stärkere, zu deren Spannung mehr Kraft und Geschicklichkeit erfordert



bert wird. Die Meister in dieser Kunst besitzen die Geschicklichkeit, den Bogen in tausenderley Stellungen zu spannen, vorwärts, rückwärts, auf der Seite, in die Höhe, in die Tiefe, und das allemal mit gleicher Geschwindigkeit und Leichtigkeit. Sie haben Bögen, welche sehr schwer zu spannen sind. Um ihre Stärke zu versuchen, hängen sie sie an eine Mauer, an einen Nagel; sodann hängen sie an die Sehne, an den Ort, wo man den Pfeil anzusetzen pflegt, Gewichte, und vermehren solche so lange, bis der Bogen seine gehdrige Spannung hat: und hieraus nehmen sie ab, wie viel Kraft nöthig sey, einen solchen Bogen zu spannen. Die stärksten erfordern bey fünfhundert Gewichte, ehe sie ihre rechte Spannung bekommen. So bald die jungen Perser einen gewöhnlichen Bogen haben spannen lernen, so giebt man ihnen einen stärkern; und um diesem mehrere Schwere zu geben, steckt man mehrere eiserne Ringe an die Sehne. Es giebt Bogen, welche über hundert Pfund wiegen. Wenn sie ihn führen, spannen oder ablassen, so thun sie solches, wie ich schon gesagt habe, in allerhand Stellungen, im Springen, im Herumdrehen, bald im Laufen, u. s. f. Durch das Anstossen der eisernen Ringe entsteht ein unangenehmes Getöse. Alle diese Uebungen zielen dahin ab, daß die jungen Leute Stärke bekommen sollen. Die Meister in der Kunst urtheilen daraus, daß einer seine Sache wohl gelernet habe,

wenn

wenn er den Bogen mit der linken Hand, ohne zu wanken, steif und fest halten, und mit dem Daumen der rechten Hand die Sehne bis an das Ohr so nahe ziehen kann, als wenn er solches daran hängen wollte. Um sich diese Arbeit zu erleichtern, haben sie an dem Daumen der rechten Hand einen Ring, welcher inwendig einen Zoll, aussen aber halb so breit ist, mit welcher sie die Sehne halten. Dieser Ring ist gewöhnlich von Horn, oder Elfenbein, oder Jadde, welches eine Art von grünlichem Edelstein ist. Der König hat einen von einem harten und leichten Knochen, der mit gelb und roth untermischt ist, welcher, wie man sagt, von einem grossen Vogel, auf der Insel Ceilon, soll genommen werden. Wenn sie nun mit dem Bogen gut umzugehen wissen, so fangen sie an, Pfeile zu schießen. Die erste Übung ist, daß sie solche so hoch in die Luft schießen, als sie können. Man hält einen Bogenschützen für geschickt, wenn er den Bogen in einer Höhe von fünf und vierzig Graden abschießt, als welches die äusserste Höhe ist, wohin man mit dem Bogen reichen kann. Hierauf übt man die Jugend nach der Scheibe zu schießen. Hier ist es nicht genug, daß man die Scheibe an dem bestimmten Ziel treffe, sondern der Pfeil muß gerade und stet, ohne zu wanken, hineinfahren. Wenn sie hierinnen Geschicklichkeit genug haben, so müssen sie eben dieses mit dem schweren Bogen, und mit meh-

mehrerm Nachdruck, verrichten. Sie üben sich hierinnen auf folgende Art: Man richtet ohngefähr vier Fuß hoch von der Erde eine Art von Rahmen auf, welche zwey Fuß im Durchschnit, und fünf bis sechs Fuß in der Tiefe haben, welche abhängig aufgestellt und wie die Formen der Rothgießer mit dünnem und feuchtem Sande angefüllet sind. Man nimmt darauf Bogen und Pfeil, und wenn man fertig ist zu schießen, so kommt ein Knecht mit einem Stein in der Hand, und thut damit einen starken Schlag mitten auf die mit Sand angefüllte Rahme; er thut dieses nicht sowol in der Absicht, um den Ort zu bemerken, wo man mit dem Pfeil hinzielen soll, als vielmehr den Sand fest zusammen zu schlagen und hart zu machen. Hieher schießt man mit aller Kraft, und gemeiniglich fährt der Pfeil die Hälfte hinein. Man zieht ihn alsdenn wieder heraus, und schießt ihn aufs neue an eben diesen Ort, und diese Uebung setzt man so lange fort, bis der Pfeil ganz hinein fährt. In je wenigern Schüssen man nun den Pfeil ganz hinein treibt, desto grösser ist die Kunst, und dieses geschieht alsdenn am allerleichtesten, wenn man immer in gerader Linie mit steter Hand den nemlichen Ort, den man vorher getroffen hat, wieder trifft. Durch diese Uebung erlangen sie eine Geschicklichkeit, in einer gewissen Weite zu treffen, so daß der Pfeil gerade da, wo man hinzielt, einfährt. Wenn sie den letzten Schuß thun,

thun, so pflegen sie zu sagen: Zir a ker derdil Omar, das ist, der letzte Pfeilschuß fahre dem Omar ins Herz. Sie gewöhnen ihre Jugend aus der Ursache an diesen Ausspruch, um sie beständig in einer Abneigung gegen die Religion der Türken zu erhalten, bey denen Omar, der 2te Priester nach dem Mahomed ist, da im Gegentheil die Perser den Ali davor erkennen. Diejenigen Pfeile, deren sie sich zur Uebung bedienen, haben vorne ein rundes, dünnes und stumpfes Eisen; diejenigen aber, deren man sich im Ernste bedient, haben vorne eine Spitze, wie unsre Lanzen.

Die zweyte Uebung besteht in der Kunst den Säbel zu führen. Diese erfordert so wohl Stärke als auch Gelenksamkeit in der Faust. Zu dem Ende gewöhnt man die Jugend, mit Gewichten an der Hand den Säbel zu führen, so daß sie sie mit Geschwindigkeit und Stärke auf allen Seiten, ober- und unterwärts, vor- und rückwärts, geschwind herumdrehen können. Um nun ihre Glieder gelenksamer und ihre Nerven desto stärker zu machen, so legt man ihnen während dieser Uebung zwey andere Gewichte, welche wie Hufeisen gestaltet sind, über die Schultern, ohne daß ihre Bewegung dadurch gehindert werden darf. Dieses dient so wohl sie zur Führung des Säbels, als auch zum Ringen geschickt zu machen.

Die Dritte Art der Leibesübungen betrifft das Reiten. Hier besteht die Kunst darinnen, daß sie

sie gut zu Pferde sitzen, mit verhängten Zügeln, ohne zu wanken, im stärksten Gallopp reiten, und auf einmal, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, wieder stille halten. Es giebt Personen in Persien, die sich so fest auf dem Pferde halten können, daß sie gerade mit beiden Füßen auf dem Sattel stehen, und in vollem Lauf davon reiten können. Die Perser sitzen etwas seitwärts zu Pferde, weil sie sich bey ihren Uebungen zu Pferde auf die Seite hängen müssen. Diese sind von dreyerley Art, nemlich das Mail schlagen, mit dem Bogen zu schießen, und Wurfpfeile zu werfen. Das Mailspiel geschieht auf einem grossen Plage, an dessen Ende zwey Säulen nahe an einander stehen, zwischen welchen die Mailkugel durchgetrieben wird. Man wirft die Kugel mitten auf den Platz, und die Spieler reiten, mit dem Kolben in der Hand, in vollem Gallopp, solche zu schlagen. Da nun der Kolbe sehr kurz ist, so müssen sie sich bis unter den Sattelpflock herunter bücken, um die Kugel zu erreichen; und die Regel des Spiels erfordert, daß sie solche in vollem Gallopp treffen. Wenn man die Kugel durch die so eben genannten Säulen durchtreibt, so hat man das Spiel gewonnen. Dieses Spiel wird Parthienweis, von funfzehn bis zwanzig Personen gegen eben so viel von der andern Seite, gespielt. Die Uebung mit dem Bogen zu Pferd bestehet darinnen, daß man rückwärts nach einer Schaale schießt, die oben  
auf

auf einer hundert und zwanzig Fuß hoch nach Art eines Mastbaums aufgerichteten Stange steht; auf diese Stange steigt man auf hölzernen Tritten, welche an dieselbe angenagelt sind. Der Reuter reitet mit Pfeil und Bogen in der Hand auf diese Stange zu, und wenn er vorbei ist, so dreht er sich rechts und links rückwärts, und schießt seinen Pfeil nach der Schaale auf der Stange. Dieses Spiel trifft man in allen Städten Persiens an. Selbst die Könige geben sich damit ab. Der König Sephy hatte eine ausserordentliche Geschicklichkeit darinnen. Er schoß allezeit mit dem ersten oder zweyten Schuß die Schaale herunter. Der König Abas, sein Sohn, brachte es auch in kurzer Zeit zu einer grossen Fertigkeit hierinnen, so wie auch der folgende König Solimann. Das dritte Spiel von der Art ist das Werfen des Wurfspießs, den man in Persien Escherid, d. i. Palmzweig, nennt, weil er von den trockenen Aesten des Palmbaums gemacht wird. Dieser Escherid ist länger als eine gewöhnliche Partisane, und sehr schwer; und es wird viel Stärke des Arms dazu erfordert, wenn man ihn werfen will. Sie verfolgen sich in vollem Gallopp mit einem solchen Stock, und werfen ihn einander so treuherzig zu, daß, wenn sie sich nicht in Acht nehmen, oft Arme und Beine in Gefahr sind. Sie machen auch allerhand Wendungen damit. Ich habe bereits oben schon von dieser Art von Lustbarkeiten

ten geredet; deswegen will ich hier weiter nichts davon sagen.

Das Ringen ist eine Beschäftigung geringer Personen, ja es giebt sich fast niemand damit ab, als nichtswürdige Leute. Den Ort, wo man das Ringen lehrt, nennen die Perser in ihrer Sprache Zur Kum, oder auch Surhone, d. i. das Haus der Stärke. In allen Pallästen der vornehmen Herrn, und besonders der Statthalter in den Provinzen, sind dergleichen Häuser, wo ihre Leute im Ringen unterrichtet werden. In einer jeden Stadt ist eine Bande Ringer, die zu öffentlichen Schauspielen gehalten werden. Die Ringer selbst werden Pehelwand d. i. tapfere, unerschrockene Leute genannt, und dienen bloß zu öffentlichen Lustbarkeiten. Ihre Art, sich zu zeigen, ist diese: Sie haben weiter nichts als lederne enge Beinkleider mit einem leinenen Gürtel, welches alles mit einander mit Fett und Del zu dem Ende überschmiert ist, damit sie ihr Gegner nicht anpacken kann. Wenn er sie an den Kleidern anfassen wollte; so würden ihm solche wegen ihrer Schlüpfrigkeit leicht aus den Händen glitschen, und er alle Stärke verlieren. Die beiden Kämpfer stellen sich alsdenn auf einen Platz, der mit Sand bestreuet ist, gegen einander; das Zeichen zum Angriff wird mit einer Trommel gegeben, welche sich auch während des ganzen Kampfs hören läßt, um die Streitenden zu ermuntern. Hierauf fangen sie an, einan-

der mit vielen Kodomontaden herauszufordern; jeder rühmt seine Geschicklichkeit, und erzählt seine herrliche Thaten. Sie geben hierauf einander die Hände, und versprechen einander, daß sie nach den Regeln ihrer Kunst treu und ohne Gefahr mit einander umgehen wollen. Wenn dieses vorbey ist, so schlagen sie einander nach dem Takt auf die Hinterbacken, Schenkel und dicke Beine, und geben sich wieder die Hände. Dieses wiederholen sie zu dreymal; und das ist gleichsam die Empfehlung, und geschieht um sich Muth zu machen. Nunmehr geht der Kampf selbst an: Mit einem grossen Geschrey sucht einer den andern anzupacken, und über den Haufen zu werfen. Der Sieg besteht darinnen, daß man seinen Gegner die Länge lang auf den Bauch hinlegt; geschieht dieses nicht, so kann man sich des Sieges nicht rühmen.

Es ist auch in Persien üblich, daß sich angesehenere Personen im Ringen üben, und allerhand Leibesübungen von dieser Art vornehmen; aber sie thun es nicht zum öffentlichen Spektakel. Sie haben besondere Häuser, worinnen sich des Morgens viele Personen einfinden, um sich auf diese Art eine Bewegung zu machen. Diese Gebäude sind klein, aber doch hoch und stark gebauet. An den Seiten sind offene Kammern, aber in der Mitte ist ein freyer offener Platz, wo sich diejenigen, die sich eine Leibesbewegung machen



machen wollen, üben können. Hier versammeln sich Leute von allerhand Stande; man raucht eine Pfeife Tobak, und kann, wenn man will, auch Caffee bekommen. Es sind auch Musikanten hier, welche auf der Cither spielen, wozu ein anderer die Pauke schlägt, und ein dritter singt. Diejenigen, die sich hier üben wollen, entkleiden sich bis auf ein Paar enge Beinkleider. Hier giebt es nun allerhand Figuren. Ist einer schon geübt, so stellt er sich auf die Hände, und streckt die Füße in die Höhe. Andere stellen sich auf Hände und Füße, und je mehr sie geübt sind, desto weiter strecken sie Hände und Füße aus, doch dürfen sie mit dem Bauch die Erde nicht berühren. Sie fahren darauf etlichemal mit dem Kopf gleichsam in einem Zirkel herum, jedoch ohne Hände und Füße zu bewegen; je öfter jemand diese Bewegung machen kann, für desto geschickter wird er gehalten. Andere nehmen grosse Stücke Holz auf die Schultern, und bewegen sie nach dem Takt, von vorne nach hinten. Noch andere hüpfen mit ihren Füßen gegen ein Bret, welches schreg an die Wand gestellet ist. Einige setzen sich in eine von den Nebenkammern, und lassen sich reiben; auch dieses geschieht nach dem Takt. Der Bediente, unter dessen Hände jemand sich begiebt, giebt ihm zuweilen einen tüchtigen Streich mit der flachen Hand auf dem Rücken. Nachher reibt und renkt er ihm alle Glieder. Noch andere legen sich auf den Rücken, und he-

ben mit beiden Händen etliche dicke und schwere Stücke Holz nach dem Takt in die Höhe; anderer Stellungen zu geschweigen. Diejenigen, welche ihre Kunst im Ringen wollen sehen lassen, haben auch hier Gelegenheit dazu. Niebuhr beschreibt sie auf folgende Art: „Anfänglich schlugen zwey ihre Hände zusammen, und legten sie Kreuzweis vor die Stirne; dann setzten sie sich gegen einander auf die Erde. Jeder suchte, wie er seinen Gegner am leichtesten greifen konnte; wenn sie erst handgemein wurden, so rungen sie so lange herum, bald auf den Knien, bald auf den Füßen, bis einer von ihnen auf der Erde lag; dann küßte der Ueberwundene seinem Sieger ganz ehrerbietig die Hände. Schläge und Stöße gab es hier nicht. Diejenigen, welche aus dem Ringen ein Gewerbe machen, fordern andere heraus, und lassen sich denn von den Zuschauern Geld geben. Hat einer in einer Hauptstadt die Stärksten aufgefordert, und hat sich keiner gefunden, der ihn zu Boden geworfen, so darf er sich einen Löwen auf seinem Grabstein setzen lassen.“

Das Fechten gehört in Persien auch unter die öffentlichen Schauspiele, die zur Lust und zum Vergnügen gehalten werden. So bald die Fechter auf den Kampfplatz gegen einander getreten sind, so legen sie ihre Waffen auf die Erde. Diese bestehen in einem geraden Säbel und einem Schild. Die Fechter knien gegen einander nieder, und küßen

küssen einander auf den Mund und die Stirn; hernach stehen sie auf, geben einander nach dem Tone der Trommel die Hände, tanzen und springen, und machen mit ihren Waffen tausenderley Sprünge und Bewegungen, mit unglaublicher Geschwindigkeit. Darauf gehen sie mit ihren Schwerdtern auf einander los, deren Hiebe sie mit dem Schilde auffangen. Sie hauen so lange auf einander zu, bis sie zu nahe an einander kommen; alsdenn bieten sie einander die Spitze. Oft geschieht es, daß aus dem Spiel Ernst wird, und daß sie so treuherzig auf einander loshauen, daß es Blut giebt; wenn sie aber zu hitzig werden, so trennt man sie von einander.

Unter denjenigen Personen, die durch ihre Leibesübungen dem gemeinen Volke in Persien ein Vergnügen machen, sind auch die Seiltänzer, Marionetten- und Taschenspieler, welche letztere hier so geschickt sind, als vielleicht an keinem Ort in der Welt. Die Seiltänzer tanzen mit blossen Füßen. Sie spannen ein Seil von einem hohen Thurm wohl vierzig Klafter hoch sehr scharf an. Auf diesem steigen sie herauf und alsdenn auch wieder herab, und das nicht etwa, wie sie es sonst zu machen pflegen, daß sie auf dem Bauch herabfahren, sondern sie gehen rückwärts und halten sich mit den Zehen an dem Seile fest, welches deswegen nicht so gar dick seyn darf. Man kan es ohne Entsetzen nicht ansehen, besonders wenn der Seiltänzer, um seine Geschicklich-

Zeit noch besser zu zeigen, ein Kind auf den Schultern hat, welches seine zwey Beine über dessen Achseln herunterhängen hat, und sich mit den Händen an seiner Stirne fest hält. Sie tanzen niemals nach europäischer Art auf dem geraden Seil, sondern sie machen allerhand Sprünge und Gänge. Ihr schönstes Kunststück ist dieses: Man giebt dem Seiltänzer zwey tiefe Becken, ohngefähr wie eine Suppenschüssel. Er setzt sie mit den beiden Boden an einander auf das Seil, so daß die Tiefe der einen Schüssel unten, und der andern oben ist. Nun setzt er sich mit dem Hintern in die obere Schüssel. Er macht auf derselben etliche Schwenkungen vor- und rückwärts, und bey der zweyten Schwenkung läßt er die untere fallen, und bleibt in der obern sitzen; alsdann macht er wieder dergleichen Schwenkungen, thut einen Sprung, und läßt auch diese Schüssel fallen; und nun reitet er auf einmal wieder mit überschlagenen Beinen auf dem Seil. Einige lassen anstatt eines Seils eine Kette spannen und tanzen darauf.

Es giebt Luftspringer in Persien, die bewundernswürdige Sachen machen. Sie springen z. E. durch einen Reif, der an der innern Seite mit spizigen Doichen besetzt ist, die kaum einen Schuh weit von einander stehen, aber so gesetzt sind, daß sie, wenn sie der Luftspringer im Durchspringen berührt, nachgeben und sich zurückbiegen. Sie springen auch zwischen einem Seil durch,  
wel

welches von zwey Menschen, in Form eines geschlossenen Vierecks, von sechzehn bis achtzehn Zoll im Durchschnitt, fünf Schuh hoch von der Erde, gehalten wird. Der Raum ist so klein, daß kaum ein Kind durchkriechen kann; aber diejenigen, die das Seil halten, lassen dasselbe im wählenden Springen nach, so daß die Oeffnung grösser wird, und der Springer ohne Mühe durch kann. Sie machen auch Sprünge mit Fackeln in der Hand, die an beiden Seiten angezündet sind; sie fahren damit alle Augenblicke über ihr Gesicht, ohne sich zu verbrennen. Sie biegen sich mit dem Leibe rückwärts, bis sie mit den über den Kopf geschlagenen Händen die Erde berühren; unter dem Rücken lassen sie einen Dolch mit der Spitze in der Höhe gerichtet aufstellen, welcher kaum einen Finger breit davon absteht: alsdenn lassen sie sich einen Ambos auf den bloßen Leib stellen, und eine völlig glühende Spade darauf schmieden; sie wanken bey den Schlägen der Hämmer im geringsten nicht, denn wenn sie nur ein wenig nachgäben, so würde ihnen der Dolch in den Rücken fahren. In dieser Stellung halten sie sich so lange, bis die zwey Schmiede die Spade fertig geschmiedet haben. Wenn dieses vorbei ist, so kommt ein anderer Springer auf den Platz, und stellt sich in eben dieser Positur; er läßt sich einen Apfel oder Melone auf den blossen Bauch setzen, welche einer mit einem Säbelhieb, wozu er sehr hoch ausholt, in der

Mitte von einander haut, ohne nur die Haut im geringsten zu beschädigen.

Ihre Marktschreyer und Taschenspieler haben Eyer unter ihren Bechern, anstatt der sonst gewöhnlichen Kugeln, um ihre Kunststücke damit zu machen. Sie thun sechs bis sieben dergleichen Eyer in einen Sack, auf dem sie vorher mit Füßen herumgetreten sind; lassen auch von den Zuschauern jeden, wer da will, heruntreten; und in einem Augenblick ziehen sie junge Hühner und Tauben heraus, die, ihrer Sage nach, aus den Ethern hergekommen sind. Sie geben hierauf den nemlichen Sack oder Gaukeltasche den Zuschauern zu durchsuchen, und nachdem diese hinlängliche Versicherung gegeben haben, daß nichts darinnen ist, so legen sie ihn mitten auf dem Platz auf die Erde; sie greifen alsdenn mit der Hand hinein, und ziehen allerhand Küchengeräthe heraus.

Die Marionetten- und Taschenspieler verlangen nicht, wie bey uns, an der Thüre Geld, sondern sie spielen frey an öffentlichen Plätzen; wer ihnen etwas geben will, kann es thun, aber es wird niemand dazu gezwungen. Sie mischen zuweilen Possenspiele unter ihre Kunststücke, in gleichen allerhand Erzählungen und Hanswurststreiche; sie machen sie mit und ohne Masken, und dieses dauert bisweilen zwey bis drey Stunden. Wenn dieses Possen- und Gaukelspiel geendigt ist, so gehen sie bey den Zuschauern herum, und bitten sich eine kleine Gabe aus; wenn sie

sie merken, daß sich einer fortschleichen will, ehe man das Geld anfängt einzusammeln, so ruft der Herr von dieser Schauspielergesellschaft mit einem nachdrücklichen Ton: „Wer aufsteht, ist ein Feind des Ali!“, das ist eben so viel, als wenn jemand bey uns sagt: der ist ein Feind Gottes und aller Heiligen. Man läßt auch diese Possenspieler in die Häuser kommen, und bezahlt ihnen etliche Thaler davor. Diese Art von Lustbarkeiten nennen sie Maskare, welches so viel als eine scherzhafte Vorstellung anzeigt, wovon ohne Zweifel unsere Masken und Maskeraden den Namen bekommen haben.

Ob man gleich dergleichen Gaukler in allen persischen Städten antrifft; so kommen doch auch zuweilen ganze Gesellschaften indianischer Gaukler nach Persien, besonders nach Ispahan und andern grossen Städten; aber sie verstehen nicht mehr als die einländischen. Ich wundre mich über die Leichtgläubigkeit einiger Reisenden, die in ganzem Ernst erzählen, daß dergleichen Taschenspieler in einem Augenblick einen Baum mit Blüthen und Früchten, welchen man wolle, hervorbringen, Eyer ausbrüten, und tausend andere unbegreifliche Dinge in einem Augenblick darstellen könnten. Tavernier führt unter andern auch dieses in seiner Reisebeschreibung an, ob er gleich die Gaukelen, die dabey gespielt wird, nicht undentlich merken läßt. Man hat hiebey folgende Entdeckungen gemacht. Sie spannen in ei-

nem Hofe, oder in einem Garten, nach Beschaffenheit des Orts, wo sie spielen wollen, ein Tuch, entweder in die Runde oder in ein Viereck, und halten die Zuschauer von dieser Art von Gezelt etwas entfernt. Wenn alle ihre Vorbereitungen zum Taschenspiel fertig sind, so ziehen sie dieses Tuch vorne in die Höhe; sie nehmen darauf einen Kern von einer Frucht, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, und stecken ihn mit ihren gewöhnlichen Großsprecheren und Grimassen, wodurch sie den Einfältigen Sand in die Augen streuen, unter dem Gezelt in die Erde; sie begießen ihn, und lassen hernach das Tuch fallen. Wenn dieses vorbei ist, so stellen sie sich zwischen das Zelt und die Zuschauer, und machen einstweilen andere Taschenspielerkünste. Während dem, daß die Zuschauer ihre Aufmerksamkeit darauf richten, schlüpft einer von der Gesellschaft in aller Behensdigkeit unter das Zelt, und steckt an den Platz, wo der Kern in die Erde gelegt worden ist, einen kleinen frischen Zweig von demjenigen Baum, von dessen Frucht der Kern in die Erde gesteckt worden ist. Niemand merkt dieses, denn jeder mann sieht nur auf die gegenwärtigen Gaukelpossen. Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnen sie das Zelt an der vordern Seite, und siehe! zu jedermanns Erstaunen hat der Kern einen Zweig getrieben. Einer von der Gesellschaft der Taschenspieler legt sich auf den Zweig, und um das gemeine Volk desto mehr zu betrügen, be-

neht



nekt er ihn mit seinem Blut, welches er durch einen Schnitt aus seinem Körper fließen läßt. Die übrigen fangen ihre Beschwörungen und verstellte Zaubereyen von neuen an, hierauf lassen sie das Tuch wieder fallen, und gehen wieder zu ihren andern Gaukelpossen. Dieses Blendwerk wiederholen sie in einer Zeit von etlichen Stunden fünf bis sechs mal, und stecken immer einen Zweig, der grösser als der vorhergehende ist, in die Erde, bis sie zuletzt einen Zweig, der 3 bis 4 Schuhe hoch ist, mit seinen Früchten zeigen. Nunmehr ist der Baum aus dem Kern gewachsen, und jedermann, der es glaubt, bewundert die Geschicklichkeit dieser Taschenspieler.

## 18.

## Von einigen Russischen Völkerschaften.

---

## 1) Finnen.

Dem äusserlichen Ansehn nach sind die Finnen den Lappen ganz gleich; Körper und Seele ist aber bey ihnen mehr ausgebildet. Sie sind von gewöhnlicher Grösse, wohnen in Städten und Dörfern, reden ihre eigne Sprache, lieben Privat- und höhere Schulen, und bringen es zum Theil in allerley Künsten und Wissenschaften weit.

Ihre Städte treiben Handel und alle bürgerliche Gewerbe, so wie die Dörfer Ackerbau, Jagd, Fischerey oder Waldnahrung, Eheerschwellen, Schiffbau ic. Nicht nur die Dörfer, sondern auch die Höfe derselben liegen oft sehr weit aus einander. Die Wohnung enthält eine Winter-, Sommer- und Backstube, und der Hof Korn- und Heuscheunen, Ställe, Korndarren, Magazine, und eine Badstube, alles wie in Rußland und Schweden von Blockwerk erbaut.

Die nordlichsten Finnen halten noch Rennthiere. Die gemeinen Leute sind starke Esser, täglich werden 5 Mahlzeiten gehalten, auch lieben sie den Brandterwein unmaßig.

Ohnerachtet die Finnen Christen sind, so hat das Landvolk doch noch vielen Aberglauben. Z. B. der Montag und Freitag sind ohne Gedenen; wer am Georgentage Lermen macht, setzt sich dem Gewitter aus; am Weihnachtstage kommt keine Kuh aus dem Stall; am Stephansstage müssen die Pferde über Silber trinken; am Fastnachtsabend wird weder Feuer noch Licht angezündet, u. dergl.

Den Tag Allerheiligen nennen sie Kikri, nach einem alten Abgotte. Der katholischen Heiligen wegen wird den Abend vorher die Badstube, mit warmen und kalten Wasser, Badequasten ic. versehen, und auf Tischen Speise in dieselben gesetzt. Der reinlich gekleidete Wirth macht, wenns finster wird, mit entblößtem Haupte die Hofthüre

so höflich auf, als ob er Fremde einliesse, öffnet die Badstube eben so bescheiden und verschließt sie. Eine Weile darauf entläßt er die vermutheten Heiligen wieder, und begleitet sie mit einer Flasche Brandtwein zum Hofe hinaus. Den Kobolsten wird an eben diesem Abende in die Viehställe Speise gesetzt. Des Abgottes Kikri wegen wird am Tage Allerheiligen ganz früh ein Lamm geschlachtet, gereinigt, und ohne daß irgend ein Bein von demselben geschnitten würde, gekocht, auf den Tisch gesetzt und verzehrt.

An einem andern Festtage, den die Vorfahren des Wirths dazu bestimmt hatten, wird ein Schaaf gekocht und gegessen. Kein Thier darf etwas davon bekommen, daher sie die Knochen vergraben. Ohne Beobachtung dieser Gewohnheit erwarten sie in der Viehzucht kein Gedeihen.

## 2) Ingrier.

Die Ingrier sind von langer Zeit Ackerleute. Bey ansehnlichen Ländereyen haben sie nur wenig Ackerbau und eine unbedeutende Viehzucht. Aus Fiederlichkeit verkaufen sie oft Saatkorn und Hen, verprassen das geldste Geld, darben alsdenn, und sehen ihr Vieh mit aller Gleichgültigkeit erfrieren und verrecken; Einige ahmen indessen den bessern rußischen begüterten Wirthen nach, und sind wohlhabend.

Bey ihrer Armuth und Fiederlichkeit sind sie dumm, argwöhnisch, diebisch, und wegen ihrer  
Lücke

Lücke und Raubsucht gefährlich. Die an der Nigischen Strasse kommen den Zigeunern sehr nahe. Bisweilen sind die Kerls aus ganzen Dörfern lange und wahrscheinlich in keiner guten Absicht abwesend.

Sie sind voller rohen heidnischen Meinungen, die sie mit den Gebräuchen des Christenthums verbinden. Die Bilder der Heiligen vertreten oft die Stelle heidnischer Idole; Man trägt und verehrt sie in Hainen ic. Gekaufte Bräute werden in der Kirche getraut, und den ganzen Kirchweg singen 2 verschleyerte Weiber verstandlose Lieder. Nach der Hochzeit wird den armen Weibern mit heidnischer Wut begegnet, die Mütter werden um der Edhne willen geprügelt ic. Wenn der Geistliche Todte beerdigt hat, graben sie des Nachts Speise auf dem Grabe ein, und wiederholen dieses oft. Die Gruben machen sie so flach, daß die Hunde die Speisen austragen, und denn beschuldigen sie die Todten, daß sie sie verzehrt haben. Sie glauben überhaupt, daß man in der Unterwelt eben so wie in der Oberwelt lebe, und nur im Grabe wohne. Daher vergraben sie ihr Geld, um es nach dem Tode zu nutzen, sprechen mit den Todten in der Erde, und fürchten sie.

Unter ihren heidnischen heiligen Orten ist unter andern 10 Werste von St. Petersburg eine sehr grosse Linde, deren Zweige sich so in die Zweige naher Bäume flechten, daß darans eine natürliche

türliche Laube entsteht. Unter derselben versammeln sich die Ischorki oder Ingrier in der Johannisnacht, bringen sie singend und heulend bey einem grossen Feuer zu, und verbrennen endlich unter vielen Grimassen einen weissen Hahn.

### 3) Die Escheremissen.

Die Escheremissen wohnen im Casanischen und Nischneischen Gouvernement, meistens an der linken Seite der Wolga bis in Permien. Sie reden ihre eigene mit der Finnischen verwandte Sprache, haben aber keine Buchstaben, und folglich keine Schrift. Jetzt sind sie Ackerleute.

Sie sind langsam, aber fleißig, eigensinnig und argwöhnisch. Sie rechnen weder Jahre noch Monate.

Sie wohnen in Städten. Die Heidnischen verabscheuen Schweine, und wenig Getaufte können sich über dieses Vorurtheil wegsetzen. Sie kaufen ihre Weiber; der gewöhnliche Kaufpreis ist 30 bis 50, auch wol 80 bis 100 Rubel. Die heidnischen Escheremissen haben mehrere Weiber. Weil die Weiber zur Arbeit gebraucht werden, so kaufen reiche Eltern oft schon sechsjährigen Edhnen Weiber; die Mädchen aber müssen nicht unter 15 Jahren seyn. Die Mitgabe besteht in Vieh; daher haben solche Bursche, wenn sie erwachsen sind, bisweilen schon einen ganz artigen Viehstand.

Für jeden Todten halten sie 3 Gedächtnißfeste. Das erste ist am dritten Tage. Die Freunde essen beym Grabe, wie beym Begräbniß, Kuchen, geben 3 Bissen ab, und sagen, daß es für den Todten sey. Am siebenten Tage werden bey brennenden Kerzen im Sterbehaufe Kuchen gegessen, und einige Bissen nach dem Grabe gesendet. Das 3te Fest gleicht dem zweiten, und ist am 40sten Tag. Einmal in jedem Jahr ist in jedem Dorf ein ähnliches allgemeines Gedächtnißfest. Den Zustand nach dem Tode halten sie für eine wenig verändert: Fortsetzung des jetzigen Lebens; darum geben sie Hausrath, Geld, Speise &c. mit.

Ihre Götzen verehren sie nicht in Tempeln, sondern auf freyen heiligen Plätzen, (Keremet) die sie in allgemeine und besondere für einzelne Familien abtheilen. Sie sind in Hainen oder Wäldern; wo aber diese fehlen, müssen sie doch einen, und wenns seyn kann, mehrere Bäume, am liebsten Eichen enthalten. Ein Keremet ist ein mit Bäumen oder einem Zaune umgebener Platz von 10 = 20 Klaftern im Durchmesser, zu welchem 3 Zugänge sind, einer in Westen zum Ein- und Ausgehn, der 2te in Osten für das Opfervieh, und der dritte in Süden zum Wassertragen. Unter dem vornehmsten Baume steht statt eines Altars ein Tisch, und neben dem Keremet ist ein Schoppen, unter welchem das Opferfleisch gekocht wird. Kein Frauenzimmer darf sich

sich dem Keremet nähern; und Mannsleute müssen sich vorher baden und reinlich kleiden, auch, wo möglich, nicht mit leerer Hand erscheinen. Der Freytag ist zu Anbetungen vorzüglich, und wird ohnehin durch Ruhe von Arbeit gefeyert.

Sie opfern Pferde, Rindvieh, Rothwild, Schaaf, Ziegen, Schwäne, Gänse, Enten, Kuchen von Weizenmehl, Bier, Meth, Brandterwein und Honig. Weiße Thiere haben einen Vorzug, scheckige gelten nicht, und schwarze nur in einigen Fällen. Opfergetränke und Kuchen müssen Jungfrauen bereiten. Vom Opfer darf das Frauenzimmer zu Hause mitessen. (S. El. W. Th. 2. S. 244.)

#### 4) Die Tschuwaschen.

Die Tschuwaschen wohnen an beiden Seiten der Wolga, im Nischneischen, Casanischen und Orenburgischen Gouvernement. Sie sind ein zahlreich Volk, welches für mehr als 200000 Köpfe steuert. Sie haben keine Schrift.

Sie begraben ihre Todten wie die Tscherezmissen, und geben ihnen auch eine solche Aussteuer. Auf das mit Erde angefüllte Grab legen sie bey brennenden Kerzen einen Kuchen und ein Stück von einem gekochten Huhn, wobey sie sagen: Das sey für dich! Das übrige verzehren die Begleiter, und glauben dabey mit dem Todten gespeist zu haben. Sie werfen end-

lich die schlechten Kleider des Verstorbenen auf das Grab, baden sich, und erquicken sich dann durch eine Mahlzeit im Trauerhause. Den dritten und siebenten Tag begeh'n sie ein Gedächtnißfest, dem ersten Escheremifischen gleich, im Oktober aber schlachtet ein jeder bey dem Grabe der Seinigen ein Schaaf, Kind, oder wol auch ein Pferd, welches daselbst gekocht, und bis auf etwas weniges, das man davon und von Bier auf das Grab setzt, bey demselben verzehret wird. Am grünen Donnerstage setzt jeder Hausvater für jeden Todten, den er verlohren, etwas Speise auf den Hof, und zündet jedem eine Kerze an. Die Hunde verzehren's statt der Verstorbenen. Auch die getauften Eschuwaschen fürchten, daß ohne diesen Gebrauch die Ruhe der Ihrigen im Grabe leiden würde.

Sie haben keine eigentliche Götzen; ihr Zerich, auch Trich, ist aber doch so etwas. Ein Zerich besteht aus einem kleinen Bündel Rosensträucher, die im Herbst geschnitten, in den Winkel eines Zimmers gestellt, und so heilig oder gefährlich geachtet werden, daß sich ihnen keiner nähern darf. Alle Herbst'e erneuern sie den Zerich, und lassen den alten auf einem Flusse davon schwimmen.

Ihre Keremet, oder allgemeine sowol als Hausfeste, sind den Escheremifischen bis auf die Namen ähnlich. Sie haben die nemlichen Opferthiere,



thiere, Anstalten, Gebräuche, und unterscheiden sich nur darin, daß sie von allen Opfern etwas ins Feuer werfen.

Die mehresten Tschuwaschen sind seit 1723 zur griechischen Religion getreten, doch sind noch mehr heidnische Tschuwaschen als Tschheremissen. Untereinander wissen diese Nationen von keinen Eidschwüren, sondern halten sich an Ja und Nein. Wenn sie aber Handel oder anderer Ursache wegen vor Gericht schwören, giebt man ihnen einen Bissen Salz und Brodt in den Mund, dabey sie sagen: Das fehle mir, wo ich lüge, oder nicht Wort halte. Den Rekruten von dieser Nation reichte man das Brodt über kreuzweise gehaltne Degen.

### 5) Die Mordwinen.

Die Mordwinen wohnen an der Oka und Wolga, im Nischneinowgorodischen, Kasanischen, und ein Theil auch im Orenburgischen Gouvernement. (S. El. W. Th. 2. S. 205. 206.) Sie sind ein sehr ansehnliches Volk.

Sie werben um ihre Weiber, und behandeln sie, wie die Tschheremissen ic. Der Brautpreis pflegt 8 = 10 Rubeln zu seyn, woraus man schon erkennt, daß die Nation nicht reich ist.

Die mehrsten Nordwinen bekennen sich jetzt zur christlichen Religion, und ob sie sich gleich von der heidnischen mehr als die Escheremissen und Eschuwaschen entfernt haben, so fehlt es ihnen doch nicht an grosser Anhänglichkeit an dieselbe. Der Götzendienst ihrer Heiden ist dem Escheremißischen etc. ähnlich.

Im Frühlinge haben sie ein Keremetfest, auf welchem Thiere geopfert werden. Ein Feldfest wird im Felde von beiden Geschlechtern gefeyert, woben sie 2 Gottheiten eine rothe und eine schwarze Kuh opfern. Der Sonne opfert jeder Hausvater zu Hause mit den Cerimonien der Eschuwaschen, Geflügel, Kuchenwerk, und starkes Getränke.

Wenn sie den neuen Mond zuerst sehn, neigen sie sich, und bitten ihn um Glück unter seiner Regierung.

### 6) Die Wotjaken.

Die Wotjaken bewohnen im Kasanischen Gebiete vornehmlich die Wiätische Provinz. Man rechnet diese Nation, mit Inbegriff derer im Drenburgischen wohnenden, auf 40000 männliche Köpfe.

Sie sind noch ohne Schrift und Buchstaben. Sie treiben fleißig Landwirthschaft, und versäumen auch die Jagd (auf welcher sie sich der Bogen sowol als der Feurgewehre bedienen)  
eben

eben so wenig als die Bienenzucht. (S. El. W. Th. 2. S. 244. 245.) Als ein Nebengeschäft verfertigen viele Drechslerarbeit an Schaalen, Löffeln, Spindeln 2c. und lakiren Gefäße. Das Frauenzimmer spinnet, webet Leinwand und großes Tuch, macht Filze, stickt und schneidert.

Sie grüßen sich mit Händegeben, und sagen dabei: Wohlergehn! Das Frauenzimmer schlägt sich statt des Küßens mit beiden Händen auf die Achseln.

Sie erhandeln ihre Weiber, und die heidnischen nehmen soviel sie können; doch haben wenige 2 oder mehrere. Der Brautpreis pflegt zwischen 5-15 Rubeln, und die Mitgabe der Braut dazu verhältnißmäßig zu seyn. Sie sehn bloß auf Vermögen; doch verheyrathen sie keine Knaben unter 10, und keine Mädchens unter 15 Jahren.

Die Todten waschen und kleiden sie vollkommen an. Dem Messer, was sie am Gurt tragen, wird die Spitze abgebrochen. Ehe man die Leiche austrägt, brennt eine Kerze bey ihr, und auf die Brust legt man ihr Kuchen. In das Grab werden einige Münzen geworfen, und dabei gesagt: Erde gieb Platz! Die Leiche liegt nun zwischen Brettern, und bekommt Kessel, Beil, Keisten zu Bastschuhen, und dergl. Wenn das Grab mit Erde erfüllt worden, zünden sie einige Kerzen auf demselben an, und streuen die Bro-

ken von 3 hartgekochten Ethern über dasselbe. Dabey wird gesagt: Nun habe das für dich! Bey der Rückkehr schreiten die Begleiter über ein beym Sterbehause angezündetes Feuer, reiben sich die Hände mit Asche, baden und verwechseln die Kleider, worauf sie bewirthet werden.

Am dritten Tage ist das erste Gedächtnißfest. Im Sterbehause essen die Freunde Kuchen und trinken Bier. Von beiden wird für den Todten etwas mit gedachten Worten: Habe das für dich! auf den Hof gestellt, und von den Hunden verzehrt. Am siebenten Tage wird ein Schaaf, und am 40sten ein Kind oder Pferd geschlachtet, und zum Andenken des Verstorbenen nicht nur verzehrt, sondern ihm auch davon mitgetheilt. Am grünen Donnerstage ist ein allgemeines Gedächtnißfest, an welchem jeder, bey brennenden Kerzen, Fleisch oder Kuchen bey den Gräbern der Seinigen genießt, und ihnen davon etwas hinstellt.

Zum Botjäkischen Aberglauben gehört: daß Mittwoch und Frentag für Geschäfte unglücklich sind. Ein schwarzer Specht, der über den Weg fliegt, ein Rabe oder Kukul auf dem Hausdache, bedeuten, so wie ein gehender Schweinigel, Tod oder schwere Krankheit. Durch Eddtung der Schwalben, Ribiße, Tauben und Bachstelzen bringt man sich um das Gedenken des Viehes. Den Schwalben bauen sie Nester.

das Gewitter einen Baum, so erschlägt es einen Teufel, der in demselben wohnt. Wer übers Wasser geht oder fährt, wirft eine Hand voll Gras in dasselbe und sagt: Halte mich nicht!

Ihrem Keremet, der immer im weiß-Tannenwalde auf einer Höhe seyn muß, eignen sie einen gewissen guten Schutzgeist zu. Sie opfern Pferde, Rinder, Schaaf, Ziegen, Gänse, Enten, Spechte, Meth, Bier, Honig und mancherley Kuchen, theils im Keremet, theils zu Hause.

Das Keremetfest wird nach der Erndte gefeyert. Sie opfern dabey allerley Opfervieh, auch ein Pferd, am liebsten von Fuchsfarbe, auch Meth, Bier und Kuchen. Der Priester, oder ein anderer statt dessen erwählter Mann, stellet die Thiere und übrigen Opfer vor einem Feuer im Keremet, gegen Süden, und sagt: Höchster Gott, und ihr übrigen Götter! (die nach ihren Namen genennt werden) Wir opfern dir einen rothen Hengst, weissen Widder ꝛc. für deine Erndte; befreye uns von Krankheit; mache uns reich; segne die Monarchin; gieb Gesundheit ꝛc. Das Vieh wird alsdenn geschlachtet, und das Fleisch gekocht; von demselben aber etwas auf den Opfertisch gesetzt, und das in den Magen gelaßne Blut verbrannt. Was auf dem Tische steht, wird das hohe Opfer genennt. Der Priester hält es

wieder gegen die Sonne, betet eben so und theilt es aus. Die Gerippe werden bey dem Keremet aufgestellt, die Häute gehören dem Priester, und das übrige Fleisch wird im Dorfe mit Weibern und Kindern verzehret. Nach dem Fleische wird Kuchen, Honig und Getränke eben so geopfert. Von allem wirft der Priester etwas ins Feuer, und sagt dabey: Feuer, bringe du es für den höchsten Gott &c. Bey dieser Gelegenheit opfert jeder seine Gelübde. Wenn sie nach Hause gehn, bücken sie sich tief gegen den Keremet, und sagen: Lebe bey Glück wohl, und erhalt uns!

Bey Beziehung eines neuen Hauses opfert der Wirth dem höchsten Gott einen schwarzen Widder, oder, wo er arm ist, dicken Brey.

Im J. 1774 waren allein im Casanischen Gouvernement 27228 männliche, 27169 weibliche getaufte Botjaken.

### 7) Die Teptjaren.

Teptjar bedeutet bey den Tatern einen Kerl, der keine Steuern geben kann; dieses paßte auf die Stifter des Hauses, der in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, bey Gelegenheit der Zerstörung des tatarischkasanischen Reichs durch den Großfürsten Iwan Basiliowitzsch, von Tscheremissen, Tschumaschen, Botjaken und Tatern, im Uralgebürge, und vorzüg-

lich

lich in dem Theile desselben, der Baschkiren ausmacht, und zur Usischen, Orenburgischen Provinz gehört, zusammenlief, auch schnell sehr groß wurde. Diese Leute, von Sprachen, Sitten, und theils in der Religion verschieden, haben sich, die Tataren ausgenommen, so vermengt, daß man sie oft nicht ohne Mühe zu ihren Stammnationen zurückführen kann.

Ihre Flucht ins Gebirge, und der Umstand, daß sie sich zur Baschkirischen Nation hielten, befreiete sie freylich von Steuern; das war aber nur ein Nebenvortheil. Sie fürchteten, daß die Russen mit ihrer Macht auch ihre Religion ausbreiten würden, und ob sie sich gleich damals irrten, so haben sie sich doch bey dem Befehrsungseifer der griechischen Geistlichkeit mehr als ihre Brüder bey ihrem väterlichen Aberglauben erhalten.

Sie wohnen in ihren Nationen: ähnlichen Dörfern und Häusern von vereinigter Rußischer und Tatarischer Einrichtung, theils nach ihren Stammnationen eingesondert, theils durch einander. Jedes Volk redet seine, doch mit den Sprachen der Nachbarn sehr vermengte Sprache; eben so ist's auch mit ihren Religionen und Festen.

Diese Leute sind im Besiz der meisten Vortheile des Landlebens, und die nicht unter ihnen faul, lüderlich oder unglücklich sind, auch wohl:

habend. Ihre Gegend ist sehr fruchtbar. Die Waldungen des Ural und das Gebürge kommt der Jagd, der Bienen- und Viehzucht zu statten.

Im Jahr 1762 waren ihrer in der Ufischen Provinz, im Ural der Iferischen Provinz und im Bugelminskischen Distrikte 33656 steuerbar.

### 8) Die Bogulen.

Die Bogulen, auch Bugulen und Bogulizen, bewohnen den westlichen, noch mehr aber östlichen waldigen Theil des nordlichen Ural, an den Flüssen Kama und Irtysh, um und über Solikarusk und Berchoturien, an der Kolvva, Bischura und Tawda. (S. El. W. Th. 2. S. 232. 233.)

In ihren Gesichtern ist viel Kalmükisches. In ihrem Betragen sind sie munter, folgsam, ehrlich, fleißig, nicht dumm, aber leichtsinnig; zu Unordnungen geneigt, im Zorne heftig, und unreinlich. Ihr Weibsvolk ist dreist, höflich, fleißig, und zum Theil wohlgebildet.

Sie haben so wenig Buchstaben, wie die übrigen Nationen ihrer Verwandtschaft, zählen die Jahre nicht, benennen aber die Monathe nach Naturbegebenheiten im Walde, wie einige von den vorherbeschriebnen Nationen. Sie unterscheiden sich nach Stämmen, und meistens ist  
im



im Dorf nur eine Familie, deren Ältester den Schulzen vorstellt.

Ihre Lebensart ist zwischen der nomadischen und beständigen in der Mitte. Die südlicher wohnenden haben beständige Winterdörfer von Einrichtung und Bauart der Tschuwakischen, die gewöhnlich an Flüssen stehn. Um Werchoturien und Solikamsk sind die Wintergurten vier-eckigte Hütten mit einem Kamine, einer breiten Schlafbank, platten Dache, und einer Oeffnung in demselben zur Erleuchtung. Die nördlichsten um den Wischura, Koltwa u. behelfen sich auch des Winters in Jurten von Stangen, mit Reissig und Rinde bedeckt. Des Sommers verlassen sie dieselben, und wohnen in Jurten, die sie bald hier, bald da im Walde von Stangen kegelförmig aufsetzen und mit Birkenrinde bedecken. Sie ziehn aber wenig, und in manchem Sommer gar nicht.

Ihr Hausrath ist noch kleiner als der Tschuwakische. Wiegen sind Schachteln von Birkenrinde, in welche sie die Kinder schnüren, und sie in denselben tragen oder wo anhängen. Ihre bis 5 Fuß langen Schneeschuhe überkleistern sie mit der Haut von Elendfüßen, mit einem Leime von Elendhorn und Blute. Fischer machen manche von Birkenrinde, die sie mit Elendhierschnen zusammennehn, und die Fugen mit Lerchenharz verstreichen.

Sie

Sie haben weder Aecker noch Gärten, aber etwas weniges Viehzucht, einige Kühe, Schaaf und Schweine, selten Pferde. Die nordlichsten an der obern Wischura und Kolwa halten, den Samojeden gleich, bloß Rennthiere.

Ihr Hauptgewerbe ist die Jagd, worinnen sie emsig und geschickt sind, auch sich des Feuerwepohres, so wie des Bogens und Spiesses bedienen, Fallen, Schlingen und Lockspeise legen ic. Viele Bogulische Dorffschaften oder Familien umzäunen sich durch kleine gefällte Bäume ihr Jagdgebiet auf 10, 12 und mehr Werste. Die Umzäunung hat viele Oeffnungen, an welchen Fallen, Selbstschüsse angebracht werden. Ihre Weiber haben also alles zu Hause zu besorgen, sie übertreffen aber im Gerben, Färben und Schneidern die Geschicklichkeit ihrer Nationsverwandten bey weitem.

Die heidnischen Bogulen verspeisen, was das Jagdglück beschert, meistens Nothwildpret, doch auch Raubthiere, allerley Vögel und Fische, deren Fang ihnen keine Nebensache ist, auch wilde Früchte. Im Nothfall behelfen sie sich mit Suppen von zerschlagenen Knochen. Wenn sichs thun läßt, ist Brodt, Grütze, oder Mehlspeise auf ihrem Tische, welches sie von den Russen für Pelzwerk eintauschen. Die Getauften machen in den Speisen etwas, doch nicht viel Unterschied. Salz gebrauchen nur wenige.

Sie

Sie wohnen wegen der Jagd weitläufig, und sind überhaupt nicht zahlreich, daher ihre Wildbahnen, in welchen sie sich nicht beeinträchtigen, in gutem Stande bleiben. Ihre schlechte Wirthschaft, viele Feyertage, und der Hang zu Brandterwein erhält sie aber so arm, daß vielen der ganz geringe Tribut, den sie noch dazu in Elendhäuten und anderm Pelzwerk entrichten können, sauer wird.

Christliche und heidnische Bogulen kaufen ihre Weiber, und die letztern bisweilen 2 zugleich. Der Preis eines Mädchens ist bey diesem nur armen Volk gewöhnlich zwischen 10 und 20, höchstens 25 Rubel. Mancher erhält eines für 5 Rubel, und andre helfen sich durch Raperey. Aussteuer der Mädchens ist nicht gebräuchlich.

Ihre Todtenäcker sind im Walde. Die Leiche wird in ihrer Kleidung zwischen Brettern im Grabe mit dem Kopfe gegen Norden gelegt, und mit ihr Pfeil und Bogen nebst einigen Hensrathsachen verscharrt. Sie überlassen sie denn ohne Schmaus oder Gedächtnißfest der Verwesung.

Viele Bogulen sind bereits zum Christenthum gebracht, viele aber und noch alle an der obern Wischura und Kolwa, sind noch Heiden. Sie sind, weil sie zerstreuet leben, und wenige Priester haben, in der heidnischen Religion nachlässig.

läßiger, und in ihren Begriffen noch verworrenere als die übrigen Heiden. Jeder Dorfälteste ist, in Ermangelung eines Priesters, Opferpriester seines Dorfs, oder seiner Familie.

Sie haben Götzen, die sie verehren; die christlichen und heidnischen, die unter Russen wohnen, verleugnen sie aber. Es sind seltsam geformte Steine, und geschnitzte menschenähnliche oder metallne Puppen. Am Loswaflusse wird eine Klippe, die die Gestalt eines Rennthiers haben soll, verehrt. Man hat auch in der Gegend eine metallne Puppe mit einem Jagdspieße im Walde gefunden. Bey dem gewöhnlichen Keremetopfer stellen sie eine gekleidete Puppe, die sie im Walde verborgen halten, auf den Opfertisch.

Ihr Hauptfest, welches zugleich ihr Neujahr ist, feyern sie am ersten Ostertage, und nennen es Das Fest der Herabkunft Gottes, womit sie den Frühling andeuten. Es ist vorzüglich dem Torom (ihrem allgemeinen Gott) und der Sonne gewidmet.

Ein zweytes allgemeines Keremetfest wird am zweyten neuen Monde nach dem erstern, doch mit wenigern Opfern gefeyert. Zum Opfer tragen Pferde, Kinder, Rothwild, Schaafe, Ziegen, und von Vögeln Schwäne, Gänse, Enten, Auer-, Birck- und Haselhühner, Kuchen, Honig, Bier, Meth und Branntewein.

Wenn

Wenn sich die Gemeinde bey dem Keremet versamlet hat, und das Vieh geschlachtet, auch das Fleisch gekocht ist, stellet der Priester, oder wer dessen Stelle vertritt, Kopf, Herz, Lunge und Leber in einem Gefässe, auch Kuchen und Getränk auf den Opfertisch, das Gehirn aber wird auf einem Bretchen auf der Stelle im Keremet angezündet, und, damit es gut brenne, ihm Falch zugesetzt. Während des Brennens des Gehirns betet der Geistliche kurz und nachdrücklich, wobey sich die Gemeinde oft bis zur Erde neigt und Amen sagt. Er theilt denn das Opfer aus, welches andächtig genossen wird. Von einem Pferd hängen sie die Haut, so wie den Schädel, an einen dem Keremet nahen Baum, die übrigen Häute werden verbraucht, und die Knochen der Opferthiere vergraben. Weil ein Wirth nach dem andern opfert, vergeht viel Zeit. Wenn alles vorbey ist, so kehren sie mit dem übrigen Opferfleisch und Getränke nach ihren Dörfern zurück, und verzehren es mit den Thirgen in aller Fröhlichkeit.

### 9) Die Ostjaken.

Die Ostjaken sind eines der zahlreichsten Sibirischen Völker. Sie haben weder Schrift noch Buchstaben, noch Unterricht. Die Jahre rechnen sie nicht, theilen sie aber in 13 Monden, und fangen ihr Neujahr mit dem neuen Monde zwischen dem 14 und 21sten Oktober an.

Ehe sie unter Rußische Herrschaft kamen, hatten sie ihre Fürsten, deren Abkömmlinge noch für edel gehalten und zu Vorstehern der Stämme, in die sie sich theilen, erwählt werden. Diese erhalten unter ihnen Ordnung und Friede, und heben den Tribut. Wenn ihre Handel vor die Landesobrigkeit kommen, und sie schwören müssen, geschieht es auf einer Bärenhaut, auf der ein Beil liegt. Man reicht ihnen einen Bissen Brodt, und sie sagen: Schwöre ich falsch, so soll mich der Bär zerreißen, das Beil tödten, und das Brodt ersticken. Sie schwören wol auch bey Götzenbildern, und nie falsch. (S. Fl. W. Th. 2. S. 234 = 236.)

Alle Obische Ostjaken sind Fischer, und besitzen in diesem Gewerbe eine nicht gemeine Geschicklichkeit. Die allermeisten halten Rennthiere. Es giebt einige, die deren bis 200 Stück besitzen, und sie in der Wirthschaft und zum Ziehen nutzen. Des Winters treiben auch alle, meistens aber mit geringem Fortgange, die Jagd. Sie sind zu faul, und zu wenig schlau für diese Handthierung. Der Jagd wegen vereinigen sie sich in Gesellschaften von 6 und mehr Männern, die 4 = 6 Wochen in den Wildnissen herumstreifen, und zur Speise gefrorne Fische mit sich herumschleppen. Bogen sind bey ihnen noch üblicher als Feuerwewehe. Wenn sie des Sommers junge Füchse antreffen, nehmen sie sie in die Furten, füttern sie  
mit

mit dem Abgange von Fischen, und ziehn ihnen endlich für das Kostgeld die Pelze aus. Sie sind wegen dieser Thiere so sorgfältig, daß die Weiber die ganz jungen an den Brüsten ernähren. Weil magre Füchse bessere Bälge als fette haben, so zerbrechen sie den armen Thieren vor dem Erwürgen ein Bein, damit sie für Schmerzen wenig fressen mögen. Sie haben der Jagd und des Ziehens der Schlitten wegen viele und starke Hunde. Ackerbau treibt keiner, so wie sie auch weder Pferde, noch Rinder, noch Schaafse halten.

Die Mannsleute machen ihre Netze, Reusen, Rähne, Hundeschlitten, Schneeschuhe, Bogen und ihren kleinen Hausrath selbst. Das Weibsvolk trocknet Fische, kocht Thran aus ihren Eingeweiden, bereitet Fischleim, giebt Pelzwerk, webt von Messeln grobe Leinwand, nähet von Thier- und Fischhäuten Kleider, und einige wissen auch von Aschenlauge und Thran Seife zu kochen. Die Messeln rösten sie an der Luft. Pelzwerk gerben sie ohne Loh und Beize, und schmieren es mit Fischroggen ein; Fischhäute reiben sie mit trockner Asche weich.

Sie bringen trockne Fische, Fischleim, Thran und Pelzwerk nach den Städten, und erstehn dafür Schmuck und Klapperwerk zu Kleidern, Mehl, Grüge und Brandtwein. Der Vortheil würde bey diesem Handel auf ihrer Seite seyn, wenn sie nicht alles übrige Geld zu versaufen gewohnt wä-

ren; doch sammeln einige etwas, und besitzen auch auffer Rennthieren gute Kessel, silberne Beschergen 2c. Im Durchschnitt sind sie doch arm.

Sie wohnen in Dörfern von 5 = 20 Hütten, die an Fluß- oder Seeufern stehn. Jedes Dorf wird gewöhnlich von einer Verwandtschaft bewohnt. Von Tom bis unter Narim wohnen die Familien einzeln.

Ihre alltäglichen Speisen sind frische Fische, die die Beresowischen und Obdorischen Ostjaken meist roh, die übrigen mit Wasser ohne Salz gekocht essen. Getrocknete Fische und kleine an der Luft getrocknete in hölzernen Mörseln zerstoßne Fische vertreten gleichsam die Stelle des bey ihnen meistens unbekanntem und ganz ungebräuchlichen Brodtes. Sie geniessen die Fische auch gebraten oder eigentlich gewärmt, denn sie halten sie auf Stöcke gespießt nur einige Augenblicke ins Feuer. Seltener und nur in Ermanglung frischer, gefrorener, getrockneter oder geräucherter Fische, beköstigen sie sich mit Fleisch von allerley Wild, auch Raubthieren, im Nothfall auch von Hunden, Rennthieren, Produkten der Rennthierzucht, allerley Geflügel, dem sie blos die Federn ausrupfen und es mit Fischen zusammenkochen, Zwiebeln von türkischen Bund, (*Lilium Martagon* Linnaei) allerley wilden Beeren, Cedernüssen 2c. und wol auch Mehl- und Grützsuppen. Die Zurichtung ist sehr unreinlich. In einem Kessel kochen



chen sie alles, und wischen ihn höchstens mit einem Pelzlappen aus. Es fallen auch Läuse genug in die Speisen, die aber den Appetit desto weniger verderben, da sie dieselben, wenn sie sich unter einander laufen, ohnehin verschlingen. Fremde bewirthen sie mit Thierzungen und Gehirn ic.

Sie trinken Wasser, Fisch- und Fleischbrühe, Milch, und wenn Geld da ist, auch Brandtwein. Rausche, die ihnen sehr lieb sind, verschaffen sie sich durch Tabak und Fliegenschwämme. Rauch- und Schnupftabak ist ein Leckerbissen für beider Geschlechter von allem Alter.

Die Berauschung durch Fliegenschwämme (*Agaricus Muscari L.*) ist bey mehreren Sibirischen Völkern, und unter den Ostjakischen sonderlich um Narim gebräuchlich. Ein Mensch ist auf einmal einen frischen Schwamm, oder trinkt den Absud von 3 getrockneten. Anfanglich werden sie witzig, und nach und nach so ausgelassen lustig, daß sie singen, springen, jauchzen, Jagd- und Heldenlieder dichten ic. und von allem nachher nichts wissen. Nach 12-16 Stunden schlafen sie endlich ein. Wenn sie erwachen, sind sie von den starken Anstrengungen wie zer schlagen, der Kopf aber ist weniger wüste, als von einem Brandtweinsrausche, auch wissen sie von keinen spätern Folgen.

Bei den heidnischen Ostjaken ist die Vielweiberey üblich. Bei heidnischen und christlichen Ostjaken werden die Weiber gekauft. Eine Braut kostet 10 : 100 Rennthiere und einige Fenerkleider; sie bekommt aber auch eine Aussteuer.

Noch am Sterbetage begraben sie ihre Todten; Männer männliche, Weiber weibliche Leichen. Sie ziehn ihnen die besten Kleider an, und lassen sie durch ein Rennthier, welches auf dem Todtenacker geschlachtet wird, und zum Trauermahl dient, ziehen. Hinter reichen Leichen folgen 3 Rennthiere mit ledigen Schlitten. Die Leiche, welcher Waffen, Beil und Hausrath mitgegeben wird, liegt im Grabe mit dem Kopf gegen Norden. Die 3 Rennthiere werden bey dem Grabe zum künftigen Gebrauche für den Todten erschlagen, und bleiben liegen, die Schlitten aber stützen sie über dem Grabe gegen einander. Reiche Leute stellen nachher einige Todtenopfer an.

Die heidnischen Ostjaken, und das sind alle nordliche oder am untern Ob wohnende, haben ihre Zauberer und Priester, welche Träume deuten, prophezeyen, Teufel bannen, Kranke heilen, beten und opfern. Sie haben weder Tempel, noch eigentliche Keremets, sondern gewisse heilige Berge in Wäldern, wo bedeutende Götzen stehn. Solche Hügel fürchten sie, und nehmen  
von

von denselben weder Holz, noch von den Quellen Wasser.

Ausser dem höchsten Gott nehmen sie Unter-  
götter an. Ihre Götzen sind hölzerne Figuren,  
wachsende Bäume, auf welchen Adler nisten, und  
seltsam geformte Steine. Im J. 1771 stun-  
den die beiden vornehmsten Ostjakischen Götzen-  
bilder, die zugleich von den Samojeden verehrt  
wurden, an der Westseite des Obischen Busens,  
70 Werste unter Obdorff im Walde, in oder  
näher den Woksarskischen Jurten. Sie stellen  
eine männliche und eine weibliche Figur vor.  
Jede steht unter einer Hütte an einen Baum ge-  
lehnt, und ist nach ostjakischer Art mit Laken  
und Pelzwerk gut bekleidet, auch Eschamanen  
gleich mit blechernen Figuren von Thieren, Men-  
schen, Vögeln, Rähnen, Fischen &c. behangen.  
Um sie her liegen Kessel, Schüsseln und anderer  
Hausrath, auf den nächsten Bäumen hangen  
Kennthierfelle und Bogen. Der männliche Götze  
wird von Männern, und der weibliche von Weib-  
besbildern verehrt. Hier und da sind für heilig  
erklärte Bäume, auf welche jeder Vorüberge-  
hende einen Pfeil abschießt. Jede Hütte hat  
ihren eigenen Götzen in der Stube, welcher eine  
kleine Puppe zu seyn pflegt.

Ihre wichtigen Leute erklären sie für Halb-  
götter oder Heilige. Eine Puppe, die sie vor-  
stellt, wird neben den Götzen gestellt, und wie die-

selbe gespeist und gesalbt. Witwen nehmen wol auch solche Puppen ihrer Männer mit ins Bette, und geben ihnen bey jeder Mahlzeit Speise.

Die Christlichen Ostjaken über Narim sind meistens schon von getauften Eltern erzeugt, und haben auch eigne Kirchen unter sich. Sie sind aber ganz unwissend, abergläubisch, und voller heidnischer Vorstellungen; wie denn nicht leicht einer ohne einen Götzen, den sie bisweilen an dem Stiefeln tragen, auf die Jagd gehn wird.



Geographisches  
L e s e b u c h

zum

Ruhen und Vergnügen,

herausgegeben

von

M. J. E. Fabri,

Inspektor der Königl. Freitische und Sekretair  
der Hallischen naturforschenden Gesellschaft.



Zweytes Bändchen.

Mit zwey Kupfern.



H A L L E,  
bey Johann Jacob Gebauer,

1783.

Geographisches

Handbuch

von

Augustin von Hagen

Verfasser

von

M. J. Hagen

Inspector der königlichen Schulen und Director  
der öffentlichen Anstalten in Göttingen



Verlag des Verlegers

in Göttingen

\*\*\*\*\*

1783

Verlag des Verlegers

1783

Dem

Hochwürdigen Herrn,

H E R R N

Johann August Rösselt,

der heiligen Schrift Doktor,

und ordentlichen öffentlichen Lehrer der Gottesgelahrtheit  
auf der Königl. Preussischen Friedrichs-  
universität.

Meinem

verehrungswürdigen

Lehrer und Gönner

Alte Augustinische

der hohen Schule

Widmungen und Zeichen der pflichtmäßigen Dankbarkeit  
gewidmet.

zum

Zeichen der pflichtmäßigen Dankbarkeit

gewidmet.



Inhalt des zweyten Bändchens.

1. Von den Türken, ihrer Religion, Religionsdienern, Regierung etc.	Seite 7
2. Fortgesetzte Nachrichten von einigen russischen Völkerschaften.	33
Saporoger Kasaken.	33
Kaukasische Völkerschaften.	40
Tatarische Nationen.	60
Kasaniſche und orenburgiſche Tataren.	65
Turalinzen.	79
Tobolſkiſche Tataren.	83
Tomſkiſche Tataren.	84
Nogaiſche Horden.	86
Baſchkiren.	96
Meſtiſcheräken.	116
Barabinzen.	118
Kirgiſen.	126

6 Inhalt des zweyten Bändchens.

3. Vom schamanischen Heidenthum: S. 150
4. Einige Merkwürdigkeiten der kaiserl.  
kdnigl. Schatzkammer in Wien. 168
4. Kirchenfeste in Sardinien. 175
6. Nachrichten von den Feierlichkeiten bey  
der Verbrennung eines kalmytischen  
Oberpriesters 1772. 180
7. Etwas von der Insel Sylt, und der  
dieselbst gewöhnlichen Brautkleidung. 189





## I.

# Von den Türken, ihrer Religion, Gesetzen, Regierung, Kriegswesen, Sitten und Gewohnheiten.

---

## Religion.

Das Gesetz der Türken ist in drey Büchern enthalten. Das erste ist der Koran, welcher die Glaubensartikel vorschreibt. Das zweyte erklärt die Ueberlieferungen des Propheten. Das Dritte handelt von den Folgen, welche man aus den zwey ersten ziehen kann.

Der Koran enthält, auffer den Religionsgeboten, und auffer der Lehre (Islam, von welcher sie Moslemim, nicht Muselmänner, heissen), auch Vorschriften für die bürgerliche Regierung. In der Erklärung des Gesetzes selbst ist ein grosser Unterschied unter ihren Lehrern selbst,

besonders zwischen dem Omar und dem Ali, den zweyen Nachfolgern Mohameds, welche einander gerade widersprechen, und die zwo feindselig gegen einander gesünnte Religionen, nemlich Omar, die osmannische, und Ali, die persische Religion gestiftet haben. Jene werden gewöhnlich Sunniten, die andern Schiiten genennt.

Die Anhänger Omars haben nur einen einzigen Glaubensartikel, nemlich: Daß ein einziger Gott, und Mohamed sein Prophet ist. Ein frommer Mohamedaner muß aber noch 5 Religionsstücke beobachten.

Das erste, ist das Waschen; das zweyte, das fünfmal jeden Tag wiederholte Gebet; das dritte, die Fasten am Ramasan (Ramadhan); das vierte, die genaue Beobachtung des gesetzlichen Almosens; das fünfte, die Wallfarth nach Mecca, wenn er von keinem rechtmäßigen Hindernisse abgehalten wird.

Zu diesen 5 Hauptartikeln kommen noch einige andere, welche man nicht so wichtig hält, als: die Enthaltung vom Schweinefleisch und Wein, die Beschneidung und Beobachtung des Frentags, als eines Tages zur Andacht.

Der Koran befiehlt, daß sie alle 24 Stunden fünfmal beten, und zwar: erstlich bey Aufgang der Sonne, zweytens um Mittag, drittens zwischen Mittag und der Sonnenhitze, viertens nach Untergang der Sonne, fünftens nach ein und ein halb Uhr des Nachts. Zu allen die-

sen

jen fünf Zeiten werden sie von den Minarets oder Thürmen bey den Moskeen durch gewisse dazu bestimmte Leute, welche Gebete und andächtige Einladungen singen, erinnert. Sie verrichten ihr Gebet mit vieler Andacht. Sie strengen dabey ihren Geist so an, daß sie durch nichts davon abwendig gemacht oder zerstreut werden; ja sie treiben diese Sache nach ihrem Aberglauben so weit, daß, wenn entweder ein Husten oder Niesen ihr Gebet unterbricht, sie sich verpflichtet halten, es wieder von vorne anzufangen. Diese Gebete aber sind nicht aus dem Koran, sondern aus den Schriften der 4 Hauptlehrer, Abubeker, Osmann, Omar und Ali gezogen. Sie machen bey diesen Gebeten unendliche Wendungen und Drehungen des Leibes. Sie öfnen die Arme, sie drehen sie zu den Ohren, biegen den Leib, fallen nieder, und berühren die Erde mit der Stirne.

Der dritte Artikel betrifft das Fasten am Ramasan; es dauert einen ganzen Monath. Vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange dürfen sie weder essen noch trinken. Arme Leute beobachten es mit der größten Strenge, denn die Uebertretung zieht die härtesten Strafen nach sich. So streng aber die Lebensart in diesem Monathe bey Tage ist, eben so ausgelassen ist sie bey Nacht. Man geht von einem Hause zum andern, man hält Gastmale, und bringt ganze Nächte mit Trinken und Ergötzlichkeiten zu. Die Fasten besteht also

hauptsächlich darin, daß man den Tag in Nacht verwandelt, und heut zu Tage wird sie ohnedies und meistens nur von geringen Leuten und vom Pöbel beobachtet.

Der vierte vom Koran vorgeschriebene Artikel ist das Zakah oder das gesetzliche Almosen, wodurch jeder verpflichtet wird, jährlich von seinen Einkünften eins von hundert zu geben, um davon Arme zu unterhalten.

Der fünfte Artikel betrifft die Wallfahrten nach Mecca. Der Koran befiehlt es allen denen, welche im Stande sind es zu thun, wenn sie anders keine wichtige Stellen bey der Regierung oder andere wichtige Hindernisse haben. Die Pilgrimme reisen gemeiniglich im Maymonat von Constantinopel ab, und begeben sich nach Damaskus, um sich mit den Pilgrimmen von Natolien und andern asiatischen Ländern zu vereinigen. Hierauf stossen sie zu denjenigen, welche aus Persien, aus Egypten, und aus andern ottomannischen Reichen kommen, welches alle Jahr eine Anzahl von 50 bis 60000 Menschen ausmacht, die auf einem Berge nahe bey Mecca zusammen kommen, und allda ein Opfer verrichten, wobey man einige Hammel schlachtet, und sie hierauf unter die Armen austheilt. Als denn ziehen sie ihre Kleider aus, und verhüllen sie in eine grobe Decke, in welcher Kleidung sie den Berg aufsteigen. Der Großherr schickt alle Jahr

500 Zechinen und einen mit Gold bedeckten Koran, samt einem reichen Zeug, zu der Kaba nach Mecca. Wenn man die neue Decke hinlegt, so wird die alte weggenommen, und in kleinen Stücken unter die Pilgrimme vertheilt, welche sie als Reliquien verwahren. (S. Neues Elementarwerk 9. Th. S. 574.)

Die Beschneidung ist im Koran nicht vorgeschrieben, sondern die Türken beobachten sie als eine alte Gewohnheit und Sitte, und sehen sie als ein nothwendiges Zeichen eines wahren Gläubigen an. Sie wird durch einen Chirurgus, ohne den Beystand eines Priesters, verrichtet.

Die Feyer des Frentags hat keine andere Ursache als Bequemlichkeit und Erholung. Die Frauen haben mehr Vortheil davon als die Männer: denn, unter dem Vorwande den Tag zu heiligen, finden sie, unter Vorwendung des Bades, die Bequemlichkeit, ihre Einfälle zu befriedigen. In Absicht des Verbots des Schweinefleisches essen und des Weintrinkens sind sie heut zu Tage nicht mehr so gewissenhaft. Die Türken nennen zwar dergleichen Dinge unflätig und abscheulich. Indessen wird heut zu Tage in Constantinopel gewiß mehr Wein consumirt als in manchen andern grossen Städten in Europa. Standespersonen trinken viel Wein.

Liqueurs und Rosolis werden stark gebraucht, weil man glaubt, daß solche mehr Aehnlichkeit mit dem Wasser haben.

Vom Bairam, von ihren Verheyrathungen, Ehescheidungen und Almosen.

Der Bairam ist das größte Fest der Türken, und stimmt mit unsern Ostern überein. Er fängt im Augenblicke an, da man den Mond entdeckt, der auf den Mond Raman folgt. Man macht es dem Volk durch den Schall vieler Instrumenten, und durch die Abfeuerung der Artilleriestücke in dem Serail und in Topana bekannt. Der Pöbel pflegt sich in den 3 Tagen, so lange es währt, lustig zu machen.

Bei dieser Gelegenheit geschehen im Serail viele Feyerlichkeiten. Der Großherr begiebt sich mit anbrechendem Tage samt seinem ganzen Gefolge in die Moskee. Bei seiner Rückkehr empfängt er die Complimente vom Bezier, von allen Ministern und von allen Gesetzverständigen, von welchen sich einer nach dem andern zu seinen Füßen niederwirft, und Heil dem Regenten ausruft. Der letzte, der dem Großherrn bei dieser Gelegenheit das Compliment macht, ist der Janitscharen-Aga.

Der Großherr läßt an diesem Tage den vornehmsten Reichsbeamten ein prächtiges Gastmal geben, und schenkt sechzehn von ihnen Zobelpelze.

Siebenzig Tage nach diesem Feste (welches man den grossen Bairam nennt,) folgt der kleine Bairam. Auch an diesem Tage reitet der Sultan mit grossem Gepränge aus, und begiebt



giebt sich in die Moskee. Ehe er in dieselbe tritt, stehn bey der Thür drey grosse Hämmer bereit, welche sich durch Schönheit und Grösse von andern unterscheiden. Sie sind etwas ausgeziert, und hin und wieder mit dem Zeichen des Mondes bemahlt. Einen schlachtet der Grozherr. Alle werden unter das Volk als ein Almosen ausgeheilt. Ein jeder verrichtet an diesem Tage ein Opfer, nach Maassgabe seines Vermögens. Dieses Opfer geschieht den ersten Tag, das Fest aber dauert, wie das andere, drey Tage fort.

Die Ehe wird bey den Türken für heilig gehalten, obwol keiner von ihren Religionsdienern Antheil an der Feyerlichkeit hat; denn sie wird blos durch einen Kadi oder Richter des Orts bestätigt.

Die Braut ist bey der Handlung selbst nicht zugegen. An ihrer Statt geht ihr Vater, oder einer von ihren nächsten Anverwandten für sie zum Kadi, und wohnt der Handlung bey. Hierauf wird die Braut mit vielen Ceremonien in das Haus ihres Mannes geführt, der sie in eigener Person auskleidet und zu Bette bringt.

Die Türken haben noch eine zwote Art von Ehe, welche ebenfalls vor dem Kadi geschlossen wird. Vermitteltst derselben kann ein Mann eine Frau auf eine gewisse Zeit heyrathen, und sie hernach wieder verlassen, wann er die contractmäßige, allemal sehr geringe Summe bezahlt hat.

Diese

Diese Art Ehe wurde zum besten der Reisenden verordnet.

Vielweiberey wird durch ihre Religion erlaubt; es ist aber durch politische Geseze verboten, nach dem Beyspiel des Gesezgebers Mohameds, mehr als 4 Weiber zu haben, weil der Mann verpflichtet ist, einer jeden ihre eigene Morgengabe anzuweisen. Damit aber dieses Gesez die Freyheit nicht aufhebe, sich der Weiber bedienen zu können, welche ihnen, nach ihrer Aussage, von Gott gegeben ist, so ist ihnen erlaubt, so viel als sie Lust haben, Sklavinnen zu halten.

Ihre Almosen und gute Werke dehnen die Türken so weit aus, daß sie öffentliche Häuser oder Hami zur Bequemlichkeit der Reisenden bauen, von welchen einige sehr kostbar sind, und beträchtliche Einkünfte ziehen. Auch rechnen sie hieher die Errichtung der Brücken zur Bequemlichkeit der Reisenden über die Flüsse, die Wasserleitungen und Brunnen zu gleicher Absicht, die öffentlichen Hospitäler zur Sorgfalt für die Kranken, die öffentlichen Schulen zur Erziehung der Kinder und zum Unterricht, nicht nur im Koran, sondern auch in der persischen und arabischen Sprache.

Die angesehensten Türken suchen ihren Namen durch die Errichtung von Moskeen zu verewigen, und in allen Arten von obgemeldeten Gebäuden suchen sie, nach ihrem Geschmack, alle möglich

mögliche Kostbarkeit zu verschwenden. Aber auch dieser Theil der türkischen Sittenlehre ist mit vielen Vorurtheilen und Aberglauben untermischt. Ihre Wohlthätigkeit erstreckt sich sogar bis auf die Hunde.

Niemals werfen sie ein geschriebenes Stück Papier auf die Erde. Ja viele heben es auf wenn sie es finden, auch wenn solche Buchstaben darauf geschrieben sind, die sie nicht verstehen, weil diejenigen Buchstaben, womit man den Namen Gottes schreibt, nicht mit Füßen getreten werden sollen.

Der löblichste Theil ihrer Sittenlehre ist gewiß ihre Hochachtung und ihr Vertrauen auf Gott. Man weiß in ihrer Sprache nicht was Gotteslästerung ist, und niemals unternehmen sie etwas, ohne zuzusehen: Wenn es Gott gefällt.

### Religionsdiener.

Der Mufti ist das Haupt und das Orakel der Religion und des Gesetzes, der erste Rathgeber in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit. Seine Wahl hängt einzig und allein vom Sultan ab, welcher gemeinlich Leute von Ansehn, von Verstand, und von geprüfter Rechtschaffenheit dazu bestimmt. Die Entschliessungen und Gutachten des Mufti (Fetvah) sind eben so viele Gesetze für alle Richter, nicht aber für den Regenten.

Dem

Demohngeachtet haben die Sultane immer grosse Achtung für den Mufti, und widersetzen sich nur selten seinen Entscheidungen.

Wenn ein Mufti erwählt ist, so beruft ihn der Großherr in das Serail, setzt ihn selbst in seine Würde ein, und läßt ihm einen Zobelpelz anlegen, der mit weissem Tuch gefüttert ist, worauf ihm ein Schnupftuch mit tausend Piaster von Gold überreicht wird. Alsdenn begiebt sich der Mufti in das Haus des Beziers, der ihn an der Treppe empfängt, ihm den Vorrang giebt, und ihn ebenfalls mit einem Zobelpelze, mit grünem Tuche gefüttert, bekleiden, und hierauf mit reichen Geschenken nach Haus begleiten läßt.

Die Oberauffseher über die Moskeen (Priester oder Imams) werden vom Großvezier erwählt. Sie müssen im Stande seyn den Koran zu lesen.

Zu den Religionspersonen kann man auch die Emire rechnen, welche sich von den andern Türken durch den grünen Turban unterscheiden. Emire sind diejenigen, welche vom Propheten Mohamed abstammen.

Die Emire sind aller Aemter fähig, und können zu den höchsten Reichswürden gelangen. Sie haben sehr ansehnliche Privilegien, unter welchen das merkwürdigste ist, daß sie nicht können betrogen oder verletzt werden, ohne daß der Schuldige die Hand verliert. Es haben aber die Türken leicht Mittel gefunden, das Privilegium

gium zu vereiteln: denn wenn es Handel giebt, oder wenn sie einen betrunkenen Emir finden, so ziehen sie ihm den grünen Turban ab, welches das Zeichen des Emirats ist, und machen sich hernach ohne Bedenken über ihn her. Der größte Theil derjenigen, welche Sklavenhandel treiben, sind von dieser Classe.

### Religionsorden.

Es haben auch die Türken, so wie die Christen, eine Art von Klöstern, in welchen Religionsordenspersonen wohnen, von denen hier einige genannt werden.

Die Meccalviten, die von Meccalva gestiftet worden, haben ihr ansehnlichstes Kloster in Cogni, das aus 400 Mönchen besteht. Von diesem Kloster hängen alle andere, und sogar das in Constantinopel selbst, ab. Sie heißen Dervische und sollen die größte Ehrerbietung gegen ihre Obern haben, so daß sie sich niemals anders darstellen, als mit an die Brust gelegten Händen, mit niedergeschlagenen Augen, und mit gebücktem Haupte. Sie tragen ein Hemde von grobem Zeuge, ein Kleid von dunkler Wolle, ein Ueberkleid von weißer Wolle, und haben die Füße beständig bloß. Auf dem Haupte tragen sie eine Art von runder und langer Mütze von Kameelhaar, und umgürten sich mit einem ledernen Gürtel. Gemeiniglich haben sie einen Kos-

Geogr. Leseb. 2. B. B sens

senkranz mit Korallen in der Hand, welchen sie bey ihrem Gebete brauchen.

Ausser der Fasten des Ramasan fasten sie alle Donnerstage, Dienstag und Frentage. Der Vorsteher des Klosters hält eine Predigt zur Erklärung des Korans und anderer mohamedanischer Religionsbücher. Wenn diese zu Ende ist, so machen sie gegen ihre Obern eine tiefe Verbeugung, fangen eine Symphonie mit Instrumenten an, und drehen sich mit solcher Geschwindigkeit herum, daß man ihr Gesicht kaum erkennen kann. Sobald die Musik geendigt wird, so hören sie auch auf sich herum zu drehen; und man muß sich wundern, daß sie, nach dem Herumdrehen, welches doch eine Stunde bisweilen währt, endlich nicht ganz betäubt werden. So viel thut die Gewohnheit. Denn sie üben sich in dieser Absicht von ihrer Kindheit an, nach dem Beispiel des Meccalva, ihres Stifters, von welchem sie die Fabel erzählen, daß er sich 14 Tage nach einander so herumgedrehet habe, ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, daß er in eine Entzückung gefallen und Erscheinungen und Offenbarungen gehabt, welche ihn bewogen, diesen Orden zu stiften.

Diese Dervis haben in allen angesehenen Städten der Türkey Klöster, worinnen sie alle Pilgrimme von ihren Orden und alle türkische Mönche aufnehmen. Denn niemand reiset mehr in allen mohamedanischen Ländern herum, als sie.

Alle

Alle diese Dervis essen Opium in grosser Menge. Wenn sie davon eingeschlafert worden, so liegen sie wie betäubt da, und empfinden in ihrem Geiste eine gewisse Freude, bleiben ganz sinnlos, welches sie eine Entzückung nennen.

Die Mönche vom Orden Eruboar fasten Montags und Frentags, und zwar mit solcher Strenge, daß sie sich auch des Nießens enthalten. Sie sind die strengsten in der Sittenlehre, und beschäftigen sich beständig mit Betrachtungen. Demungeachtet aber werden sie für Ketzer angesehen, weil sie sagen, daß die Reise nach Mecca zur Seligkeit nicht nöthig sey.

Unter den sechs Orden, die vom Calveti abstammen, sind die angesehensten diejenigen, welche der Regel des Cadri folgen. Der Stifter dieses Ordens soll ein sehr tugendhafter und enthaltamer Mann gewesen seyn. Noch heut zu Tage wallfarthen Pilgrimme zu seinem Grabe, das im Gebiete von Babylon liegt. Nach ihrer Ordensregel, welche ganz auf die Enthaltung sich gründet, darf keiner von ihnen des Tages mehr als acht Unzen unsers Gewichts essen. Alle Dienstage wenden sie den größten Theil der Nacht dazu an, daß sie unter dem Schalle einer kleinen Trommel herumlaufen, und das Wort Hai, das ist: der lebendige, eine Eigenschaft, welche sie Gott zuschreiben, beständig wiederholen. Diese Ceremonie treiben sie mit solcher Hestigkeit, daß ihnen oft das Blut aus dem

Munde läuft, ja daß ihnen der Athem ganz vergeht. Sie gehen immer barfuß, und ohne sich scheeren zu lassen. Sie beten auch eine Art von Gebet, welche sie einander in das Ohr flüßeln.

Die Ehe ist ihnen nicht verboten; in diesem Falle aber müssen sie in einem Hause wohnen, und dürfen nur zur Zeit des Gebets ins Kloster gehen. Auch dieser Orden macht durch Opium und Wein sich häufige Entzückungen.

Die Mönche Hissit beobachten das Almosen als eine Ordensregel. Diese Wohlthätigkeit aber erstrecken sie bis auf die Thiere, und besonders auf die Gassenhunde. Dieser Orden ist in Babylon, in Cairo, und in der Stadt Bursa, wo er gestiftet wurde, am stärksten.

Ausser diesen Orden giebt es noch viele andere, in Persien, in Arabien, und in Egypten, von welchen man viele ungereimte Dinge erzählt.

### Moskeen, und ihre Einkünfte und Privilegien.

Die prächtigsten Gebäude, die man in den Ländern der Muselmänner sieht, sind die Moskeen (eigentlich Mestschid). Fast alle sind auf einerley Weise gebaut, sie haben eine Kuppel, und auf der Seite eine Minare' oder Thurm, einige haben wol acht Thürme. Sowol die Moskeen als die Thürme sind mit Bley bedeckt. Unter den Moskeen sind einige, welche die kdnigl.

Mos



Moskeen heißen. Diese sind die reichsten. Man trifft dergleichen an in den Städten Bursa, Adrianopel und Constantinopel, wo die Kaiser ihre Residenz gehabt.

Der Kisklar = Ağa, oder das Haupt der schwarzen Berschnittenen, und Oberaufseher über das Frauenzimmer des Sultans (Harem), ein mächtiger Mann, hat auch die Aufsicht über die königliche Moskeen, welches ihm beträchtliche Einkünfte abwirft, weil er die Stellen in diesen Moskeen zu besetzen hat. In Constantinopel sind zehn königliche Moskeen.

Die Moskee von S. Sophia übertrifft an Pracht und Reichthümern die Einkünfte aller andern. Die türkischen Kaiser haben um die Kirche herum einige Capellen anlegen lassen, wo die Begräbnisse der kaiserlichen Familie sind. In diesen Capellen brennen beständig Lampen, und es werden Leute bezahlt, welche allda für ihre Seelen beten sollen. Zu gewissen Stunden werden allda täglich Armen Almosen ausgetheilt. Bey einigen von diesen königl. Moskeen wird die Jugend in den Gesetzen unterrichtet; auch sind dabey Hospitäler für Kranke, und Wohnungen für Fremde und Pilgrimme. Es giebt einige, welche sogar Küchen haben, wo man für die Armen kocht. Viele haben ihre Einkünfte von gewissen Ländern, Dörfern und ganzen Provinzen. Die Einwohner von solchen Orten

Haben verschiedne Privilegien. Insbefondre sind sie von Truppeneinquartierungen, von Kriegesdiensten, und von den Unterdrückungen der Paschas befreyet, indem sie bloß vom vorhererwähnten Kislar-Aga abhängen.

Die Moskeen, welche von Privatpersonen gestiftet sind, haben diese Privilegien nicht, können auch keine auf Grundstücken angewiesene Einkünfte haben. Alle ihre Einkünfte bestehen also bloß in Zinsgeldern.

Alle Moskeen sind so reich an Säulen von seltenen Marmor, daß man selten anderswo eine so grosse Menge davon finden wird. Unter diesen Moskeen nenne ich besonders eine in Constantinopel, welche die Türken Moskee des Oberstallmeisters nennen. Zwey Reihen von Säulen theilen sie in drey Abtheilungen, eine jede Säule hat drittelhalb Ellen im Umfange, und eine Höhe von drey Männern. Sie sind von sehr schönen alten Grün, und haben ein Capital von griechischen Marmor, welches mit solcher Feinheit durchlöchert ist, daß es schon, wenn es auch nur in Holz gearbeitet wäre, Verwunderung verdiente. Es sind 28 Säulen. Von der zweyten Reihe sind viele zu den Gebäuden des Serails gebraucht worden. Vierzehn sind unten noch vorhanden, und bleiben ein kostbares Denkmal von der ehemaligen Größe.

## Serail.

Serail heist der Pallast, worinnen der Sultan wohnt. Es besteht aus einer Menge von Gebäuden und Gärten, welche mehr den Namen einer Stadt als eines Palastes verdiente. Sie begreift den ersten von den 7 Hügeln, auf welchen Constantinopel angelegt ist, der die Aussicht nach Asien hat, und hat einen Umfang von mehr als anderthalb Stunden. Das Gebäude ist ganz mit hohen Mauern umgeben.

Nach mehreren Nachrichten wohnen 10000 Personen darin. Die Marställe und die Wachen machen einen grossen Theil von dieser Bevölkerung aus, wovon ich, nach genau eingezogenen Nachrichten, ein Verzeichniß liefern will:

Leute beym Marstall.	3500
Bostandschi oder Gärtner, die zum Theil die Lusthäuser des Sultan bewachen, zum Theil seinen Gärten bauen.	2000
Baltadschi, eigentlich eine Art von Erabanten, die zugleich das Holz fällen und herbenschaffen.	400
Weisse Berschnittene.	120
Schwarze Berschnittene.	300
Weibsleute ohngefähr	430
Idschoglani ohngefähr	700
Bey der Küche und Conditerey.	400

Alle andere, bis zu 10000, bestehen in den Personen, welche die vornehmsten Würden begleiten, und ihren Bedienten, die in dem Serail wohnen.

### Von den Marställen des Serails.

Die Anzahl von 3500 Personen, welche vorher für den Dienst der Marställe angegeben sind, wird vielleicht nicht zu hoch scheinen: wenn man weiß, daß allein zum Dienst des Sultans 3000 Pferde gehalten werden. Sobald ein Pferd über diese Anzahl geschenkt oder gekauft wird, so wird eines von den geringern weggeschafft, und wenn eines fällt, so schaft man gleich ein anders an, damit die Anzahl immer die nemliche bleibe. Sie sind alle entweder aus Arabien, oder Egypten: denn die Pferde von Asien und Romelien hält man für viel zu gemein.

Sie sind in 3 Marställe vertheilt, im ersten stehen 1800, im andern 700, und im dritten 500. Ausser diesen eigenen Pferden des Sultans sind auch noch 400 Maulthiere zum Transport und Herbenschaffung so vieler für den Hof nöthigen Dinge. Zu diesen Thieren, welche dem Souverain zugehören, kommen noch die Pferde und Maulthiere seiner Minister, die im Serail leben, wovon einige gegen 300 haben, z. B. der Kislar-Alga, und der Casnadar-Alga, Großschatzmeister des Serail, zu ihren besondern Dienst haben. Ein jeder, auch der schlechteste

teste Page, hat drey: folglich mdgen in allen etwa 6000 Pferde im Marstall seyn.

Die Türken pflegen alle Jahr im Monath May ihre Pferde aufs Feld zu treiben, um das grüne Gras zu fressen. Die Pferde aber von den Marställen der Sultans haben ihre Weide im Serail, woraus man die Grösse desselben beurtheilen kann.

### Von den Bostandschi und Baltadschi.

Die Bostandschi, welche die erste Wache des Serails ausmachen, stehen unter ihrem Haupt, genannt Bostandschi Pascha, der die Generalaufsicht nicht nur über die Gärten des Serails von Constantinopel, sondern auch über andere Serails, Springbrunnen und Lusthäuser des Großherrn hat. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich bis an die Mündung des schwarzen Meeres. Da alle die zahlreichen und bevölkerten Dörfer an den Küsten von Asia und Europa, am Canale, unter ihm stehen, so hat er schöne Einkünfte zu genieffen.

Die Bostandschi haben die erste Wache im Serail, sie bewachen die Lusthäuser des Großherrn, sie pflanzen und bauen seine Gärten, sie rudern an allen Barken des Serails, und haben die grausame Pflicht auf sich die Schuldigen hinzurichten. Unter allen Dienern des Serails, welches meistens gesittete und höfliche Leute sind, sind diese die größsten und grausamsten.

Auf diese folgen die Bastschischi, deren Amt ist Holz zu fällen, und es in das Serail zu bringen. Sie versehen die zwote Wache, daher sie einen vornehmern Rang als die Bostandschischi haben. Jedoch tragen sie fast gleiche Kleidung, ausser daß sie an ihrem Kleide einen kleinen blauen Kragen wie etwa unsere Soldaten haben, nur mit dem Unterschiede, daß er bey jenen fast bis auf die Brust herabgeht. Das Haupt der Bostandschischi und Bastschischi ist mit einer langen Mütze von Scharlach bedeckt, welche fast eine Elle herabhängt.

Die beiden Arten von Wachen üben sich im Laufen, im Ringen, und in Abschießen des Wurfspees, in welcher Uebung sie sehr geschickt sind, so wie sie es in allen solchen Uebungen weit bringen, wodurch der Leib stark und geschickt gemacht wird.

Alle diese Arten von Leuten bestanden vormals aus jungen Christensklaven, die man im Kriege bekommen hatte. Von diesen zog man auch alle folgenden Classen von Dienern: die Köche, die Kanditer, die Fleischer und die Lakayen. Heute zu Tage nimmt man gewöhnlich armer Leute Kinder darinnen auf.

### Idschoglan, oder Pagen des Serails.

Die Pagen im Serail sind alle Christenkinder, die man in ihrer zarten Jugend in Kriegeszeiten zu Gefangenen gemacht hat, und die durch

Generale oder Minister dem Monarchen geschenkt worden sind. Wenn sie geprüft, und hernach in das Serail aufgenommen worden; so werden sie dem Haupte der weissen Verschnittenen (Kapi = Ugasfi) zur Aufsicht übergeben. Es sind ihrer gemeiniglich 650. Sie werden in strenger Zucht gehalten, und in der Höflichkeit und Bescheidenheit, überdis in der mohamedanischen Religion, auch in der persischen und arabischen Sprache (in welcher letztern alle ihre Religionslehren und bürgerlichen Gesetze abgefaßt sind,) unterrichtet. Sie werden beständig mit gutem Tuch gekleidet, aber nur sparsam mit Reis und gesunden Speisen beköstigt. Alle schlafen in einem Saale zusammen, wobey man die Ordnung beobachtet, daß allemal bey vier oder fünf Betten das Bette eines Verschnittenen steht, der auf sie Achtung giebt.

Wenn sie zum männlichen Alter gelangt sind, so hält man sie zu Leibesübungen an, wodurch ihr Leib stärker wird. Sie üben sich mit der Lanze, mit dem Bogen und andern Waffen sowohl zu Fuß als zu Pferde. Im Wurfspfeil bringen sie es vor allen andern Nationen weit. Die beständige Übung macht, daß sie ihn mit solchem Nachdruck abschießen, daß sie auch ein Bein von einander zu trennen im Stande sind. Ausser diesen gewaltigen Übungen lehrt man sie auch mechanische Künste, z. B. sie machen Bogen, Pfeile, Pferdegerüsten, man unterrichtet sie in  
der

der Malerern, hauptsächlich aber in der türkischen Musik.

Nach ihrer Entlassung werden sie zu mancherley ansehnlichen Stellen befördert. Sie werden entweder in die Schatzkammer des Serails, oder in die Kammern der Specereien, der herzstärkenden Arzeneien und; Elixire von seltenem Werthe, vertheilt, welche man, zum Gebrauch des Sultans, in Bereitschaft hält. Aus diesen beiden Aemtern kommen sie zur Casnada, welches die ansehnlichste Kammer im Serail ist, die nur aus 40 Personen besteht. Diese haben den Titel als Aga, und sind sehr angesehen, weil sie immer um die Person des Großherrn nahe sind.

### Großvezier und andre Reichswürden.

Der Großvezier ist allemal Pascha von 3 Rosschweifen, welches ein Zeichen einer vorzüglichen Würde in diesem Reiche ist. Seine Besoldung aus der Schatzkammer ist sehr gering. Die Geschenke aber, so ihm die Pascha machen, wenn sie ihre Stelle bekommen, und sich darin erhalten wollen, überdis was er von den Abgeordneten der Provinzen zieht, und von jedermann erpreßt, der nur bey Hofe etwas zu thun hat, dieses zusammen genommen beträgt gewiß Millionen.

Die Macht eines Großveziers war ehemals fast ganz unumschränkt. Er gebot nicht nur über das Leben der Unterthanen, sondern auch über das Leben der Pascha und der Günstlinge



linge des Großherrn selbst. Heut zu Tage aber, da die innere Regierung des Serails, und zwar die Berschnittenen, ganz über den Geist des Monarchen herrschen, so kann er keinem einigen mehr das Leben nehmen lassen, ohne daß der Großherr es erlaubt, oder wenigstens Nachricht davon hätte.

Der Nisandschi Pascha, oder Großsiegelbewahrer, hat das königliche Siegel nicht in seiner Bewahrung, (welches in den Händen des Großveziers ist,) sondern er setzt auf jeden Befehl den Sura, d. i. den Stempel, mit dem Namen des Monarchen, ohne welches keine Verordnung gültig seyn kann. Dieses Geschäft verschafft ihm, wegen der unendlichen Menge von Angelegenheiten, die in einem so weitläufigen Reiche vorkommen müssen, erstaunliche Summen. Er wohnt dem Divan bey, und sitzt auf der Seitenbank rechts vom Großvezier.

Der Reichseffendi hat eine doppelte Würde, er ist Staatssecretair, und zugleich Großkanzler des Reichs. Alle Geschäfte fremder Fürsten gehen durch seine Hände. Nach dem Großvezier hat er die ansehnlichsten Einkünfte. Er fertigt alle Diplome der neuen Paschas, Sandschaken, und anderer, auch die Lehnbriefe aus. Von ihm wird einem jeden Schiffe, das aus dem Hafen ausfährt, ein Erlaubnißschein gegeben. Eine sehr beträchtliche Revenüe, indem in diesem großen Hafen alle Tage Schiffe ausfahren. Außer dies

diesem steht er noch mit der Canzley in Verbindung, welche mit den Provinzen und Reichsunterthanen in einem Verhältniß steht.

Der Desterdar ist der Großschatzmeister des Reichs, und muß von dem Schatzmeister des Serails unterschieden werden, der den Privatschatz des Großherrs verwaltest. Sein Amt ist die Einkünfte des Reichs einzuziehen, und die öffentlichen Ausgaben zu bestreiten. Bey feierlichen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor dem Großkanzler, und sitzt auch im Divan. Er hat viele Leute unter sich, ein Collegium, das wir etwa die Kämmererey nennen würden.

Der Teschjeredschî ist eine Art von Vice-Großkanzler. Er hat alle Register der Canzley in seiner Verwahrung. Er hat die Aufsicht über die Register selbst, über die Ausfertigung der Firmane, und ist gehalten, dem Reichseffendi auf den Fleiß und die Pünktlichkeit seiner Untergeordneten Acht zu haben, welche in grosser Menge in der Canzley arbeiten. Er hat an allen Staatsgeheimnissen Theil, wohnt den geheimsten Conferenzen bey, und giebt auch sein Gutachten dabey. Von diesem Posten gelangt man gemeiniglich zur Würde eines Reichseffendi.

### Istambol Effendi.

Der Istambol Effendi, oder Oberpolizeydirector, hat die Aufsicht über alle Lebensmittel in der Hauptstadt. Er muß sorgen, daß sie

sie durch Aufkauf keinen zu hohen Preis bekommen, und daß alles in gehörigen Ueberfluß da sey. Seine Einkünfte lassen sich schon daraus beurtheilen, daß er seinen Antheil von allem zieht, auch von den geringsten Dingen, welche zur Consumption einer so bevölkerten Stadt, als Constantinopel ist, erfordert werden.

Die Kadi, oder Unterrichter, richten über geringe Streitsachen.

Die Ältesten bey jedem Handwerke richten über Streitigkeiten, die entweder von Personen vom nemlichen Handwerke, oder zwischen einem Handwerksmanne und einem fremden Kaufmanne entstehen.

Alle Zwistigkeiten in Bauangelegenheiten werden durch den Meimer = Paschi (d. i. General = Oberauffseher über die Gebäude) entschieden. Von seinem Urtheil gilt keine weitere Appellation. Er entscheidet, ob ein neues Gebäude gesetzmäßig ist oder nicht. Entweder wird es also ohne weitern Anstand gebauet, oder was schon gebauet ist, wird niedergerissen. Gewöhnlich behält derjenige Recht, welcher ihm am meisten dabey anbietet. Daher ist ein Meimerpaschi immer ein reicher Mann.

### Divan.

Das höchste Staatskollegium ist der Divan, welcher allen offen steht, und an bestimmten

ten Tagen gehalten wird. Den grossen Divan hält der Großherr die Woche einmal im Serail, allemal am Dienstag. Er sitzt in einem an den Saal stossenden Zimmer ohne gesehen zu werden, und hört alles, was seine Minister thun, auch alle Beschwerden, und die Bitten seiner Unterthanen. Man bedient sich in Rechtsachen keiner Advokaten. Jeder trägt seine eigene Sache vor, und überreicht seine Bittschrift dem ersten Minister. Wird das Ersuchen gebilligt, so unterschreibt er die Bittschrift mit seinem Namen. Im entgegengesetzten Falle zerreißt er die Handschrift, und so haben die wichtigsten Sachen ein Ende.

In der Türkei weiß man nichts von langen Prozessen. Fast allemal sind die beiden Radisleskier (höchsten Reichsrichter nach dem Großvezier) anwesend, welche gemeiniglich in Ehescheidungen, Religions- und Priesterangelegenheiten das Urtheil sprechen.

---

## 2.

## Fortgesetzte Beschreibung einiger Rufischen Völkerschaften.

---

### 1) Die Saporoger Kasaken.

Die Saporoger Kasaken, welche in Polen unter der Benennung Haidamaken gefürchtet wurden, sind, wegen ihres übeln widerseglischen Verhaltens, durch einen Befehl der Kaiserin Katharina der Grossen im Jahre 1775 gänzlich aufgehoben und vernichtet worden.

Sie entstanden im Anfange des 16ten Jahrhunderts von Malorossianern, die zur Bedeckung der Grenze kommandirt waren. Um nicht im Dienste gehindert zu werden, und ihre Familien keiner harten tatarischen Gefangenschaft auszusetzen, mußten Weiber und Kinder in ihren Wohnungen verbleiben. Nach und nach gewöhnte sich hiedurch dieses Kommando so sehr an eine ehelose, ungebundene, rohe, kriegerische, müßige Lebensart, daß es keine Ablösung verlangte, in seinem festen Lager stets verblieb, sich auf immer von seinem Volke den Malorossianern trennte, und einen eigenen kleinen Staat errichtete. Sie erwählten aus ihren Mitteln, ausser ihren gewöhn-

wöhnlichen Befehlshabern und Anführern einen Heerführer. Durch ihre Ausschweifungen über den Grenzen verursachten sie der Rufischen Krone manche Unruhe, und handelten in manchen Kriegen selbst wider Rußland feindselig. Aus verschiedenen Veranlassungen mußten sie ihren Wohnsitz verschiedentlich verlegen, blieben aber immer am Dneper, und weil sie sich am meisten um die Wasserfälle dieses Flusses hielten, bekamen sie den Namen der Kasaken jenseits der Wasserfälle. Von den Pohlen aber wurden sie Haidamaken genannt. Als sie an den Empdrungen des Hetmanns Mazepa Antheil nahmen, zersiedete Peter der Große ihren Getsch. Sie sammleten sich aber unter dem Schutz des Krimmschen Chans, und wurden auch 1735. wieder zu Rufischen Unterthanen aufgenommen. Im vorletztem Türkenkriege zeigten sie sich treulos, und wollten sich unabhängig machen. Als die Gegenden des Dnepers, die ehemals Rußland gehörten, jetzt wieder erobert, und mit Kolonisten besetzt wurden, erklärten sie diesen Theil des neurußischen Gouvernements für ihr Land, beleidigten die Kolonisten, und brachten gegen 50000 Malorossianer theils mit List, theils mit Gewalt unter sich. Da sie keinen Vorstellungen Gehör gaben, entwaffnete sie ein Corps rufischer Truppen unversehens, und gedachte Kaiserliche Acte vernichtete sie. Vermöge dieses Befehls wurde ihr Land Kolonisten übergeben, die

die verdientesten erhielten Belohnungen, die ruhigen konnten Kolonisten werden, und wer seine Heimath vorzog, durfte sich nach derselben, sie sey in oder ausser Landes, begeben.

Die Verfassung ihrer kleinen Demokratie war zwar völlig kasakisch, aber weit strenger und härter. Mit den Kasaken hatten sie eine gleiche Eintheilung in Kompagnien, und auch solche Officierstellen. Das Soldatenleben und die Ehelosigkeit waren ihre ersten Gesetze. Weil sie dabey bald hätten aussterben müssen, so nahmen sie dabey die Verlaufenen aller Nationen auf, ohne auf Sprache, Religion, Sitten, vorige Verbrechen ic. im Geringsten zu sehen. Dadurch wurden sie ein böser, roher, gemischter Haufe, von Malorossen, Pohlen, Tataren und allerley andern Ausländern, der nicht nur nicht abnahm, sondern eher wuchs.

Alle Befehlshaber standen im Solde der Krone. Die Nahrungsquelle der Gemeinen hätte, nach der Weise der Kasaken, die Landwirthschaft seyn sollen, sie machten aber nicht bloß in Kriegen, sondern auch in Friedenszeiten Räubereyen auf tatarischen, türkischen und pohlischen Gebiet zur Hauptsache.

Ihre Setscha hatte eine hölzerne Befestigung und eine besondere Fortresse mit Artillerie, Waffen, Munition ic. Die Setscha glich einem Kasakenregiment, und hatte 38 Quartiere, die Kompagnien glichen. Die Setscha hatte nur

wenige hölzerne Häuser, denn die meisten Kasaken wohnten in Erdhütten mit Dächern. Jeder Kuren hatte seine Officiers und einen Attamann, alle aber standen unter dem Koschewoi Attamann, der während seiner Amtsführung grosse Folgsamkeit, auch einige Einkünfte von Fährgebern, Zoll der Kaufleute, Brandtwein ic. genoss, ausserdem aber den übrigen gleich geachtet ward, denn alle hielten sich ausser dem Dienst für Brüder. Er ward jährlich von neuen erwählt, und konnte bis dahin ein gemeiner Kasak, wo er sich durch Muth und Klugheit unterschieden, gewesen seyn, und was er war, ward er nach der Abdankung wieder. Ein Kasak zu seyn war nach ihren Begriffen eine grosse Ehre, daher sie durchreisende Fremden, auch vom höchsten Range zu Kasaken aufzunehmen, und ihnen ein Diplom darüber zu ertheilen pflegten. Weil bey ihnen alle gleiche Rechte und Freyheiten genossen, so gieng ein jeder unzufriedner ohne Verabschiedung wohin er wollte. Die mehresten Kasaken wohnten zwar in der Setscha, viele aber auch in einer Vorstadt neben derselben, und nicht weniger auf ihren kleinen Viehhöfen und Dörferchens in ihrem Gebiet.

In der Setscha war ein Marktplatz, auf welchem beständig ein Paar Paucken standen, die der Heerpaucker rührte, wenn das Volk zum Rath kommen sollte. Auf dem Markte waren auch Lebensmittel, Kleidungsstücke und allerley Bedürf-



Bedürfnisse feil, welche fremde Kaufleute, die sich in der Vorstadt aufhielten, brachten. Die Kanzley ward so nachlässig besorgt, daß sie selten die wahre Zahl der Kasaken wußte. Diese war sehr ungleich, und wohl eher an 40- und mehrere tausend Mann angewachsen. Im Jahr 1764 hatten sie 27117 im Dienst befindliche Männer.

Öffentliche Versammlungen wurden auf dem Markte gehalten. Der Koschewoi Attamann erschien mit seinen Insignien, dem Kommando- stabe, der Fahne, und der Staatssecretär mit einem Dintenfaß. Um die Obern stand das Volk. Der Koschewoi nannte das Volk seine jugendliche, muntere Brüder, und das Volk die Befehlshaber Herren. Oft kam es zum Handgemenge, denn viele, besonders die etwas durchtreiben und hindern wollten, erschienen besoffen. Derjenige, von welchem geredet ward, mußte sich entfernen, weil er Gefahr lief erschlagen zu werden. Ueber Streifzüge und Räubereyen nahmen sie in der Versammlung wegen des Vorwands und der Ausführung Abrede. So wie den Rittern die Stöße allein blieben, behielten sie auch die Beute. Bey Erwählung des Koschewoi und der Starschinen pflegte fast die ganze Versammlung besoffen zu seyn. Der Koschewoi mußte auch während seines Amts stets mit Brandtwein freigebig seyn, weil dieser folgsam machte. Die Kasakosorianer richteten nach pohlischen Gesetzen, die Saporoger hatten nichts schriftliches, sondern

urtheilten nach Gewohnheit, und nach der Mehrheit der Stimmen. Wenn ein Kasak einen andern erschlug, ward er mit dem Erschlagenen lebendig begraben.

Jeder Kasak verschaffte Pferd, Waffen, Kleidung, Munition und Proviant auf Streifzügen selbst. Im Dienste der Krone wurden sie wie andere Kasaken unterhalten. Sie liessen sich vorzüglich bey Ueberfällen brauchen, bey welchen wenig zu wagen, und viel zu gewinnen war.

Ausserdem daß die Kasaken der Setsch recht eigentlich nach der ältesten Bedeutung des Wortes, als verlaufene Leute von Beute ic. lebten, trieben viele, ausser der Setscha, auf den kleinen Dörfern etwas Ackerbau und Viehzucht nach magyarischer Weise. Alle erhielten von ihren Ueberfahrtsgeldern und Zöllen eine kleine Besoldung zu Friedenszeiten. Die Fischerey im Dneper kam ihnen auch zu statten; sie war, nach den Kurenz, in 38 Reviere vertheilt. Manche in der Vorstadt legten sich immer mehr und mehr auf Handel und gemeine Professionen, in dem Maasse als ihre Streifereyen mehr eingeschränkt worden.

Sie kleideten sich ganz pohlisch, oder vielmehr den pohlischen Wlanen gleich mit weiten Hosen, engen Brusttüchern, nicht sehr langen Röcken, ein jeder in solche Zeuge und Farben, als es ihm gefiel. Ihr Aufzug war ansehnlich und kriegerisch.

Im Setscha besonders lebten sie nach unserm Geschmack recht schlecht und roh. Jeder Kuren war eine Tischgesellschaft, und ein paar Kasaken waren Köche. Ihre täglichen Speisen bestanden in Mehl oder Gräßbrey und Quas, oder Fischsuppe mit Mehl, die sie aus langen Trögen mit Löffeln assen. Selten bekamen sie Fleisch, und noch seltener Brod. Brandwein sofften sie so lange Geld da war, welches aber manchem mehrere Wochen fehlte. Eine ordentliche Liebe war ganz von ihrer Verfassung ausgeschlossen, es durfte auch kein Weibsbild in die Setscha kommen. Denen es glückte von Pohlen oder Tataren Weiber zu rauben, oder läuderliche Weibsbilder aus Kleinreussen zu überkommen, die lebten mit ihnen als Eheleute, oder auch ohne geträuet zu seyn, auf den Viehhöfen. Die Edhne wurden rohe Kasaken, den Vätern gleich. Weder Heyrath noch Haushaltung durfte sie abhalten die Beschlüsse des Setscha auszuführen.

Wer Kasak ward, mußte sich zur griechischen Kirche bekennen. Wenn sie gute Beute machten, bedachten sie die Kirche und deren Diener reichlich, verschafften sich schöne Waffen und Kleider, und bewirtheten in den Trinkhäusern einen jeden wer hinkam, daher sie bald wieder arm wurden; bey ihrer sorgenfreyen Armuth und räuberischen Lebensart hielten sie das Stehlen unter sich für schimpflich. Ein Dieb mußte 3 Tage am Prainger stehen, und ward mit so

viel Schlägen bestraft, daß mancher den Geist darüber aufgab u. s. f. Die mehresten dieser reducirten Kasaken sind ruhige und fleißige Ackerleute geworden.

## 2) Die Kaukasischen Völkerschaften.

Der Kaukasus oder das Gebürge, welches den Raum zwischen dem schwarzen Meer und der Kaspischen See einnimmt, von Westen in Osten streicht, und in Süden gegen Persien, in Norden aber gegen Rußland abfällt, hat bey den Völkerverwanderungen, die die Heereszüge der Tataren und Mogoln veranlaßten, wegen seiner festen und fruchtbaren Beschaffenheit so viele Reste seiner verscheychten Bewohner und so viele Kolonien von den Ueberwindern erhalten, daß wohl kein so kleiner Theil des Erdbodens eine solche Mannichfaltigkeit von Nationen und Sprachen aufzuweisen haben wird. Man findet hier Nachrichten von Griechen, Genuesern, die gegen das 13te Jahrhundert am schwarzen Meere herrschten, von Böhmischen Brüdern, Persianern und andern. Die siegenden Tataren verschlungen diese Völkervereste gleichsam, und brachten sie nach und nach zu ihrer Lebensart, Sitten und Glauben. Weil sie sich mit ihnen, so wie sie sich selbst durch Heyrathen vermischten und die Sprachen vermengten und verdarben, so sind die mehresten gegenwärtig desto schwerer zu ihren Stammvölkern zurückzuführen, da sie selbst in der größten Ungewißheit

heit wegen ihrer Geschichte leben, und wenige in ihren Sprachen schreiben können.

Die Völkerschaften haben sich nicht nur abgesondert erhalten, sondern wahrscheinlich durch Trennungen noch mehr vervielfältigt. Man nennt die Georgianer ausgenommen, alle der Aehnlichkeit der Lebensart und einer merklichen tatarischen Beymischung wegen, seit langer Zeit Tataren, und zum Unterschied der andern Tataren Gebürgtataren, obgleich manche, dem Ursprunge nach, zu andern Völkern gehören.

Der Geographischen Eintheilung nach, nimmt Georgien mit den dahin gehörigen Provinzen den größtesten Theil der Südseite des Kaukasischen Gebürges und die Kabardenen die Nordseite desselben ein. Der östliche Theil des Kaukasus ist die Provinz Lesgistan, die Districte der Eruchmenen, Derbent, Altyperi ic., und gegen das schwarze Meer oder im westlichen Kaukasus sind die Gebiete, die der Ottomannischen Pforte unterworfenen Gebürgvölker.

Die Georgianer und Lesgistaner sind unabhängig, und daher theils Oberherren, theils Schutzherrn verschiedener geringer Völker, oder einzelne Stämme derselben. Die übrigen sind Schutzverwandte oder Vasallen von Rußland, der Pforte und Persien. Hier werden nur die Rußland unterworfenen beschrieben. Da aber diese unruhigen Haufen zum Theil bald diese, bald jene Partey nehmen, und bald diesen, bald einen an-

den Oberherrn freiwillig oder gezwungen annehmen, überdis noch ihre Districte sehr durcheinander liegen, und (die Georgianer ausgenommen) in ihren Verfassungen nicht nur grosse Gleichheit haben, sondern sich oft eine auf die andere beziehet, so dürfen die übrigen nicht ganz übergangen werden.

Die Lesgier, die von den Georgianern Lekki genannt werden, bewohnen die Provinz Lesgistan im östlichen Kaukasus, vorzüglich an der Südseite des Hauptgebürges. Ihr Land besteht aus vielen Districten, die eigene Fürsten haben, unter welchen gegenwärtig der Chan über den District Auar und der Raskumätsche Chan die mächtigsten sind, da jeder bis 5000 Reuter stellen kann. Im Frieden, der 1739 zwischen Rußland und der Pforte geschlossen ward, wurden die Lesgier ein freyes Volk.

Die Truchmenen, terekemenische Tatarn, oder die alten Turkomannen, besitzen an der Westseite der kaspischen See, den östlichen Theil der Südseite des Kaukasischen Gebürges von der See bis an die Georgische Provinz Kachetien. Ihre Districte sind Derbent, Doinak, Schirwan u. m. Die mehresten Districte haben an dem Fatali Chan einen gemeinschaftlichen Oberherrn, andere stehen unter eigenen Fürsten, und einige unter den Nachbarn.

Die Truchmenen sind unvermischte Tataren. Das Stammvolk derselben nomadisirt noch

in feinen alten Wohnsitzen an der östlichen Küste der kaspischen See, welche bis an den Uralsee reichen, und in S. mit Persien grenzen. Vor der Mitte dieses Jahrhunderts geriethen die Horden unter das Joch der afurischen Kalmücken, und da sie auch von Persien gedrängt wurden, wollten sie sich im Jahr 1743, 30,000 Haushaltungen oder Ribitken stark, unter Rußlands Schutz geben, welches der persische Schach verhinderte; bey dieser Gelegenheit aber begaben sich nicht wenig Truchmenische Familien zu den orenburgischen, usaischen und astrachanischen Tataren. Ein Haufe Truchmenen blieb den Kalmücken unterthänig, als aber im Jahr 1770 ein Theil der Kalmückischen Horde nach der Soongareny entflohe, befreuten sich diese Truchmenen am Uralfluß mit gewaffneter Hand, und nomadisiren jezo als freye Unterthanen Rußlands um die Mündung der Kuba.

Die der kaspischen See östlichen Truchmenen theilen sich in 2 Horden, von welchen die eine die Atraklianische genennet wird. Jede hat ihren Chan. Beide jezt regierende Chane sind Brüder und Prinzen des kirgisschen Chans Nur Gali. Beide Horden sind an Pferden, Hornvieh, Schaafen, Ziegen und Kamelen reich. Unter ihnen sind mehrere geschickte Handwerker und Künstler, als unter andern Nomaden. Sie verfertigen selbst Feueergewehre, Säbel ic. Schrot und

und Pulver, und verkaufen es, so wie ihr überflüssiges Vieh, an die Nachbarn.

Sie sind von Tatarischem Ansehen, wohlge wachsen, gesittet und entschlossen. In Kriegeszeiten gehen sie, unsern Schweizern gleich, in die Dienste der Nachbarn, und da sie darüber bey ihren Obern nicht anfragen, so fechten sie bisweilen wider einander.

Die Kaukasischen Truchmenen sind ebenfalls seit der Ausbreitung der Türkomannischen Herrschaft um die kaspische See u. in ihren jetzigen Besitzen. Sie sind sehr zahlreich, reden noch die Tatarische Sprache, und leben zwar nach der Weise anderer Kaukasier, haben sich aber mehr unvermischt, und bey ihrem Glauben und Sitten, wie ihre Nachbarn, erhalten.

Die Dseten erhalten diesen Namen auch von den Georgianern. Sie bestehen aus mehreren kleinen Stämmen, deren einige eigene Fürsten, die mehresten aber einen gemeinschaftlichen Fürsten haben. Das ganze Volk kann doch bis 5000 Reuter aussitzen lassen. Die Dseten bewohnen die mittlere Gegend des hohen Gebirges. Ihr Fürst ist ein Rufischer Schutzverwandter, vergaß aber in dem letzten Türkenkriege seine Pflicht, und mußte daher im Jahr 1771 von neuen huldigen und Geißel geben. Die einzelnen Stämme halten sich am südlichen Abhange des Gebirges, und stehen unter dem Georgischen Cjaar.



Die Taulinzen, auch Tawlinzen, wohnen auch im hohen Gebürge, wovon sie den Namen führen und eigentlich Bergtataren genennet werden. Sie bestehen aus Lesgiern, Oseten, Balzowen, Allanen, Dwaleten, und mehr kleinen Völkerhaufen, die alle für sich sind, und nach den Umständen mehr oder weniger zusammen halten, also kein eigen Volk ausmachen. Die mehresten erkennen persischen Schutz.

Das Volk, welches die Georgianer Basianer, die Tscherkessen aber Tschechen, d. i. Böhmen, nennen, wohnt im hohen Gebürge um die Quellen des Kuban. Es theilet sein Gebiete in viele Districte, die mehrere Schutzherrn erkennen. Die eigentlichen Basianer sind von Abkunft Nogajische Tataren, die sich vor Alters vom Kuna ins hohe Gebürge begaben.

Bei diesen Basianern wird ein kleiner Haufen von Tschechen oder Böhmen angetroffen, die Nachkommen von einer Mährischen Bruderkolonie sind, welche sich zu Ende des 15ten Jahrhunderts, wegen der Bedrückungen in ihrem Vaterlande, hieher begaben, und ganz ausgeartet sind, sich aber doch zusammen halten, und durch Sprache, Lebensart und eine mit vielen christlichen Gebräuchen vermengte Religion unterscheiden, auch sich selbst noch Tschechen nennen.

Die Tscherkessen werden von den Türken und Georgianern, Tscherkessiani, von den  
Ruf

Russen und andern Europäern Tschirkassen, von den Dseten, Kasach genennet. Man begreift im gemeinen Leben oft die gesamten Kabardiner, Tschetschengen, Risten u. a. unter den Tscherkessen; die eigentlichen Tscherkessen aber sind ein nicht zahlreich Volk, welches die Provinz Abasama, auch Nchwasana oder Nchwasia am untern Kuban und die Inseln dieses Flusses, also den nordwestlichen Theil der großen Kabarden besißt, und sich selbst von diesen Inseln, Adige, Adigi, auch Adale, d. i. Insulaner nennet.

In der Mitte des 16ten Jahrhunderts brachte sie der rufische Czaar Ivan Basiljewitz unter seinen Scepter, und veranstaltete ihre Bekehrung mit gutem Fortgange. Im 17ten Jahrhundert geriethen sie unter den Chan der Krimm, dem sie, zum Beweise ihrer Unterthänigkeit, jährlich ein Mädchen für seinen Harem, oder ein Pferd, oder einen Panzer, wovon man nämlich unter diesen Sachen das Schönste austraf, geben mußten. Es kamen von Zeit zu Zeit krimmische Commissarien, die den Tribut selbst aussuchten, und frey gehalten werden mußten. Im Jahre 1708 erschlugen die Tscherkessen die Commissarien und siegten auch über die krimmischen Truppen, die sie deswegen züchtigen sollten. Um weitem Folgen vorzubengen, begaben sie sich unter den Schutz der hohen Pforte, ohne derselben tributbar

butbar oder sonst unterworfen zu werden, unter welcher sie noch stehen.

Die Tschetschengen, (die auch Mifschessen und Altachen heiffen, weil sich das Bölklein der Mifschessen, das mit den Altachen eines ist, zu ihnen hält,) bewohnen den östlichen Theil der grossen Kabarden, zwischen den Quellen des Tereck, und des in den Tereck fallenden Sauschaflusses, also das Mittelgebürge. Sie sind Schutzverwandte Rußlands und geben Geißel. Beide Bölker können bey einem Aufgeböt bis 5000 Reuter stellen.

Die Kystinzen oder Kisten, die auch von den Russen Zugupzy genannt werden, sind den Tschetschengen an Stärke und überhaupt in allen ähnlich. Sie bewohnen die in viele Districte getheilte Provinz Kistation am Sauscha und deren Flüggen, im Mittelgebürge der kleinen Kabarden. Sie sind auch Schutzunterthanen Rußlands, welches sie im vorigen Kriege wider die Türken vergassen. Aber im Jahre 1771 kehrten sie wieder zu ihrer Schuldigkeit zurück, huldigten von neuen und gaben Geißel.

Die Kumüken, Kumüski oder Kumükschen Tataren gleichen ebenfalls den Tschetschengen. Sie bewohnen die sandigen Flächen am Fuß des Gebürges am unterm Sauscha, und am Tereck hinab, von welchen sie den Namen führen. In ihrem Gebiete sind die berühmten Kisliarschen heiffen Bäder, die auch von einem

nem nahen tatarischen Dorf, die Bragunischen genennt werden, auch mehrere Naphthaquellen. Die Kumücken sind rufische, aber so unruhige Vasallen, daß die Sicherheit des Gebrauchs dieser Schwefelbäder, die den Achnern völlig gleichen, darunter sehr leidet, und ohne militärische Bedeckung nicht Statt hat.

Die Ambarliner oder Thalleute haben ihre Benennung von den Thälern des gilanischen Gebürges, in welchen sie wohnen und sie in 6 Chanschaften theilen. Alle zählen nur bis 2000 Bogen. Vor diesem erkannten sie bald diesen, bald einen andern Oberherrn. Noch vor einigen Jahren waren sie dem letzten, im J. 1780 verstorbenen Beherrscher von Persien, Kerim Chan zinsbar. Von Abkunft sind sie Persianer, deren Ansehn, Sprache und Sitten sich auch bey ihnen erhalten hat.

Alle diese Völkerschaften bestehen aus vielen, zum Theil kleinen Stämmen, deren mancher nur ein nicht grosses Dorf begreift. Die Mannsleute suchen auf alle Weise bey ihren Stämmen, Sprachen und Mundarten zu bleiben, wodurch die verschiedenen Volkshaufen erhalten werden, ob sie gleich zum Theil durcheinander heurathen, und sich dadurch von Generation zu Generation ähnlicher werden.

Die Georgianer oder Grusiner, deren Provinzen Kachetien, Kartwalli, Imeretien, Guria, Mingresien u. c., die Gegenden um den Kurfluß gegen die persischen Grenzen, und überhaupt

haupt das südliche Vor- und Mittelgebürge des Kaukasus einnehmen, sind zwar die zahlreichste und mächtigste Nation auf dem Kaukasus; sie haben sich aber als alte griechische Christen, weder durch Geblüt, noch Sprache und Glauben im geringsten mit den Tataren vermischt, und stehen unter dem unabhängigen Czaar von Georgien, der in Teflis am Kur residiret, und dem Czaar von Imirette, die viele georgische Fürsten unter sich haben und über verschiedene kaukasische Völklein gebieten.

Die mannichfaltigen europäischen und asiatischen Völkerreste sind nach und nach und in vielen Generationen durch Gleichheit des Klimas, der Erziehung, Lebensart, und vorzüglich durch das bey ihnen übliche Rauben fremder Weiber, zu einer starken Aehnlichkeit des Ansehns, Temperaments, und sittlichen Characters gelangt, wodurch sie den hier befindlichen Tataren am nächsten kommen, sich aber doch von andern tatarischen Völkern in andern Gegenden sehr unterscheiden. Ueberhaupt genommen sind sie groß, wohl gewachsen, mehr hager als fleischigt, von braunen männlichen Gesicht, mit kleinen lebhaften Augen und braunen, rothen oder schwarzen Haaren. In ihrem Betragen sind sie aufgeweckt, höflich, entschlossen, wollüstig, kostbar in Kleidern und Gastereyen, aus Stolz großmüthig und verschwenderisch, aber auch hart, ungerecht, treulos, räuberisch und rachsüchtig.

Das Frauenzimmer wird sehr wohl gehalten, und ist meistens wohl gebildet, freyer und artiger als sonst Tatarinnen. Besonders ist das tscherkessische Frauenzimmer, wegen Schönheit, Munterkeit und Feinheit der Sitten und des Geschmacks mit Recht berühmt. In den Kaukasusgegenden findet man rothe Haare bey dem Frauenzimmer so verschönernd, daß man sie mit Pomade roth färbt.

Mit Inbegriff der sehr abweichenden Mundarten ist die Zahl der Sprachen, welche im Kaukasus geredet werden, fast nicht kleiner als die Zahl der Völkerreste, die sich von einander unterscheiden. Bisweilen haben einzelne Dörfer eine ganz eigene und dem nächsten Dorf unverständliche Sprache, die auch auffer demselben nicht geredet wird. Andere Sprachen sind bey mehreren Völkern im Gebrauch. Wahrscheinlich haben sich die Sprachen und Mundarten durch die eingerissene Unwissenheit und die durchgängige seltene Kunst zu schreiben, überdis durch die verdorbene Aussprache aus der tiefen Kehle, die die Wörter so unförmig macht, daß man viele gar nicht mit unsern Buchstaben schreiben kann, und zum Theil auch durch muthwillige Verderbung derselben, in räuberischen und andern Absichten, etwa nach der Weise der Zigeuner, durch Rückwärtsprechen, vorgesezte Buchstaben und dergl. vervielfältigt. Alle kaukasische Sprachen müßten doch wohl die Tatarische zur Mutter haben,

ben, von welcher in allen mehrere Wörter ange-  
troffen werden; viele haben finnische, andere  
flawonische, italienische, und andere meist unbe-  
kannte Wörter häufig. Man kann sie in die  
reine Tatarische, Tscherkessische, Lesgische, Ri-  
stische, Georgische und Osetische theilen.

Die tatarische Sprache reden in verschiede-  
nen Dialecten die Truchmenen, Ambarliner,  
Basaner und andere. Die tscherkessische Sprac-  
he ist ebenfalls in verschiedenen Mundarten bey  
den Tscherkessen, und unter denselben am feinsten  
und delicatesten, bey den Tschertschengen und an-  
dern Kabardinern im Gebrauch. Die lesgische  
Sprache wird in Lesgistan und bey mehrern Völ-  
kern geredet, und hat besonders 6 so verschiedene  
Mundarten, daß man sie für so viele besondere  
Sprachen halten möchte. In derselben findet  
man vorzüglich viele finnische und permische Wör-  
ter. Die ristische Sprache, die ausser den Ri-  
sten noch viele andere Völkerschaften in ungemein  
viel Mundarten reden, hat so viel eigenes, daß  
sie sich zu keiner bekannten bringen läßt. Die  
georgianische ist, ausser Georgien, bey den  
Georgien unterworfenen Völkern im Gebrauch.  
Die osetische Sprache ist nur bey den Oseten üb-  
lich, sie hat zwey Dialecte, und scheineth die persische  
zur Mutter zu haben. Tschechen oder Böhmen  
bey den Basianen, sprechen verdorben und vermischet  
Böhmisch. **Vieler Sprachen oder Mundarten**

kleiner Völker, die man zu keiner der genannten bringen kann, zu geschweigen.

Alle kaukasische Nationen möchten, ob manche gleich nur kaum 50 Bogen zu stellen vermögen, doch leicht 100,000 berittene Krieger aufbringen können, da einige derselben bis 10000 haben. Diese gesamtten Staaten machen gleichsam einen aus vielen kleinen Aristokratien bestehenden unregelmäßigen aristokratischen Staat aus. Die Macht der Beherrscher, Chane oder Mursen und Beye, die unserm Adel gleichen, und theils einer von dem andern abhängen, oder unabhängig, Lehnsleute oder erwählt sind, ist überaus verschieden. Einige Fürsten sind Herren über Leben und Tod, und behandeln ihre Unterthanen in Absicht des Vermögens, der Rechtspflege, Personen, Dienste ic. ganz willkürlich; andere dagegen haben fast nichts zu sagen, und werden um geringer Besohn, auch wohl ohne Ursachen abgesetzt, verjagt oder gar in die andere Welt geschickt. Mancher kleiner Edelmann ist mehr Souverain, als mancher grösserer Fürst.

Gebietende Herren sehen alle wehrhafte Männer als ihre Soldaten an, die so oft und so lange sie wollen, auf ihre eigene Kosten beritten und bewaffnet erscheinen, und wohin sie dieselben führen, ziehen müssen. Bey den Kriegen benachbarter Mächte nehmen mehrere Fürsten wegen ihres Raththeils oder ihrer Sicherheit Abrede; alle aber werden niemals untereinander einig,

viel-



vielmehr bekriegen sie einander bey aller Gelegenheit, daher fast nie allgemeiner Friede unter ihnen herrscht. Das unruhige und räuberische Betragen dieser Völker, und die eigene Sicherheit der Parteyen und Haufen untereinander veranlasset mehr oder weniger förmliche Schutzverträge. Sie huldigen ihren Schutzherrn in ihren Befehlshabern, und versprechen ihre Unterthanen weder an Leib noch Gut zu verlegen, mit ihnen ehrlich zu handeln, sie zu schützen, im Kriege mit Gut und Blut Hülfe zu leisten, und entrichten auch bisweilen, zum Beweise ihrer Unterwürfigkeit, einen kleinen Tribut; auch geben sie einige reiche und vornehme Leute zu Geiseln. Ihnen wird dagegen Schutz wider ihre Feinde versprochen. Auf gleiche Weise doch meistens mit Erlegung eines schweren Tributs, begeben sich die schwächern Völker theils freywillig, theils aus Zwang unter den Schutz der mächtigen Kaukaser. Diese anerkannte beschworne, und durch Geisel versicherte Abhängigkeit bindet sie sehr wenig, vielmehr richten sie sich, besonders in Kriegszeiten, bloß nach ihrer Neigung, nach ihrem Vortheil, nach ihrer Stärke, und der ihnen entgegengesetzten Macht, ohne eben sehr auf Folgen und Zukunft zu sehen, daher sie bald diese, bald jene Partey ergreifen, und seltener durch Vorstellungen, als durch Macht, wieder zur Ruhe und Gehorsam gebracht werden können.

Einige dieser Völker entrichten ihren Fürsten oder Aeltesten beynahe nichts, andre müssen sich auf einmal den vierten und wohl noch einen größern Theil ihres Vermögens nehmen lassen: der gewöhnlichste Tribut aber besteht in dem Zehnten, von allem was die Erde trägt, in einer nach dem Vermögen ohngefähr angesetzten Anzahl Pferde und andern Vieh, oder von Kaufleuten und Handwerkern, Waaren, Panzer, Waffen, Geräthe ic. Die Rechtspflege ist türkisch; willkührliche Strafen erfolgen oft ohne Untersuchung, ohne Aufschub, nicht selten also auch ohne Versündigungen und ohne Verhältniß mit den Verbrechen.

Die Kaukasen haben zwar beständige Wohnsitze, welches auch die starke Bevölkerung nothwendig macht, ihre Wildheit aber nähert sie dem noch dem herumschweifenden Leben sehr, und ihr mildes Klima bietet ihnen dabey die Hand. Alle wohnen nur in Dörfern, jedes von 20 bis 50 Gehöften, und mit einem breiten steinernen Thurme versehen, der ihnen bey Ueberfällen zur Bertheidigung, und Weibern und Kindern zur Zuflucht dient. Wenn sie feindliche Ueberzüge voraus sehen, verlassen sie ihre Dörfer und fliehen ins unzugängliche Gebürge, in welchen sie unter Zelten oft ohne Brod und ohne ihre gewöhnliche Lebensmittel sind. Nicht immer finden sie nach der Gefahr ihre Dörfer, sondern nur Brandstellen wieder, welches bey ihnen aber doch desto weniger sagen will, da das Versehen derselben nicht unge-

ungerwöhnlich ist. Die gemeinen Wohnungen sind geringe hölzerne Hütten, und nicht wenig Familien behelfen sich in den Dörfern mit weissen Filzjurten. Fürsten- und Ritterfitze werden *Kabaken* genannt. Die mehresten sind von Holz, wenige von Stein, alle schlecht gebauet und meublirt. Um dieselben stehen die Hütten und Zelte der Hofleute und Knechte, Ställe für Pferde &c.

Die *Tscherkessen*, die in allem, was die Lebensart betrifft, einen Vorzug haben, wohnen besser, und halten ihre Wohnungen netter, als ihre Nachbarn. Die *Ambarliner* oder *Thal*leute haben geringe Winterdörfer, und nomadisiren des Sommers, wie die *Baschkiren*, unter Zelten, die sie aber meistens nur mit Schilfmatten und selten mit Filzen bedecken.

Die Hauptgewerbe der *Kaukaser* bestehen in Ackerbau und Viehzucht, viele treiben auch gemeine Professionen und Handel. In ihrem warmen Lande wissen sie nichts von Winterkorn, daher bauen sie Gerste, Haber, Hirse, etwas Flachs, vielen *Tobak*, nur an einigen Orten vorzüglich *Reis*.

Die *Kumücken* haben auch *Baumwoll*pflanzungen und gewinnen *Seide*. Alles trägt reichlich. *Wein* wächst im Gebürge wild, wird aber nicht genutzt.

Die *Viehzucht* hat alle Vortheile, nur kann sie der nahen Dörfer wegen nicht stark seyn.

Es bedarf hier keiner Stall oder Winterfütterung, ob es gleich dem Vieh sehr gut thut, wenn man demselben in den Wintermonathen etwas zu Hülfe kommt. Die Pferde geben den Arabischen an Schönheit, Feuer, Gelehrigkeit ic. wenig nach, wie denn ein zugeritten Pferd 100 und mehr Dukaten gilt, daher die Fürsten und Edelleute sehr auf Stuttereyen halten. Zu den Künsten der kaukasischen Pferde gehört: daß sie sich beim Auf- und Absteigen auf die Knie legen, gewisse Wörter verstehen und dergl.

Ausser gemeinen Handwerkern haben sie auch gute Meister in Eisenarbeit, die gemeine und damascirte Säbelklingen, breite und eckige Dolche, Panzerhemden, Messer ic. alles in türkischem Geschmack verfertigen. Die eckigen Dolche dienen durch die Ringe der Panzerhemde zu stoßen, und sind zum Theil, damit die Wunden tödtlich werden mögen, von arsenicalischem Stahle verfertigt. Eisen kaufen die Kabardiner von Rußland, einige aber schmelzen es aus eigenen Erzen. Pulver machen sie auf Handmühlen. Ueberhaupt besitzen sie wenig mechanische Einrichtungen, doch haben sich einige Fürsten durch Russen Kornmühlen bauen lassen.

Das Frauenzimmer spinnet und webet überall Leinwand, baumwollene Zeuge und gemein wollen Tuch: hie und da findet man auch eigene nicht ungeschickte Weber.

Sie handeln nach Rußland, Georgien, Persien und der Türken mit Pferden, Schaafen, Häuten, Lämmerfällen, Talg, Butter, Honig, Wachs, Getraide, Baumfrüchten, Baumwolle, Safran, Saflor, Säbeln, Dolchen 2c. und nehmen dagegen Metalle, feine Laaken, seidene Zeuge und andere Manufacturwaaren, Pelzereyen, feine Leinwand, allerley kurzen Kram, Zucker 2c. Gewöhnlich handeln sie durch Tausch, aber auch für Geld, welches sie, da sie selbst nicht münzen, nach dem Gewicht an Silber oder Gold, ohne auf das Gepräge zu sehen, rechnen, von Dukaten und einigen andern Münzen aber Gewicht und Werth als bekannt annehmen. Bey aller ihrer Neigung zu hintergehen ist der Handel mit ihnen für Fremde sehr vortheilhaft.

Man kann fast die Räubereyen an Menschen und Vieh unter die Gewerbe einiger von denselben zählen. Sie geschehen beinahe öffentlich, und der glückliche Ausgang macht dem Waghalse Ehre. Nicht selten nehmen Fürsten Theil an denselben, oder theilen mit den Räubern. Sie schonen einander nicht, am meisten beschweren sie die Georgianer und uogaischen Tataren, die letztern aber bleiben ihnen wieder nichts schuldig. Ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Räubereyen sind schöne Mädchen und Weiber, die sie oder ihre Fürsten zu Kebßweibern machen, oder an die Armenianer verkaufen, die sie den Harems der Türken unter dem Namen der Christinnen liefern.

fern. Der berühmte Handel mit tscherkassischen Mädchen ist zwar übertrieben beschrieben, aber nicht ganz erdichtet. Kleemann, (in seiner Reise nach der Krimm) einer der neuesten und zuverlässigsten Reisenden, versichert, daß die Tscherkassen nebst Vieh auch ihre Kinder nach Kassa bringen, und für eine junge, schöne rothhäufige Dirne 6 bis 7000 türkische Piaster erhalten.

In der Kleidung sind bey ihnen die Abweichungen nicht größer als bey uns: alle gehen in langer morgenländischer Tracht, scheeren den Kopf, und lassen einen ansehnlichen Zwickelbart stehen. Ein wohlgekleideter Kabardiner trägt gute Wäsche, weite Hosen, Saffianstiefel, ein langes, seidenes, umgegürtetes Unterkleid, einen langen Oberrock mit aufgeschnittenen, zurückgeworfenen Aermeln, von feiner Leinwand oder Seide, ein reich Kalotchen und eine flache Mütze, die oben weiter als am Rande ist. Nicht leicht siehet man ihn ohne Gurt des Dolchs am Ueberrock, und ohne Säbel an einem ledernen Gehänge. Bewaffnet erscheinet er im Panzerhemde mit Säbel, Spieß, Bogen oder Flinte. Arme kleiden sich in selbst gewebte baumwollene Zeuge oder Laken.

Die Frauenzimmertracht ist bey einigen mehr Tatarisch oder Armenianisch, bey andern kommt sie der Europäischen näher. Eine Kabardinerin trägt ein Hemde, Beinkleider, Kamis

misdler und Röcke mit und ohne Aermel, des Winters einen bis auf die Waden reichenden Pelz, Ohrgehänge, Halsbänder, und bedeckt den Kopf mit einem tatarischen Schleyertuch (Tastar), welches sie beym Ausgehen über das Gesicht ziehet.

Ihre Speisen sind im tatarischen Geschmack aber gewürzter und besser; auch sitzen sie beym Essen auf Stühlen, an Tischen. Sie sind Liebhaber von hitzigen Getränken, und schränken das Gebot des Propheten bloß auf Wein ein, daher sie sich abgezogene Brandtweine, Meth, und starkes, selbst gebrauetes, dem Englischen ähnliches Bier nicht versagen.

Sie heyrathen mehrere Weiber, räumen aber der ersten Frau so viele Vorzüge ein, daß die zweyte und folgenden darunter leiden, daher sie gewöhnlich nur eine Frau haben, aber neben derselben Nebweiber halten. Den Brautpreis nennen sie aus Stolz Geschenk, setzen ihn aber eben so genau wie andere Tataren fest. Ihre Leichen hüllen sie in grosse Lächer und begraben sie ohne Särge.

Die kaukasischen Völker halten sich alle für Mohamedaner; die an der Nordseite des Gebürges meinen, daß sie zur sunnischen, so wie die an der Südseite zur alischen Secte gehören. Sie sind auch beschnitten, feyern den Freytag, fasten, baden, und halten bisweilen Anbetungen, (in welchen sie Gott nicht wie die Tataren Alla, sondern Daila nennen.) Einige haben

haben Bethäuser (Metscheden) und bey denselben Mulas aus Persien. Sie sind aber, bey dem Mangel an Schulen, in Glaubenssachen ausserordentlich unwissend, und wissen selbst nicht was sie wollen; daher man bey ihnen häufige Spuren des Christenthums, aber auch nicht wenigen heidnischen Aberglauben antrifft.

Fast alle feyern den Sonntag, zwar nicht mit Gottesdienst, aber doch mit Ruhe von Geschäften. Die Abasaner haben einen Oberpriester, den sie Katakos nennen, der ein unverheyratheter unsträflicher Mann seyn muß, das Fleisch nach den Fasten einsegnet, u. s. w.

Der Zaninstag (reiner Mann der Kystinzen) bleibt ebenfalls unverheyrathet, und hält sich bey einer alten steinernen Kirche auf, in welcher Statuen und Bücher seyn sollen, die keiner sehen darf. Nach der Erndte besuchen die Frommen den Zaninstag, welcher dabey viele weisse Schaafte opfert. Hie und da findet man Grabsteine mit Kreuzen und christlichen Inschriften zc.

### 3) Von den tatarischen Nationen.

Im rufischen Reiche bewohnen die tatarischen Völker die nordlichen Küsten des schwarzen und caspischen Meeres, die Nordseite des kaukasischen Gebürges, die weitläufigen Wüsten oder Steppen, vom Uralfluß (ehemaligen Jait) in Osten bis an die Soongarey, den südlichen Ural in Sibirien, die südlichen Grenzgebür-



gebürge und Steppen vom Tobol bis zum Flusse Jenisei und über denselben; überdis die Wildnisse um die Mitte der Lena; auch sind nicht wenige tatarische Kolonien unter den rufischen Einwohnern zerstreut, besonders in der kasanischen, orenburgischen und tobolskischen Statthaltschaft. Am Jenisei sind verschiedene Völkerreste, die wegen der Gleichheit der Lebensart ic. ganz unrecht zu den krasnojarsischen Tataren gerechnet werden. Auch ohne diese letztern (deren Zahl geringe ist,) ist die tatarische Nation überhaupt genommen, nächst der rufischen, die zahlreichste im rufischen Reiche.

Alle die vorhergenannten Gegenden besitzen sie ganz, oder doch größtentheils. Fast überall findet man in diesen Gegenden Spuren von ihren ehemaligen Denkmälern, Gräbern, und Wällen und zerstörte Städtchen ic., Schlöffer oder Läger mit und ohne Schutt und dergleichen Ueberbleibsel. Viele Ruinen sind ziemlich erhalten und noch ansehnlich. In Kasimov an der Oka z. B. scheint die tatarische Vorstadt ein Hoflager eines Chans gewesen zu seyn. Unter den Trümmern daselbst ist ein hoher runder Thurm, ein Bethaus, Mauern von einem Pallast, und auf einem Todtenacker ein ansehnlich Mausoleum, alles von Bruchsteinen und gebrannten Ziegeln. Nach einer arabischen Inschrift ruhet daselbst seit dem Jahre 962 der Hegira, (nach unserer Zeitrechnung 1520) der Chan der Gegend Schachali.

Am

Am Kaukasus stehen noch ansehnliche Trümmern der berühmten Stadt Madschar. Bey Astrachan sind die Schutthaufen des alten Astrachans, und höher an der Wolga bey Zarizyn an der linken Flußseite ähnliche Schutthaufen und Wälle von einer weitläufigen Stadt. An eben dieser Seite der Wolga unterhalb der Mündung der Kama, sind viele ziemlich erhaltene und recht prächtige Ueberbleibsel des ehemaligen Bjächimowa oder Bulgari, welche in Thürmen, Moscheen, Häusern und Begräbnissen, alles von Bruchsteinen und Ziegeln bestehen. Die ältesten Grabsteine liegen über 1100, die neuesten gegen 400 Jahr. In dieser Gegend sind auch am Tscheremitscham, einem Wolgaflüßchen, die mehr verfallenen Trümmer von der ansehnlichen болгарischen und nachher tatarischen Stadt Bulmyer, auf deren Stelle jeko das Städtchen Biljarsk steht.

Kasan hat in seiner Festung ein Denkmal des tatarischen Königreichs dieses Namens. Die hohe und so breite Mauer, daß sie zum Walle dient, die Thürme, der ehemalige Pallast des Chans ic. sind alle von Bruchsteinen. Von dem ältesten Kasan, höher am Kasankastfluß, sind noch ansehnliche Wälle und Grabsteine übrig. Bey Ufa sind Todtenacker mit unzähligen Leichensteinen und einigen gemauerten Begräbnissen. Am Irtsisch, in der Nähe von Tobolsk, sind die Wälle der Hauptstadt Sibir, in der Baraba, in einen Bogen  
des

des Omflusses, die hohen Wälle von Tontura, nahe an der Mündung des Uralflusses, die Gräben von Saratschik, sehr vieler anderer in Sibirien, und besonders in der kirgisischen Steppe zu geschweigen. In letzterer sind ansehnliche Ruinen von grossen Städten übrig geblieben.

Das politische Verhältniß der tatarischen Nationen zum rufischen Staat ist in der Hauptsache dem bey den finnischen Nationen eingeführten gleich. Die Tataren sind freye, der Leibeigenschaft gar nicht unterworfenen Leute, und bleiben bey ihren väterlichen Verfassungen ungestört. Sie wählen ihre Vorgesetzte aus ihren Mitteln und gewöhnlich aus ihrem Adel, der zum Theil aus Fürsten besteht, welche ihre Abkunft von Tschingis, Bathi, und andern berühmten Beherrschern in gerader Linie abzuleiten pflegen. Anfänglich gaben sie an die Rufische Krone grade so viel Tribut, als ihre vorigen Chane hoben; zu ihrer Erleichterung aber ist dieses gleichförmiger, und sowol den Zeitumständen als ihren Gewerben angemessener eingerichtet worden. Bey allen ist er sehr geringe. Einige Stämme dienen auch statt des Tributs als Kasaken, und die Schutzverwandten geben und thun gar nichts.

Von ihrer Lebensart will ich nur überhaupt anführen, daß sowol die Nomaden als die in beständigen Wohnungen ungemeyne Verehrer väterlicher Gebräuche sind; daher sich die alte morgenländische Einfachheit, in Sitten, Wohnungen,

gen,

gen, Speisen u., und die damit verknüpfte Sparsamkeit sehr wohl erhalten hat. Kein reicher Mann macht einen seinem Vermögen angemessenen und weit weniger übertriebenen Aufwand. —

Eben so sehr erhält sich auch der alte tatarische Nationalstolz. Nicht nur die Vornehmen prahlen mit ihren Genealogien, sondern auch bey jedem, etwas aufgeklärten tatarischen Kopfe, bleibt noch das Andenken an die ehemaligen Herrlichkeiten der tatarischen Herrschaft, und veranlaßt theils Wünsche, theils eine hoffnungsvolle Erwartung jener glücklichen Zeiten; wovon die vielen wiederholten Baskirischen Unruhen Zeugnisse sind.

Alle tatarische Stämme reden die turkische oder türkische Sprache, die sie wohl auch die Turkestanische nennen. Die Mohamedaner, die in derselben unterrichtet werden, reden und schreiben sie ziemlich gleichförmig, und bedienen sich arabischer Buchstaben, so wie der arabischen Sprache, bey ihren Gebeten und allen Religionshandlungen, ob sie gleich von den wenigsten und bey weiten nicht von allen ihren Priestern verstanden wird. Wenn sie schön schreiben, geschieht es mit Rohrfedern, und einer Tuschtinte von verkohlten Hirsesaamen, Lampenruß und Gummivasser. Ihre Sprache ist wortreich, biegsam, und die Aussprache sanft, leise und gleichsam harmonisch. Die heidnischen Tataren sind ohne Schulen und Schrift, wodurch ihre

ihre Sprache in grossen Verfall gerathen, mit den Sprachen der Nachbarn sehr vermengt, und in so abweichende Mundarten ausgeartet ist, daß diese Völker andere Tataren, theils mit genauer Noth, theils gar nicht verstehen können.

#### 4) Die kasanischen und orenburgischen Tataren.

Das kasanische Gouvernement enthält Permien und die Länder an der Wiätka, die nicht zum kasanischen Königreiche gehörten; die jetzigen Tataren aber wohnen, durch das ganze Gouvernement zerstreuet, doch am häufigsten um Kasan selbst. Alle Tataren in dieser Statthaltertschaft rechnen sich über zehn tausend männliche Köpfe. Sie besitzen in der Stadt Kasan zwey ansehnliche Vorstädte, eine mit zwey steinernen Moscheen und hohen, runden, von den vorigen Zeiten nachgebliebenen Thürmen, die andere mit zwey von Holz erbaueten Bethäusern. Alle übrigen wohnen in besondern Dörfern, die theils untereinander, theils mit rufischen gränzen.

Man muß die orenburgischen = kasanischen Tataren mit den in dieser Statthaltertschaft nomadisirenden Horden, den Kirgisen u. nicht verwechseln. Erstere werden schlechthin orenburgische, zum Theil auch ufaische Tataren genannt.

Die eigentlichen orenburgischen wohnen in Orenburg und in den Festungen der orenburgischen

Linie am Uralfluß, theils zerstreuet, theils in besondern Vorstädten in eigenen Dörfern, und in dem Städtchen Kargala am Sakmarafluß, 18 Werste von Orenburg. Dieser Ort enthält eine Kolonie Kasanischer Tataren, die sich im Jahre 1755 unter ihrem ältesten Saik anbaute, und im Jahr 1773 schon für 2160 männliche Köpfe steuerte. Der Ort ist reich, hat 4 Medscheden, und manche ansehnliche steinerne Häuser, die in diesen Gegenden immer noch sehr sparsam vorkommen.

Die ufaischen Stadt- und Dorftataren sind ältere kasanische Flüchtlinge. In der orenburgischen-isetischen Provinz wohnt seit 100 Jahren eine Kolonie in einigen Dörfern, die vom Itschkinbach den Namen führet.

Im woronezischen Gouvernement haben kasanische Tataren bey Kasimow eine eigene Vorstadt, auffer welcher in diesem, so wie im astrachanischen und tobolskischen Gouvernement kleine Haufen dieser Tataren, theils unter Russen, meistens aber unter andern Tataru leben. Alle orenburgisch-kasanischen Tataren übertreffen die Anzahl der eigentlichen Kasanischen. Die übrigen zerstreueten Tataru sind fast eben so zahlreich als die Kasanischen.

Ansehen und Gemüthsart der Kasanischen und der von ihnen ausgegangenen Tataren ist nicht nur sehr gleichförmig, sondern auch bey den übrigen ansässigen mohamedanischen Tataru ziemlich chara-

charakteristisch. Alle sind selten sehr groß, meistens hager, das Gesicht ist schmal, die Farbe frisch, Mund und Augen klein, letztere lebhaft, meistens schwarz; die Haare sind dunkelbraun, gerade, und werden schon im frühen Alter weiß. Ueberhaupt sind sie wohl gebildet, und ihr munterer Gang, ihr gerader schwächlicher Körper und die bescheidene gleichsam etwas schüchterne Miene macht ihren Zustand gefällig.

Sie sind ehrliebend, auch stolz, von alltäglichem Verstande, nicht träge aber gemächlich, zu allen Handthierungen geschickt, durch Erziehung, und Religion, (die sie mit Gewissenhaftigkeit beobachten) reinlich, nüchtern, mäßig und mitleidig.

Das tatarische Frauenzimmer ist mehr von gesunder, als schöner Bildung, und wird von Jugend auf an Fleiß, Eingezogenheit, Bescheidenheit und Unterwürfigkeit gewöhnt.

Die kasanischen und übrigen ansässigen mohamedanischen Tataren lassen sich die Kinderzucht rühmlichst angelegen seyn. Sie gewöhnen die Jugend an Fleiß, sparsame Lebensart, und andere väterliche Sitten, sorgen für ihre Unterweisung im Lesen, Schreiben, Religionsunterricht und Erlernung der arabischen Sprache. Die Versäumung des Unterrichts wird den Eltern als eine große Versündigung angerechnet, daher auch das kleinste Dorf seine Kapelle und Schule, Priester und Schullehrer hat, die aber

beide, da sie sie nicht selten vom Pfluge nehmen, und ihren Unterhalt meistens selbst erwerben müssen, nicht immer grosse Araber sind.

In Vorstädten und grossen Dörfern sind ähnliche Mädchenschulen, auch erhalten die Kinder in der Geschichte eigenen Unterricht. Die am besten eingerichteten tatarischen Schulen im russischen Reiche sind unter der Aufsicht der Oberpriester in Kasan, Tobolsk und Astrachan. Manche tatarische Bauern und noch öfter Kaufleute besitzen kleine Sammlungen geschriebener historischer Nachrichten, und viele historische Kenntnisse von ihrer Nation und von der Geschichte der benachbarten Staaten und ihrer Alterthümer. Die es in der Theologie weiter bringen wollen, besuchen die bessern Schulen in der Bucharey.

Die kasanischen, orenburgischen und übrigen kasanischen Stadttataren in diesen und anderen Gouvernements treiben Handel und Professionen, und besitzen einige Manufacturen. Nach hiesiger und überhaupt nach morgenländischer Weise handeln sie meistens durch Tausch, wenig durch klingende Münze, und gar nicht durch Wechsel etc., daher die Kaufleute oder ihre Factore bey dem Einkauf und Verkauf in Person nöthig sind, worüber sie sich oft Jahre von ihren Wohnungen entfernen. Solche Reisen verrichten sie in Gesellschaften oder Karavanen. Sie sind keine unternehmende Kaufleute; da sie sich aber durch  
Kom-



Kompagnien und Factore sehr ausbreiten, so ist der Verkehr bey manchen beträchtlich, und verschafft ihnen bey ihrer sparsamen Lebensart ansehnliches Vermögen. Der orenburgische, troizkische und übrige Handel mit den Kirgisen, Bucharen und andern Asiatern ist größtentheils in den Händen unserer kasanischen u. Tataren, vorzüglich derer in Kargala. In Kasan treiben viele die Zusten- und Saffiangerberey, und das Seifensieden im Grossen. Sehr viele sind Schuster, die bloß Saffian verarbeiten, und ihre Halbstiefeln u. zum Theil mit Golde sticken; einige treiben andere Handthierungen. Sie haben zu allen Handthierungen Geschicklichkeit; weil sie aber zu ihrem Unterhalt wenig brauchen, und viele Bedürfnisse in ihrer Verfassung unbekannt bleiben, so bekümmern sie sich nur um wenige.

Die kasanischen und orenburgischen tatarischen Dörfer enthalten von 10 bis 100 Gehöfde. Meistens weiß jedes Dorf seine Geschichte, und besitzt sie bisweilen auch schriftlich. Sonst lebten sie in beweglichen Hirtenlagern, indessen sind sie durch die von stärkerer Bevölkerung eingeschränkten Grenzen nach und nach zum Ackerbau veranlaßt worden, welcher jetzt bey den meisten die Hauptsache ist. Auch sind beständige Hütten eingeführt. Die jetzigen Tataren sind recht gute Ackerleute, die ihre Felder nicht ruhen lassen, und sie deswegen mehr, als

es bey rufischen Wirthen üblich ist, dungen. Die Bienenzucht ist bey ihnen sehr beliebt; daher man überall geschickte und reiche Bienenväter unter ihnen antrifft. Mehrentheils hat jedes Dorf seine nöthigen Gerber, Schuster, Schneider, Färber, Schmiede, Zimmerleute &c. Das fleißige ländliche Weibsvolk spinnet und webet eigene Wolle, oder selbst gewonnenen Flachs und Hanf. In Uralstkoj Gorodok verfertigen die Tatarinnen feinen Kameelot, von ungefärbter Kameelwolle.

Reiche Leute haben in den Stuben ordentliche, aber kleine Fenster von Glase oder Marienglase, arme hingegen kleine Luftlöcher mit Quappenhäuten, mit ölgetränkten Lappen oder Papier. Die Wohnungen armer Leute bestehen nur aus einer einzigen Stube, deren Thüre nach der Strasse geht. Das Ganze sieht mit dem platten Dache wie ein Würfel aus. Da die Stube auch zugleich ihre Küche ist, so findet man mehrentheils einen eingemauerten Grapen in derselben. Ein Bauerngehöfde besteht, ausser der Wohnstube, aus einigen kleinen freystehenden Magazinen und Ställen, die aber keinen Hof einschliessen. Da ein tatarisches Dorf viele Hütten enthält, so hat dieser Umstand bey den Russen den Namen der Jurten veranlaßt. Jurt heißt in tatarischer Sprache schlechthin eine Wohnung; weil diese aber geringe sind, verbindet man den Begriff geringen Wohnungen oder Hütten damit.

Der tatarische Hausrath schrenkt sich meistens nur auf wirkliche Bedürfnisse ein. Man findet daher bey ihnen nur einiges Koch-, Speise-, Thee-, Acker- und Handthierungsgeräthe, einige Kasten auf den breiten Bänken, die ihnen zum Schlafen und zugleich statt der Stühle und Tische dienen, Teppiche, Filze oder Bastmatten, bisweilen einige Polster. Tische und Stühle haben nur einige, welche in Städten wohnen und mit Fremden viel umgehen.

Alle kasanische und überhaupt die meisten mohamedanischen Tataren scheeren den Kopf, lassen aber einen kleinen Spitz- und Knäbelbart stehen. Die Kasanischen und die von ihnen ausgegangenen tragen alle Hemden ohne Leinwand, weite Hosen, Halbstiefeln, oder lederne Strümpfe, Arme aber Bastschuhe, einen leichten Schlafrock, ein langes morgenländisches weites Oberkleid, mit zugespizten bisweilen offenen Ärmeln, und einen Gurt oder eine Säbelkuppel. Den Kopf deckt ein Kalotchen, auf welches sie eine flache Mütze mit einem wurstförmigen Bрем setzen. Am Gurt hängt Messer, Säbel und Tobackgeräthe. Die Unterröcke sind bey Armen von Leinwand oder Kitail, bey Reichen von seidenen oder reichen Zeugen, die Röcke von grober oder feiner Leinwand mit und ohne Bebreumung, auch wohl mit Treffen, die Kalotchen von Haaren geflochten, auch wohl mit Golde gestickt, die Säbel einiger mit Silber beschlagen. —

In Speisen und Getränken gehen sie zwar von ihren Vorfahren etwas ab; aber doch in mancher Rücksicht, weit weniger, als wir von den Unsrigen. Seitdem sie den Acker bauen, sind Grüz- und Mehlspeisen, auch Brod bey ihnen üblich. Viele bauen Kraut- und Wurzelwerk in Gärten, andere behelfen sich mit wilden Gewächsen. Ihr Tschurek besteht aus ungesäuerten in heisser Asche gebackenen Fladen; gesäuert Brod und Kuchenwerk ist auch bey Vornehmen nicht allgemein gebräuchlich. Reisbrey und Butterklöße (Bursak) speisen sie fast täglich. Die Sagen der alten Welt (Buch Ruth K. 2, v. 14.) sind unter dem Namen Kurmatsch, eine noch recht modische Speise. Es besteht aus braun gerösteten Weizen, Roggen, Gersten oder türkischen Weizen (Zea Mays L.) den sie zerstoßen, roh oder als Brey oder Suppe mit Wasser oder Milch gekocht essen. Tolkán ist ein Leckerbissen von Kurmatsch und Butter geknetet und gebacken.

Nach dem Koran sind Kameele, Pferde, Rindvieh, alles Rothwild, Schaaf- und Ziegenarten, Haasen, Murmelthiere, Brach- und Singvogel, Hünerarten und alle Fische rein, wenn sie weder verreckt noch erstickt sind, daher sie dem gefangenen Wilde einen Schnitt beybringen und das Blut verscharren; jedoch sind nur wenige darinnen sehr gewissenhaft. Unreine und verbotne Speisen sind, nach dem Koran, alle Raub-

Raubthiere und Vögel, Schweine, Amphibien, Insecten und Gewürme; doch ist Honig erlanbt. Unter dem Fleischwerk geben sie dem Füllensfleisch, und unter den Fleischgerichten, dem Fünffingergericht, von zerhackten, fetten, wie ein Muß gekochtem Fleisch, welches mit blossen Händen zum Munde gebracht wird, (wovon es den Namen führt) den Vorzug. Die Stadttataren, die es mit Löffeln essen, nennen es Nazrin. Alle ihre Zubereitungen geschehen ohne Gewürze, und die besten mit vielem Fett oder Butter. Milch essen sie roh, oder mit Grütze oder Mehl gekocht, und bereiten von derselben Butter und Käse. Auf Reisen füllen sie saure Milch in Säcke, woben dann die Molken abtropfeln, und den käsigten Theil zu Suppen 2c. nachlassen.

Das gewöhnlichste Getränk der kasanischen 2c. Tataren ist ein Wasser, welches auch reichen Leuten nicht zu schlecht dünkt, hiernächst Milch, Thee und Fleischbrühe. Selten haben sie so viele Pferde, daß sie ihre Milch nutzen können. Ohne Thee behelfen sie sich nicht leicht. Sie kochen sinesischen Thee in offenen Kesseln mit Wasser und Milch, würzen ihn mit Butter und Salz, und trinken ihn aus hölzernen oder Porcellainschaalen warm.

Der Koran untersagt ihnen gegorne Getränke, als Wein, Brantwein und Bier; weil sie aber auch, wie die meisten Völker der Erden, die Berauschung lieben, so handeln einige wider

das Geseß, alle aber trinken, ohne daß sie zu sündigen fürchten, Meth. Gemeinen Meth machen sie von einem Ferment von Grütze, Mehl und Honig, welches sie in eine warme Auflösung von Honig in siebenfachem Masse Wassers thun. Wenn einmal Meth da ist; füllen sie das Faß nur mit solcher Honigauflösung wieder, dadurch er immerwährend wird. Eiran ist Meth von Honig, Molken und zerquetschten Steppenkirschchen (*Cerasus Pamila Linn.*). Balbusen ist ein sehr rauschender Meth, dessen Ferment aus Bierhefen und Mehl besteht, und zu welchen auch Hopfen genommen wird. Tobackrauchen ist bey beiden Geschlechtern, und in allen Arten bis zur Unmäßigkeit üblich.

Die kasanischen und überhaupt die mohamedanischen Tataren begegnen einander und Fremden sehr höflich. Ihr Gruß, bey welchem sie einander beide Hände reichen, und eine um die andere ausgebreitet legen, ist: Friede sey mit dir! und die Antwort: Mit dir sey Friede! Zu ihren Höflichkeiten gehdret die Entblössung' des Hauptes nicht, daher sie nur die Müßen abziehen, wenn sie bey andern anzustossen fürchten.

Nur wenige Leute schlafen auf Federbetten, die mehresten legen sich auf den breiten Bänken, auf Filze oder Teppiche, und haben nicht immer einmal ein Polster unter dem Kopfe, daher sie sich nie ganz entkleiden.

Der Koran gewöhnt sie an eine Reinlichkeit, die ins Uebertriebene fällt. Sie müssen sich täglich oft waschen, und davon auch den Hintern nicht ausschliessen.

Gewöhnlich halten sie täglich vier Mahlzeiten, wobey sie auf der breiten Bank auf den Fersen um die Speisen sitzen und sich vor und nachher waschen, auch Gebete halten.

Bei wohlhabenden Leuten wohnet und speiset das Frauzimmer besonders. Es verschleiert sich auf der Strasse, und läßt sich auch im Hause nicht sehen, wenn der Mann seinem Gaste nicht eine besondere Ehre erzeigen will. Arme Leute und Gefinde leben nicht so abgesondert, und gehen auch öffentlich herum.

Alte Leute werden bey ihnen in grossen Ehren gehalten, und da diesen die Härte früh weis werden, so ist Weisbart ein Ehrentitel, welcher erfahrenen, vernünftigen Greisen beygelegt wird.

Bekanntlich erlaubt der Koran die Vielweiberey, doch verstattet er nicht über vier Weiber. Alle Weiber haben gleiche Rechte.

Gefährliche Kranke werden von den Geistlichen besucht, die mit ihnen beten. Leichen beider Geschlechter werden gewaschen, in Leinwand oder baumwollenen Zeug gehüllet, so daß  
das

das Gesicht unbedeckt bleibt, auch mit Wasser (worin Kampfer aufgelöset worden,) besprenget. Der Geistliche heftet der Leiche einen Zettel mit dem arabischen Spruch: Es ist nur ein Gott, und Mohamed sein Prophet, auf die Brust.

Reiche Leute zeichnen die Gräber der ihrigen durch eine kleine Hütte von Blockwerk, oder umher gesetzte Steine, oder einen Pfosten mit einer kleinen Aufschrift; oder errichten auch am Kopfe eines Grabsteins mit einer Inschrift, bisweilen auch nur mit dem Handzeichen, dessen sich der Verstorbene statt der Namensunterschrift zu bedienen pflegte. Die Zeiten, da sie Mausoleen baueten, sind längst vorbei. Die Inschriften enthalten in arabischer und tatarischer Sprache, Namen und Stand des Verstorbenen, das Todesjahr und eine fromme Sentence. Z. B. Minka Arysow ist dieser Stein im Jahre 1112. (nach der Hegira) gesetzt.

Jedermann ist sterblich: Gott allein unsterblich, der Prophet sagt: Wer Gott anbetet und ohne Sünde lebt, hat mich zum Blutsfreunde.

Die Inschrift eines Grabsteins, der am Diumafluß bey Ufa in einer Begräbnißkapelle steht, heißt in der Uebersetzung:

Ghas



Ghas Husjam Bjak,  
ein Kenner aller Geseze und gerechter Richter  
ist gestorben.

Wir bitten Dich, den einigen Gott, daß  
du dich seiner erbarmen, und ihn mit Er-  
lassung seiner Sünden begnadigen  
wollest.

Er starb im Jahr 744, in der siebenden  
Nacht des heiligen Monaths.

Er wirkte und wollte wirken,  
der Tod aber verhindert die Entwürfe der  
Menschen.

Niemand wird in dieser Welt ewig leben.  
Ein jeder müsse sich bey diesem Grabmahl  
seines Todes erinnern.

Die Mohamedaner verunreinigen sich durch  
Berührung eines Todten, durch unreine Speisen,  
Benschlaf, alle natürliche Ausführungen und der-  
gleichen mehr. Sie reinigen sich durch Baden  
und Beten, und verdienen sich den Himmel durch  
Frömmigkeit und gute Werke. Sie haben viele  
Arten des Badens: Die mehresten bestehen nur  
im Waschen, und wenn Wasser fehlt, in Reiben  
der Hände mit Erde oder Sande. Gute Werke  
bestehen vorzüglich in Allmosengeben und Fasten.  
Sie haben jährlich 205 Fasttage, an welchen  
sie nicht sowol die Speisen wählen, als sich viel-  
mehr aller Speisen und Getränke, so lange die  
Sonne am Himmel steht, gänzlich enthalten.

Der Glaube, daß unsere Schicksale unvermeidlich sind, und einem jeden der Todesengel zur bestimmten Zeit erscheine, macht sie in Widerwärtigkeiten hart, und gegen Selbstmord sicher. Unter den rufischen Tatarn sind keine Mönche, aber doch manche von enthusiastischer Frömmigkeit. Sie glauben, daß Frömmigkeit Heilige mache, und verstorbene Heilige unsere Gebete erhören, daher verehren sie ihre Asche und eignen denselben Wunderkräfte zu. In der kirgischen Steppe bey Chirwa, unter den Ruinen von Bulumer, und vorzüglich in Tärkestan, sind Gräber heiliger Tataren. Ihre Religionsfeste Mulyt Bairan, Kurkan Bairan, No-masan u. a. richten sich nach den Monden.

Die Anbetungen geschehen in arabischer Sprache, nach dem Rosenkranz, mit ungemeiner Devotion. Der Geistliche, der vor der Gemeinde auf den Fersen sitzt, sagt die Gebete mit leiser Stimme her, die die Gemeinde theils nachspricht, theils mit Amin! beantwortet. Wenn der Name Gottes (Alla) genannt wird, halten alle unter Stöhnen die Ohren zu, und streichen als Unwürdige diesen Namen zu hören, und die Augen aufzuschlagen, mit den Händen über die Augen und den Bart. Bey dem Gebet an ihre Schutzengel sehen sie nach beiden Seiten. Sie sitzen übrigens meistens hierbey auf den Fersen; oft stehen sie auf, neigen sich tief, und bleiben lange

lange in der neigenden Stellung; manchmal fallen sie auch auf ihre Angesichter.

Wenn sie schwören waschen sie sich, nehmen den Koran, schlagen sich mit demselben dreymal gegen die Brust und sagen: Schwöre ich falsch, so sollen mich deine Flüche treffen.

### 5) Die Turalinen.

Als sich die tatarische Macht im dreizehnten Jahrhundert von Sibirien Meister machte, fand die tatarische Kolonie, welcher das östliche Vorgebürge des mittlern Urals zum Wohnsitz angewiesen wurde, (wegen der gebürgigen waldigen Gegend, und der Nachbarschaft der ins hohe Gebürge getriebenen Wogulen) mehr und früher Veranlassung als andre Kolonien, auf beständige und feste Wohnsitze, oder Städte zu denken. Hievon wurden sie Turali oder Turalinski, das ist Stadt- oder sesshafte Leute genennet. Und diese Benennung haben sie erhalten.

Von ihrer Ankunft in Sibirien an, und noch jezo bewohnen sie die Gegend zu beiden Seiten des von ihnen benannten Turastusses, vom hohen Gebürge oder den wogulischen Gränzen an, bis zu seinem Einfall in die Linke des Tobolstusses, also zwischen der Tawda und Isset. Ihr Land ist bergigt, hat aber auch gegen den Tobol ansehnliche Flächen, und überall fruchtbare Felder, auch reichliche Waldung.

Die

Die heutigen Turalinen besitzen bey Turinsk eine eigene ansehnliche Vorstadt, die der Stadt gegen über auf dem linken Ufer der Tura liegt. Auch in Turinsk selbst wohnen viele Tataren. Nicht viel weniger trifft man in Tiumen an. Die übrigen wohnen in Dörfern, die am Tura, dessen Bächen, und theils in Wäldern zerstreut stehen, und einige wenige rufische Dörfer zwischen sich haben.

Die turaischen Stadttataren in Tura und Tiumen haben viele kasanische Tataren und Bucharen unter sich. Mit den kasanischen Tataren haben sie gleiche Wohnung, Wirthschaft, Lebensart und gleichen Glauben. Auch in Absicht des Wohlstandes, der Sitten, Gebräuche, der Kleidung &c. unterscheiden sie sich nicht von denselben.

Die turaischen Dorftataren sind die untermischten Nachkommen der alten Bewohner dieser Gegend, und scheinen einen eigenen Stamm auszumachen, ob sie gleich von ihrer Herkunft nichts wissen. Von andern Tataren unterscheiden sie sich durch mäßig grosse untersezte oder starke Körper, grosse Köpfe oder Gesichtszüge, die etwas Kalmukisches haben. Ihre Haare sind gewöhnlich schwarz, dünn und gerade. Von Gemüthsart sind sie ehrlich, fleißig, folgsam, schüchtern; ihre Sitten sind roher und unreinlicher als bey den kasanischen Tataren.

Ihre Dörfer enthalten selten über 10 Höfe; ihre Häuser sind klein, von Blockwerk und der Einrichtung der Häuser der kasanischen Tataren, welches die allgemeine tatarische ist, ähnlich. Die Häuser der Turalinzen haben gewöhnlich ein offen Vorzimmer, welches, nach den Umständen, zum Magazin, Stall und dergl. dient. Ihr Hausrath ist sehr geringe, und ihre ganze Lebensart schmutzig.

Sie treiben alle Ackerbau; aber nur wenig. Mehrentheils ist die Viehzucht stärker, auch besitzen die mehresten Bienen. Des Winters sind sie fast alle Jäger, und versäumen auch die Fischerey nicht. Auf der Jagd bedienen sie sich der Schneeschuhe. Diefes sind dünne, bis 8 Fuß lange, zwey Hände breite, an der Spitze aufgebogene, mit der Haut von den Füßen der Rennthiere oder Elendthiere bedeckte Bretterchen. Ihr Weibsvolk hat eben die Beschäftigung, welche die rufischen Frauensleute treiben; so wie sie ihre Haushaltung und Lebensart immer mehr annehmen. Die Turalinzen ernähren sich durch ihre vielen Handthierungen recht sicher, bringen es aber nie zu einigem beträchtlichen Vermögen. Im Tribut ist der männliche Kopf auf zwey Zobel, oder statt derselben auf 20 Hermeline gesetzt; sie können aber auch ihre Pelzereyen selbst verkaufen, und die Abgabe mit einem Theil des geldseten Geldes entrichten.

Ihre Sprache ist die tatarische, alle Mannsleute aber reden auch die rufische, und da sie keine Schulen haben, so haben sie nach und nach eine eigene, übele, mit vielen rufischen und mogulischen Wörtern vermengte Mundart angenommen.

Ihre männliche und weibliche Kleidung ist theils tatarisch, theils rufisch und immer armselig. Der weibliche Schmuck ist mehr nach tatarischem Geschmack; die Mannsbrücke meistens im rufischen. Ihre meisten Speisen sind von tatarischer Zubereitung, die Getränke aber gut rufisch. Alle kauen fast beständig Toback.

Die turaischen Tataren waren alle, so wie die Stadttataren, noch jeso Mohamedaner, die Dorstataren aber wurden in den Jahren 1718 = 1720 getauft. Dadurch verlohren sie mit ihren Schulen die Kunst zu schreiben und zu lesen, welches jetzt wenige und vielleicht keine können. Ihre zerstreuten Jurten und ihre Armuth machten dem Unterricht und der Aufsicht der griechischen Geistlichkeit so grosse Hindernisse, daß die mehresten unwissende und abergläubische Religionszwitter geworden sind. Sie beschneiden sich nun nicht mehr, essen kein Pferdefleisch, verabscheuen aber, wie Mohamedaner, Schweine und andre im Koran für unrein erklärte Dinge; fasten bald nach der Vorschrift dieser, bald jener Religion.

Ein Mann darf jeko nur eine Frau besizzen, welche er nach mohamedanischer Weise kauft, und zwar recht wohlfeil. Fünf bis zehn Rubel, oder ein Pferd, ist ein gewöhnlicher Preis; und wenn noch über diese Summe ein Pferd, oder einige Schaafse oder Kleider gegeben werden, so ist dis schon ein hoher Kalym einer tüchtigen Dirne.

### 6) Die tobolskischen Tataren.

Die jegigen tobolskischen Tataren sind die Nachkommen des Restes der Sibirischen, und haben ihre Benennung vom Tobolfluß, an dessen beiden Ufern und Bächen sie von der kirgisischen Gränze an bis zur Mündung desselben wohnen. Sie sind nicht mit den Tataren in der Stadt Tobolsk zu vermischen, welche von einer bucharischen Kolonie abstammen, auch nicht mit denen am Irtysh, die theils Barabinnen, theils wie z. B. in Tara auch Bucharen sind.

Sie wohnen in Dörfern von 10 bis 50 Gehöfden, und rechnen sich über 4000 männliche Köpfe. Ihr Ansehn und ganzes Wesen macht sie den Turalinzen so ähnlich, daß man sie mit denselben für Stammverwandte halten muß; da aber die tobolskischen noch der mohamedanischen Lehre anhangen, so verursacht dieses zwischen ihnen und den Turalinzen manchen äussern Unterschied.

Ihre Wohnungen sind von tatarischer Einrichtung, schlechter als der Kasanischen, besser als der Turaischen; eben so verhält es sich mit dem Hausrath. Ihre offene Gegend könnte der Viehzucht zu statten kommen, die an Iratisch und Tobol übliche Lustseuche aber raubt ihnen oft Pferde und Kinder, worüber ihnen in diesem Gewerbe weit zu gehen der Muth gefallen ist. Alle treiben nur wenig Ackerbau, und da es ihnen auch an Gelegenheit zur Bienenwirthschaft und Jagd fehlt, so sind sie nicht reich. Ihr Frauenzimmer verfertigt Leinwand und Tuch.

Ihre geringen Steuern entrichten sie mit Gelde, und werden deswegen, zum Unterschiede der Tataren, die als Kasaken dienen, Tribut-tataren genennet.

Als Mohamedaner halten sie auf Religion, Kinderzucht, Reinlichkeit und väterliche Gebräuche, daher man sie den kasanischen ärmern Dorf-tataren in Kleidern, Speisen, Sitten, Gebräuchen ganz ähnlich findet. Ihre Haushaltungen sind klein, ihre Armuth läßt sie nicht sehr wollüstig werden, und der Brautpreis einer guten Dirne ist von 20 Rubel bis 50 Rubel; daher nur sehr wenige Männer mehr als eine Frau haben.

### 7) Die tomskischen Tataren.

Die tomskischen Tataren sind von denen, die eine Vorstadt von Tomsck bewohnen, und  
gleich



gleich denen in Tobolsk und Tara eine bucharische Kolonie ausmachen, zu unterscheiden. Die eigentlichen tomskischen Tataren wohnen an beiden Seiten des Tomflusses und seiner Bäche, vom kusnezischen Gebürge an bis zu seinem Einfall in die rechte Seite des Obysflusses, also über und unter der Stadt Tomsk.

Sie bewohnen dreißig Dörfer, die bisweilen mit rufischen Dörfern gränzen. Alle Steuern, nach der Zählung vom Jahr 1760, nur für 430 männliche Köpfe.

Sie sind den tobolskischen Tataren in Ansehen, Character, Wohnungen, Sprache, Kleidung, Lebensart und Religion ganz ähnlich. Die Viehzucht ist bey ihnen etwas beträchtlicher als der Ackerbau, der wenig sagen will, auch besitzen die mehresten einige Bienenstöcke. Zur Jagd finden sie im kusnezischen waldigen Gebürge Gelegenheit, und versäumen sie nicht. Ihren Tribut entrichten sie in Elend- und Hirschhäuten, statt welcher sie aber auch Geld geben können. Thee trinken sie gewöhnlich von Blutwurzeln (*Tormentilla erecta* Linn.) ohne Milch, daher er eine angenehme Nothe hat, aber auch den Mund sehr zusammenzieht.

Weil sie nicht reich sind, so machen sie auch von der erlaubten Vielweiberey wenig Gebrauch. Die schönste Frau kostet ihren Mann nie über 50 Rubel. Auf einer Hochzeit im

tschakischen Districte kostete eine zwanzigjährige, nicht schöne, aber gesunde Braut nur ein Pferd und ein Feyerkleid für die Mutter der Braut, und doch war der Bräutigam, nach seinen vornehmen Gästen und deren Aufnahme zu urtheilen, nicht arm. Eine zweyte Frau würde ihm, nach der Aussage der Gäste, etwan doppelt so hoch zu stehen kommen.

Gewöhnlich setzen sie auf jedes Grab eine haushörmige Hütte von Blockwerk, daher ihre Todtenäcker, welche meistens an Wäldern sind, in einiger Entfernung, Dörfer zu seyn scheinen.

### 8) Die nogajischen Horden.

Die Nogajer, auch Nojaer sind unter diesem Namen vor Alters berühmt, weil sie beständig eine der ansehnlichsten Horden ausgemacht, und sich in ihren Wohnsitzen erhalten haben. Diese sind seit dem dreyzehnten Jahrhundert die Steppen an der Nordseite der kaspischen See, des kaukasischen Gebürges, und des schwarzen Meeres, auch von der N. W. und Westküste desselben, also um die untere Wolga, den Terek, die Kuma, Kuban, den maotischen Sumpf, den Don auf der Halbinsel Krimm, um den Dnieper und Dniester bis an und über die Donau. Sie bestehen aus vielen grössern und kleinern Horden, von denen manche in ihren weitläufigen Wüsten den Aufenthalt, und damit den Namen,  
den

den sie von Flüssen, Heerführern ic. annahmen, veränderten.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts zogen freye Nogajer um die Zemba, in der kirgisischen Steppe. Der kalmükische berühmte Chan Njuk aber trieb sie alle weiter in Westen, über den Uralfluß und Wolga, worauf sie Peter der Grosse zu ihren Brüdern in die Steppen am Kuban und Kuma versetzte, die kundurovsche noz gajische Horde aber für Unterthanen der Kalmüken erklärte, und sie bey denselben ließ. Bey den nach Chan Njuks Tode entstandenen kalmükischen Unruhen litten die ihnen nahen Nogajer so sehr, daß sich die dschisarstkische und dschambulaiskische Horde über den Dnieper zog, und sich unter den Schutz der Pforte begab. Während des letzten Krieges zwischen Rußland und der Pforte, im Jahr 1770, kamen diese beiden Horden zurück, worin ihnen die jedischkulsche und akermensche oder belogorodsche Horden folgten. Diese Horden nomadisiren gegenwärtig in den Steppen am asowschen Meer, zwischen dem Don und Kuban. Man hält sie 70,000 Bogen stark.

Die krimmsche Horde, die derselben zu Schutzverwandten überlassenen eben genannten und übrigen ihr tributbaren oder verbündeten, auch die bundziakische und zu derselben gehörigen Horden am schwarzen Meere, vom Dnieper bis zum Dniester und der Donau, wurden in dem Jahr

1774 zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Frieden, auf Rußlands Verlangen, von der ottomannischen Pforte für unabhängig und frey erklärt. Dennoch erkennen verschiedene kleine Horden an der Donau in Bessarabien die Oberherrschaft der Pforte.

Die der rufischen Krone unterworfenen Nogajer sind die astrachanischen Tataren. Sie werden in Stadt-, Dorf- und Zelttataren getheilt. Die erstern wohnen in Astrachan selbst, die andern in sechs Dörfern bey Astrachan, und die Zelttataren ziehen an der kaspischen See, am Wege nach Kisliär. Im Jahr 1715 zählte man noch 12000 Bogen; 1772 aber bestanden sie nur noch aus 1200, und mit den Zelttataren kaum aus 2000 Kesseln oder Familien. Diese Abnahme kommt von ihrem Wankelmuth her, indem sie sich Familienweise und einzeln zu den kaukasischen und krimmischen, auch andern Tataren begeben haben; die Zelttataren haben sich besonders unter den Baschkiren und sogar bey den Kirgisen niedergelassen.

Die terekischen Tataren nomadisiren auf beiden Seiten des Tereks. Sie bestehen aus ohngefähr 6000 Familien, die verschiedenen Rußland unterworfenen kumükischen Fürsten Tribut geben.

Die Nogajer, welche Kasai Aul und Narus Aul ausmachen, halten sich an Flüssen des Kubans, besonders des Laba. Beide haben  
einen

einen Fürsten, und zählen bis 10000 Familien oder Kessel. Sie sind Schutzverwandte Rußlands. Im vorigen Türkenkriege bewiesen sie sich gegen Rußland feindselig, huldigten aber im Jahr 1771 von neuen.

Die Kundurowsche oder chundurowsche Horde nomadisirt an der Achtuba, einem Arm der Wolga, in der kalmükischen Steppe, und zählet etwa 1000 Jurten. Sie war den Kalmüken unterworfen. Als sich aber 1770 ein Theil der Kalmüken aus den rußischen Steppen nach den soongarischen zc. zog, befreyeten sich die Kundurower. Sie begaben sich auf die Wolgainseln, unter der Festung Krasnoujarsk in Sicherheit, und da sie dadurch kein Eigenthum der hohen Krone wurden, so sind sie bey ihrer Freyheit verblieben. Bey den Kundurowern befindet sich ein Theil Familien von den Burutten oder der grossen kirgisischen Horde, die 1758 mit einem Haufen soongarischer Flüchtlinge zu den wolgischen Kalmüken kamen, und untereinander zusammenthalten.

Ausser diesen sind verschiedene Haufen von Nogajern unter den übrigen Tataren des Reichs zerstreuet, daher die Zahl aller, Rußland unterworfenen Nogajer sehr beträchtlich ist.

Die Behauptung der väterlichen Wohnsitze, und die vermiedene Vermengung mit andern Tataren, hat die Nogajer der verschiedenen Horden,

den, ob sie gleich in ihrer Lebensart von einander abgehen, sehr ähnlich erhalten.

Ihr Ansehn ist tatarisch, mit etwas Kalmitischen oder vielmehr Zigeunerischen vermischt, die Größe verschieden, das Gesicht braun, die Augen klein und wild, die Ohren groß, die Haare schwarz. In ihrem Betragen sind sie munter, von rohen Sitten, betrügerisch, räuberisch, beynt Widerstande feig, unwissend und schmutzig. Die astrachanischen Stadttataren machen hievon eine Ausnahme. Sie haben von der Vermischung mit andern ein mehr gewöhnlich tatarisches Ansehn; und geben an Feinheit der Sitten und Lebensart, so wie an Güte des Gemüthscharacters den kasanischen Stadttataren, wenig nach.

Die Nogajer reden alle die tatarische Sprache. Da sie aber, die Astrachanischen ausgenommen, keine, oder nur elende Schulen haben, so trifft man auch in verschiedenen Horden verschiedene, aber lauter schlechte Mundarten, und weit weniger andere Kenntnisse.

Die Verfassung der astrachanischen Tataren ist der, bey den kasanischen Tataren bemerkten ganz gleich, und bey den übrigen Nogajern zwar verschieden, überhaupt aber der alten totarischen noch ähnlicher, als bey andern Horden geblieben. Sie haben einen zahlreichen Adel, und unter demselben auch Fürsten, die zum Theil mächtig waren. Da aber ihre Härte das Ver-

lau-

laufen ihrer Unterthanen veranlaßte, so sind sie sehr herunter gekommen.

Außer den Astrachanern sind auch in den Horden viele ansäßig; diese wohnen in Dörfern am Terek, Kuban und Kuma; die Zahl derselben ist aber gegen die Nomaden geringe. Was bey andern Tataren Wolost oder Ulus genennet wird, heißt in den nogajischen Horden eine Heerde, und der Vorsteher oder Älteste das Haupt; in einigen Horden werden diese Heerden oder Haufen Dörfer genannt, wenn sie gleich Nomaden sind. Z. B. Kasai Ul u. d. d. gegen nennen sich die astrachanischen wirklichen Dörfer nicht Dörfer, sondern Tabunen.

Alle astrachanische und einige Haufen in den Horden sind eigentliche und tributbare Unterthanen Rußlands, die übrigen aber nur Schutzverwandte, die sich nach eigenen Gesetzen richten, und Feindseligkeiten (gegen Rußland und dessen Verbündete ausgenommen,) mit völliger Freyheit ausüben, und ihrem Interesse gemäß handeln.

Als unruhige und unbändige Haufen müssen diese schutzverwandten Horden Geißel aus ansehnlichen Familien geben. Die tributbaren stehen völlig auf dem Fuß der vorhin beschriebenen Tataren. Die astrachanischen Stadt- und Dorftataren geben Geld, die Zelttataren leisten Handdienste in den kaiserlichen Weingärten u. s. f.

Die

Die astrachanischen Tataren haben als etwas vorzügliches einen eigenen tatarischen Gerichtshof, welcher bloß deswegen einen russischen Besizer hat, damit den Landesgesetzen nicht zuwider geurtheilt werde. Die Kalmüken begegneten den Kundurovern gar nicht als Leibeigenen, sondern nahmen nur einen mäßigen Tribut an Vieh, Butter und dergl. Auf gleiche Weise verfahren die mächtigern Fürsten mit den kleinern Haufen, die ihren Schutz genossen.

Die astrachanischen Stadt- und Dorftataren wohnen und leben völlig wie die kasanischen. In Astrachan bewohnen sie eine ansehnliche Vorstadt, und haben in derselben einen von Steinen erbaueten Kaufhof mit vielen Gewölbten.

Ihr Handel mit Armenianern, Persianern, Indiern, Bucharen &c. ist beträchtlich, und ihre Saffiangerbereyen, Baumwoll-, Kame-  
lott- und Seidenmanufacturen sind in Ansehn. Ihre Seifensieder bedienen sich des Fettes der kaspischen Seehunde und der SODA oder Salzfräuterasche. Das Frauenzimmer spinnet Baumwolle so fein, daß 1 Pfund Garn mit 3 bis 4 Rubel bezahlt wird. Die Dorftataren schränken des Bodens wegen den Ackerbau meist auf Hirse ein, und leben vorzüglich von Gartenwerk, womit sie Astrachan versorgen.

Die in den Horden am Kaukasus ansässigen Nogajer leben und wohnen wie die Kabardiner.

Die



Die nogajischen Dörfer aber sind schlechter. Sie haben keine feste Thürme, und elende theils von Strauchwerk aufgesetzte mit Thon beworfene Häuser. Sie verlassen auch ihre Dörfer oft, und bauen neue. Die Viehzucht ist ihre Hauptsache, ob sie es gleich in derselben nie so weit, wie ihre herumschweifenden Brüder, bringen. Ihre Aecker bestellen sie mit etwas Sommerkorn, Grünfwerk, Flachs, Hanf und Toback.

Der Hausrath der nogajischen Nomaden ist selbst für Nomaden armselig: Kessel, hölzerne und lederne Gefäße, Flaschen von Flaschenkürbissen, zweyrädrige Karren, Decken von Filz oder Binsenmatten, Beile und nicht viel mehr.

Ihr Reichthum besteht in Vieh, und zwar dieses in Pferden und Schaafen, theils kalmükischen oder breitschwänzigen, theils tscherkassischen oder gemeinen. Ihre Viehzucht gleicht der kirgisischen, doch ist sie ohne Verhältniß geringer. Die Nogajer sind folglich ärmer, welches in den kleinern Weiden, den wechselsweisen Unterdrückungen der Horden untereinander, und in den starken Abgaben an ihre Edelleute und Fürsten, seinen Grund hat. Ein Murse mit etwan 1000 Pferden, 500 Rindern, 2000 Schaafen, 200 Ziegen und einigen 20 Kameelen, (denn so ist ohngefähr das Verhältniß ihrer Heerden) heißt sehr reich. Im Volke sind Leute, die überhaupt bis 1000 Stück Vieh der genannten Arten zählen;

len; viele beſitzen indessen nur bis 200 Stück, und die meisten weit weniger.

Die kundurowschen Tataren halten vorzüglich auf Hornvieh, dessen sie sich auch zum Reiten und Fahren bedienen; dagegen haben sie wenig Pferde. Das Vieh der Nogajer ist dem kalmükischen und kirgisischen gleich, nicht groß, aber munter. Es kömmt den Nogajern auch zu statten, daß sie es gut absetzen können. Die kein Vieh haben, ernähren sich als Schuster, Gerber, und andere gemeine Professionisten unter ihnen, und nicht wenige suchen auch dem Mangel durch Viehräubereyen bey andern Horden und Nachbarn abzuhelfen.

Ihre ganze Lebensart hat mit der baschkirischen die größte Aehnlichkeit. Des Sommers behelfen sie sich meistens mit Milch und wilden Wurzeln, des Winters mit Käse, Grütze, Mehlspeisen und Fleisch. Der Gebrauch des Brodtes oder Fladens ist bey ihnen nichts weniger als allgemein.

Die astrachanischen Tataren kleiden sich den kasanischen sehr ähnlich. Die Ärmel der Oberrocke reichen nur bis an die Ellenbogen: junge Mannsleute scheeren nicht immer den Kopf, sondern verschneiden nur die Haare stark. Die reichen Nogajer in den Horden gehen wie die Kabardiner, und die Armen den gemeinen kasanischen Tataren gleich, wobey sie sich durch verschiedene Formen der Hüften unterscheiden.

Die

Die astrachanischen Tatarinnen nähern sich in der Kleidung den Armenianerinnen. Der Leibgürtel ist mit silbernen Buckeln besetzt, und festgeschnallt. Sie flechten die Haare, und die unverheyratheten Mädchen hängen lange Bänder und Quasten, die bis an die Kniekehlen reichen, an dieselben. Zum Staat tragen sie flache Zobelmützen. Auf der Gasse gehen sie mit verschlenertem Gesicht, und alltäglich vertritt das Schlenertuch die Mütze. Das Weibsvolk in den Horden trägt theils Zobelmützen, theils ersetzt ein Rand von Zeuge den Brem. Vom Nacken lassen sie ein mit Korallen u. bedecktes Geschmeide, dem bey den Kasanerinern ähnlich, herunter hangen. Ausser Ohr- und Fingerringen tragen einige auch einen grossen bis an den Mund reichenden goldnen Ring in der Nasenscheide, welches einige Tatarinnen in Astrachan selbst thun.

Die Fundurowschen Weiber tragen diesen Ring in einem Nasenlappchen. Die gemeinen Nogajer machen wenig aus ihren Weibern, und halten sie hart, daher sie schlecht, meist schmutzig und abgerissen hergehen, und muthlos aussehen.

Alle Nogajer sind Mohamedaner der sunnischen Secte. Die astrachanischen Tataren haben 15 Medscheden, gute Schulen, und unter der Geistlichkeit einen Oberpriester: auch hält sich jezo in den Dörfern ein Scheik oder Abkömmling

Edmmling von Mohamed auf, der sich durch besondere Frömmigkeit und einen grünen türkischen Bund von andern unterscheidet. Die übrigen Nogajer sind überaus unwissend, und mengen daher vielen heidnischen Aberglauben unter ihre Religionsgebräuche.

Im Umgange sind die Nogajer in den Horden ernsthaft, aber, nach den Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden, in aller Absicht gastfrey.

Viele Väter kaufen ihren Knaben 4 bis 6jährige Bräute, und verheyrathen sie auch hernach mit denselben. An den Hochzeitsfestlichkeiten nimmt das Brautpaar nur den ersten Tag Antheil, die übrigen Tage bleibt es in seiner Jurte, wohin man ihnen Speise und Getränke zuträgt.

Da alle Ausflüsse der Leichen die Lebendigen verunreinigen, so verstopfen sie sehr sorgfältig auf eine höchst schmutzige Weise alle Oeffnungen des Körpers, ohne Ausnahme, mit Baumwolle.

### 9) Die Baschkiren.

Das jezige Baschkirien oder die Baschkirey enthält den südlichsten Theil des Uralgebürges, um die Belaja, zwischen der Kuma, Wolga und dem Uralflusse, also die westliche usaische und östliche isetische Provinz der orenburgischen Statthalterschaft. Dieses gebürgige und metallreiche Land hat fruchtbare Flächen, Wälder und fischreiche Seen. Man theilt es von Alters

in die kasanische, esaische, sibirische und nogaissche Gegend, und nennt diese Gegenden Wege.

Sie theilen sich in Stämme, die sich zusammenhalten, aus Geschlechtern bestehen, und bestimmte Districte ihres Landes besitzen. Seit langer Zeit haben sie keine Chane, und nach und nach ist durch die Unruhen ihr ganzer Adel verlohren gegangen. Gegenwärtig erwählet jede Wolost einen oder mehr Aeltesten aus ihren Mitgliedern. Jedem Starschin oder Aeltesten ist von der orenburgischen Gouvernementskanzley ein Schreiber meistens von den mestscherätischen Tataren zugeordnet, der nicht nur die Befehle ic. verlieset und erleutert, sondern auch darauf siehet, daß sie befolgt werden. Ueberhaupt bestehen sie aus 34 Wolosten, und diese zählten im Jahr 1770. 27000 Haushaltungen oder Familien.

Ihre Gesichtsbildung ist tatarisch, doch meistens ein wenig platter. Gewöhnlich sind sie stärker von Gliedern, und fleischigter als die kasanischen Tataren. Viele haben grosse Ohren, alle kleine Augen, die meisten dunkelbraune Härte. Sie sind von gutem natürlichen Verstande, ohne ihn aber zu cultiviren; sie sind beherzt, argwöhnisch, widerspenstig, hart, folglich gefährliche Leute. Ohne genaue Aufsicht würden sie räuberisch seyn.

Ihre Sprache ist eine von der kasanischen sehr abweichende Mundart. Als Mohamedaner  
Geogr. Leseb. 2. B. G haben

Haben sie Schrift und Schulen, welche dieses rohe Volk aber wenig nuzet, und da es seine Lehrer und Geistlichen aus seinen Mitteln nimmt, so wird es auch nur schlecht unterrichtet.

Ihr Tribut bestand anfänglich in einer geringen Geldabgabe, und denn in etwas bestimmten an Honig, Wachs oder Pelzwerk. Nach der Stillung ihrer Empdrung im Jahr 1741 erhielten sie kasakische Einrichtung. Nach derselben dienen sie an der Gränzlinie, oder gehen auch wohin sie beordert werden zu Felde, woben sie sich selbst mit Pferden, Kleidern und Waffen versehen, den übrigen Kasaken gleich aber Verpflegung erhalten. Weil in Friedenszeiten nur wenige zum Kriegesdienst nöthig sind, so gaben diejenigen, welche zu Hause blieben, für jeden männlichen Kopf 40 Kopeten (etwas weniger als  $\frac{1}{2}$  Rubel). Bey einer neuen Salzeinrichtung ward ihnen diese Steuer erlassen, wogegen sie aber ihr Salz, welches sie sonst aus ihren Seen unentgeltlich hatten, aus den Magazinen der hohen Krone kaufen müssen.

Im Kriegesdienst erwählen sie die Ältesten und Vorsteher der Hauffen, von 10, 50 und 100 selbst, die Anführer der Pulke oder Regimenter, die sie Altamänner nennen, werden ihnen von den rufischen Befehlshabern von den besten Starschinen gesetzt. Ihre eigenthümlichen Waffen sind Pfeil und Bogen, Lanze, Panzerhemden und Hauben; viele aber erscheinen statt

der-

derselben mit Flinten oder Pistolen, und einige sind mit allen zugleich versehen. Bogen und Pfeile, so wie die Rdcher, die gewöhnlich mit Bärenpelz 2c. überzogen sind, und bis 50 Pfeile enthalten, verfertigen sie selbst. Die Panzerhemden sind Netzwerke von Stahlbrathringen, und sehr schwer, auch theuer, weswegen sie wenig im Gebrauch sind. Sie haben schöne Pferde, und sind gute beherzte Reuter und Bogenschützen, daher einem mäßigen Haufen Baschkiren der Sieg über einen weit größern kirgisischen immer gewiß ist. Bisweilen streifen sogar einzelne Baschkirenpulke, oft lange und ohne geschlagen zu werden, in der kirgisischen Horde herum. In dieser Absicht, und zum Theil, weil die Baschkiren in den kirgisischen Wüsten ohne Proviand 2c. seyn können, bedienen sich die rufischen Befehlshaber auf der Gränze, vorzüglich der Baschkiren, wenn die Kirgisen wegen Räubereyen an Karavanen 2c. zu züchtigen sind. Ein baschkirischer Heereszug hat viel seltsames. Jeder Reuter kleidet sich wie er will und kann, nur gehen alle in langen Kleidern; jeder hat auch ein zweytes Handpferd, das er zum Streite schonet, und ihm den Proviand tragen läffet, der zum Theil in stark getrocknetem Getreide besteht, daher sie einige Handmühlen zu Pferde mit sich führen. Meistens hat jeder Haufen von 100 eine kleine bunte Standarte, und diese sind eben so verschieden als ihre Waffen. Sie reiten ohne Ordnung durcheinan-

der, und stossen sich nur wenn sie halten einigermaßen in Reihen.

Bis zur rufischen Bezwingung, und noch lange nach derselben, nomadisirten die Baschkiren. Nach und nach haben sie das herumsehweifende Hirtenleben mit dem an beständigere Wohnungen gebundenen Ackerbau vereinigt. Gegenwärtig haben alle, beständige Winterhütten und bewegliche Sommerjurten.

Bei dem Aufbau der Winterdörfer sehen sie mehr auf fruchtbare Plätze, als auf den Zugang zu Wasser, da sie des Winters ohnedis Schnee haben. Ein Dorf enthält 10 bis 50 Hütten. Diese sind von Blockwerk schlecht und leicht gebauet, und bestehen mehrentheils aus einer kleinen Stube mit platten Dache. Die innere Einrichtung ist tatarisch, alles aber nur schlecht. Die breite Kuhbank ist oft zugleich ein Behältniß des jungen Viehes. Ihr Kamin ist ein Cylinder von verbundenen mit Thon beworfenen Stäben; neben demselben wird ein eiserner Grapen eingemauert. In viele Thüren kann man nur kriechen, und die Lichtlöcher der Wände sind meistens statt der Fenster mit Thierblasen, Fischhäuten oder mit Del getränkten Lappen überspannet. Jede Wohnung hat eine kleine würfelförmige Borrathsküche in der Nähe. Die Kapellen, sogar in den ansehnlichsten Dörfern, sind eben solche geringe Hütten. Wenn ihnen eine Gegend ihres Gebiets besser als die bisherige gefällt, so



verlassen sie ihr Dorf und bauen ein neues; daher man nach einigen Jahren unter ihnen sich desto schwerer zurechte findet, da sie überdis die Dörfer nach den jedesmaligen Aeltesten benennen, z. B. Sultanowar, Achmetowa &c.

Ihre Sommerdörfer enthalten 5 bis 20 Jurten. Große Winterdörfer theilen sich in kleinere Sommerlager. Eine solche Jurte ist rund, und hält von 3 bis 5 Klaftern im Durchmesser. Die Seitenwand ist ein Gitterwerk etwa 4 Fuß hoch: auf dieser liegen die Dachstangen, die sich in einem Ringe von etwa 2 Fuß im Durchmesser vereinigen. Auf solche Weise bildet die Jurte einen abgestumpften Kegel. Wände und Dach sind mit Filzen belegt, und diese mit Seilen von Pferdehaaren befestigt.

Die Baschkiren im hohen Uralgebürge geben ihren Sommerjurten eine länglich-viereckige, unsern Häusern ähnliche Form, und bekleiden sie bey ihrer geringen Schaafzucht mit Birkenrinde. In der Mitte derselben ist der Feuerplatz mit einem Dreyfuß, oder eine herabhängende Kette für die Kessel.

In Vermien, im tungurischen District, befinden sich unter den dortigen kasanischen Tataren ein paar kleine baschkirische Woloosten, die, bey dem Mangel offener Gefilde, in beständigen sehr schönen Dörfern, den übrigen tatari-schen Dörfern völlig gleich wohnen.

Der Hausrath der Baschkiren ist (die eben gedachten tungurischen ausgenommen) weit armliger, und so wie ihre ganze Lebensart weit schmutziger, als man es bey einem so reichen Volke vermuthen sollte. Die Ruhebänke und Fußboden der Kapellen sind mit Filzdecken belegt; selten siehet man bey ihnen Teppiche und Polster. Gewöhnlich findet man nur Gefässe von Holz, Birkenrinde, lederne Schläuche; selten irdenes oder metallenes Geräthe ic.

In den meisten Hütten sind auch hölzerne Mörsel, die beym Grütz- und Mehlmachen die Mühlen ersetzen, zum Stampfen des Flachses ic. dienen. Manche Dörfer haben an Quellrinnen kleine Wassermühlen, mit 6 bis 8 horizontalen Schaufeln, in der stehenden Welle des Mühlsteins, die an der geringsten Quellrinne hinreichendes Wasser haben, da sie dasselbe durch einen Trog so leiten, daß es mit dem Schuß eines Falles des Wassers von 1 bis anderthalb Fuß den Rand des Wasserrades, oder die Flächen der Enden der Schaufeln, die nur bis anderthalb Fuß lang sind, trifft.

Wenn solche Wassermühlen fehlen, so hat jede Hütte eine Handmühle. Sie besteht aus zwey Scheiben eines Eichenstammes, jede von etwa  $1\frac{1}{2}$  Fuß im Durchmesser und einer quer Hand hoch. Die beiden Flächen dieser Scheiben oder Räder sind mit Scherben von eisernem Geräthe häufig, und so besetzt, daß sie nicht über 2  
Linien

Linien hervorragen. Im Mittelpunct der Unterscheibe ist ein aufstehender Zapfen, und in der obern ein größser Loch als es hierzu nöthig ist, auch oben am Rande ein aufstehender Zapfen zur Handhabe. Beym Mahlen legen sie unter diese Mühle eine Decke, und schütten von Zeit zu Zeit Getreide in das Loch der obern Scheibe, worauf sie sie um den Zapfen als um ihre Achse bewegen. Das Zermahlte fällt um die untere Scheibe auf die Decke, und ist als Grütze gleich gut, als Mehl aber sieben sie es durch Haarsiebe, und mahlen dies zurückgebliebene so lange bis Kleye nachbleibt.

Das Hauptgewerbe der Baschkiren ist die Viehzucht. Ueberdis treiben sie etwas weniges Ackerbau, Jagd, und die in ihren Districten Erzgebürge haben, ziehen auch daraus Vortheile. Sie sind geübte, glückliche und reiche Viehwirthe. Ihr Vermögen rechnen sie nach der Größe ihrer Heerden. Die Pferdezucht ist bey ihnen die Hauptsache, weil sie von derselben alle ihre eigentliche Bedürfnisse fast allein erhalten, als: Reitpferde, Milch, Fleisch, von den Häuten Kleider und Gefässe, von den Haaren Seile &c.

Die Zahl der Schaafse gleicht bey Reichen ohngefähr der Anzahl der Pferde, oder übertrifft sie doch nicht viel. Rindvieh macht bey Reichen gegen die Pferde etwa die halbe Zahl. Die meisten haben kleine Ziegenheerden, auch reiche Leute einige wenige Kameele. Schweine sind für sie

sie als Mohamedaner unrein, und Federvieh wissen sie nicht durch den Winter zu bringen. Nicht leicht hat ein gemeiner Mann unter 20 bis 50 Pferde; viele haben deren bis 500, Reiche bis 1000, und einige bis 2000 Stück, auch darüber, und die andern Heerden in Verhältniß. So gute Viehwirthe die Baschkiren auch sind, so starke Bienenväter sind sie ebenfalls. Ein jeder hat wenigstens einige, und manche bis 200, auch 3, 4, ja 500 Stöcke.

Pferde und Rindvieh sind von rufischer Art, also von mittler GröÙe, munter, sehr hart. Die meisten Schäferen enthalten die kalmükische Art mit Fettschwänzen, Kamstköpfen, und hangenden Ohren (*ovis laticauda* Linn.). Einige besonders haben, besserer Wolle wegen, rufische oder kurzschwänzige, und einige, beide Schaafarten zugleich. Des harten und langen Winters ohngeachtet überlassen sie das Vieh seiner eigenen Sorge, welches sich abgestorbenes erfrorenes Gras und Moos unter dem Schnee hervorkraht. Vorzüglich schwachem Vieh, oder dem, welches zeitig wirft, helfen sie mit etwas Heu auf. Kameele, die sich ebenfalls selbst ernähren müssen, benähen sie mit alten Filzdecken. Alles Vieh wird gegen den Frühling überaus mager und entkräftet, daher manches durch Raubthiere, Hunger und Kälte umkommt, wenn besonders der Schnee nach nasser Witterung eine Eiskrinde erhält,

Mit gleicher Sorglosigkeit überlassen die Baschkiren auch die Vermehrung des Viehes der Natur. Hengste, Brummer und Böcke sind immer bey dem Muttervieh. Im Sommer ist alles Vieh nicht nur munter, sondern auch fett. Der Milch wegen binden sie die Füllen und Kälsber den Tag über an ausgespannten Stricken bey den Furten an, und lassen sie nur des Nachts mit den Müttern laufen. Man hat bemerkt, daß die nur sparsam ernährten Füllen u. den Winter weit besser aushalten, als die, welchen man alle Milch allein läffet.

Ihre Bienenzucht ist völlig der pohlischen gleich. Sie machen die Stöcke in die Bäume, klettern, vermittelst eines um den Baum und den Leib gelegten Strickes, die Bäume hinauf, verschneiden die Stöcke u. s. f.

Die Flächen und offenen Thäler der Baschkiren enthalten die fruchtbarsten Ackerfelder, welche bey der nachlässigsten Begattung ohne Düngung gehen und vielfältig tragen. Ohnerachtet die Baschkiren schon seit langer Zeit einigen Ackerbau getrieben haben; so sind sie doch für dieses Gewerbe viel zu gemächlich, und finden auch das Brod zu entbehrlich, als daß sie es im Feldbau weit bringen könnten; daher auch die Ermunterungen der Regierung, welche seit einigen Jahren den fleißigsten baschkirischen Ackerleuten scharlachene Feyerkleider als Preise austheilen läßt, nur langsam wärken. Viele bauen gar keinen

Acker, viele bestellen in der Nähe des Dorfs ein paar Morgen (Desettin von 60 Klaftern lang und 40 Klaftern breit) mit Korn und etwas Hanf, keiner aber kommt über 8 Desettin. Das Korn lassen sie durch grosses Vieh aus dem Stroh treten, indem sie auf demselben herum reiten.

Die Jagd, zu der sie in ihren waldigen Gebürge so gute Gelegenheit haben, ist für die mehresten nur ein Zeitvertreib, für Arme aber ein Nahrungsweig. Sie bedienen sich auf derselben ihrer gewöhnlichen Hunde, die unausgearbete Windspiele zu seyn scheinen, abgerichteter Geyer (*Falco fulvus* Linn.), Schlingen u.

Zum Bergbau fehlet es ihnen an Kenntniß und Fleiß, einige aber kennen gemeine Erze, und beschäftigen sich mit Aufsuchung guter Anbrüche. Wenn eine baschkirische Wolost in ihrem Gebiet Kupfer- oder Eisenerz hat, verkauft sie das Erzgebürge mit einem verhältnismäßigen Forstrevier auf eine gewisse Zeit, gewöhnlich auf 60 Jahre, an rufische Hüttenherren. Nach dieser Zeit fällt es an die Wolost zurücke, wenn es der Hüttenherr nicht von neuen kauft.

In Vermien bauen einige baschkirische Gewerke selbst, und liefern die Kupfererze den nächsten Hütten für festgesetzte Preise, nach dem im Erze vorhandenen Kupfer. Kein Baschkir und überhaupt kein Tatar arbeitet weder in seiner eignen noch in andern Gruben, weil sie dazu zu stolz und zu schwach sind, doch verdienen ihrer viele

viele durch den Transport der Erze nach den Hütten etwas.

Diese Beschäftigungen und die Verfertigung des Hausraths erfordern nur wenige Zeit, daher die Mannsleute den gröfsten Theil des Winters vor dem Kamin mit der Tobackspfeife, und des Sommers beym Kumißschlauch mit Geschwäg zubringen. Das Weibsvolk ist dagegen des Sommers desto mehr beschäftigt. Es milcht die grosse Anzahl Stuten und Kühe täglich einmal, bereitet für den Winter Butter und Käse, trocknet an der Luft Fleisch und Fische, gerbt Leder, nähet Kleider, webet Messel- und Hanfleinwand, macht Filzdecken u. s. f.

Pelzwerk beizen sie mit saurer Milch, schmieren es mit Gehirn von Vieh ein, und reiben es mit Kreide. Wenn sie Schläuche verfertigen, so machen sie die Häute der Kameele, Pferde oder Ochsen von Haaren los, spannen sie über einen Regel von Stäben, bedecken sie mit einem Filz, stellen sie über ein Schmauchfeuer, welches in einem Grübchen in der Erde, mit olmigen Holz oder Kuhfladen, so lange unterhalten wird, bis das Leder hornartig wird. Bisweilen vergehn darüber auf 8 Tage. Die grossen Milchschläuche werden vor dem Räuchern mit Faden von Sehnen und Pferdehaaren genähet. Diese Schläuche haben eine Kegelform, und fassen 5 bis 6 Eymmer (Wiedro zu 8 Maas). Gewöhnlich haben die Schläuche ihren Platz an der rech-

ten

ten Seite des Eingangs; weil sie für sich allein zusammen fallen, so werden sie an Seiten in die Höhe gezogen.

Kleine Schläuche dienen zu Hause und auf Reisen als Flaschen. Sie werden von der Haut der Pferdeköpfe birnenförmig gemacht. Wo die Haut am Halse abgelöst ist, wird ein Boden von einem andern Stück der Haut eingesetzt. Das Maul giebt die Mündung und den Hals des Gefäßes, und die Ohren, die daran bleiben, sind Handhaben. Damit diese Schläuche die verlangte Form erhalten, so füllen sie dieselben mit Asche und Sand, und räuchern sie alsdann. Auf ähnliche Weise machen sie kleine lederne Eimer zum Milchen der Stuten &c. Die Schläuche weichen nie ganz auf, sind leicht und dauerhaft. Wenn man sich indessen auch durch die Vorstellung, daß sie meistens von den Häuten verreckter Thiere sind, keinen Eckel erregen lassen wollte, so werden sie doch von Schmutz bald schwarz, und riechen, so wie die Milch &c. in derselben nach der Verwesung.

Ihre Leinwand ist meistens von gemeinen Nesseln (*Urtica dioica* Linn.), theils auch von Hanf, und immer sehr grob und schmal. Auf gleiche Weise weben sie grobe, schmale Leinwand, welche sie mit selbstgekochter Seife walken, und bisweilen auch selbst färben. Leinene und wollene Kleider nähen sie mit Nessel- und Hanfzwirn; Pelze und Lederkleider mit gespaltenen Sch-



Sehnen, welche sie von den Fersen aller großen Hausthiere erhalten. Sie schneiden die Sehne eine Spanne lang, trocknen sie an der Luft, und schlagen sie so lange, bis sie sich in Faden zertheilt, die sie geschickt und ohne Knoten an einander zu drehen wissen.

Ihre Filzdecken werden zur Bekleidung der Jurten, statt der Betten, auch zu Regenmänteln, Satteldecken &c. gebraucht. Sie verfertigen dieselben, nach rufischer Weise, von Wolle oder Haaren, oder von beiden zugleich. Sie breiten nämlich die auseinander gepflückte Wolle oder Haare eines Daunes dick auf einem Laaken oder einer Matte aus, besprengen sie mit heissen Wasser, rollen sie mit der Matte &c. auf, und wiederholen das Besprengen unter fleißigen Rollen und Treten, bis sie recht fest filzen.

Wegen der Speisen und Getränke haben sie die Vorschriften der Mohamedaner, die vorzüglich auf ihre Viehzucht eine Beziehung haben. Wenn des Winters ihr Vieh mager und entkräftet wird, so behelfen sie sich mit Käse, von eingekochter Buttermilch, Butter, an der Luft getrockneten Fleisch und Fischen, Wildpret, und ausser dem, was bey der Heerde erkranket, oder den Raubthieren abgejagt wird, welches sie denn schlachten: das mehreste Vieh aber fällt von selbst, und wird dadurch für sie unrein. Die Ackerleute haben des Winters über, ausser den Grätz- und Mehlspeisen, auch ungesäuerte, auf

Kohz

Rohlen gebackene Fladen. Der sparsame Unterhalt und der Mangel der frischen Luft macht sie matt, blaß, mager und verzagt. Im Frühlinge erholen sie sich dann mit ihren Heerden, in gleichen Schritten, werden lebhaft, fleischigt, aufgeweckt &c. Ordentliche Leute bleiben bis zur bestellten Saat in den Dörfern, die übrigen aber eilen mit ihren Furten in die Steppen.

Alle trinken im Frühlinge Birkenwasser, welches in ausgetieften Kerben, (zum Verderben vieler Bäume) gesammelt, und mittelst hoher Krautstengel eingesogen wird. Nach und nach kömmt Gras, und mit demselben der Genuß der Milch. Diese ist theils frisch, besonders aber gesäuert, ihre allgemeine fast einzige Nahrung, da sie den Sommer über nur beschädigtes Vieh schlachten, nicht auf die Jagd gehen oder fischen, kein Brod backen, ohne Mehlspeisen leben &c., wenn nicht etwa vom Winter noch etwas übrig geblieben wäre. Nur bey Festlichkeiten wird meistens krankes oder abgelebtes Vieh geschlachtet.

Die gesäuerte Milch von Kühen und Schaafeu nennen sie *Uiren*, die von Pferden *Kumiß*.

Um erstre zu erhalten wird das erstemal die Milch aufgeköcht, und mit saurer gemischt, nachher aber nur von Zeit zu Zeit frische Milch in den Schlauch dazu gegossen und durchgequerkt. Diejenigen, welche Butter machen, nehmen die

Sane

Sane des Morgens ab, in welchem Falle der Airen nur Buttermilch ist. Wenn Kumiß da ist, wird Airen zu Käse eingekocht. Kumiß nimmt ebenfalls mit Auskochen der Pferde- und Kameelmilch, und Vermischung derselben mit saurer Pferdemilch den Anfang, auch wird er eben so vermehrt und fortgesetzt. Er behält seine Sane, weil Pferdemilch keine feste Butter giebt, und wird durch die Säuerung so wohlschmeckend und nahrhaft, auch so geistig, daß er nicht nur ganz allein zum Unterhalte zureicht, sondern auch die Baschkiren gesund, rothbäckigt, munter, fleischigt, und die Unmäßigen besoffen macht, daher in heißen Sommertagen manches Dorf oder Lager keinen nüchternen Mann aufzuweisen hat. Einige, doch nur wenige destilliren den Kumiß nach der Weise der Teleuten, Kalmüken u., und trinken den abgezogenen Brandtwein; andere mischen den Kumiß, des Berauschens wegen, mit starken Meth, oder trinken Kumiß und Meth eines um das andere. Mit dem Herbste nimmt ihr Wohlleben ab, und ihre Heerden erfahren die vorhin gedachten Beschwerlichkeiten.

Im Umgange und in der Lebensart sind die Baschkiren roher, träger und schmutziger, als die kasanischen Tataren, sie sind aber eben so gastfren, und besonders des Sommers weit aufgeweckter. Ihr Kumißschlauch öffnet sich jedem. Alle Mannsleute aus einem Sommerdorfe gehn von Jurte zu Jurte, und leeren unter Gesprächen  
und

und Scherzen einen Kumißschlauch nach dem andern aus.

Des Winters essen sie Mahlzeitweise, wobey sie auf den Fersen um die Speisen sitzen. Vor und nach Tische beten sie, welches sie auch thun, wenn sie von einem leeren Kumißschlauch zu einem vollen gehen.

Ihre Gefäße und Speisen sind schmutzig. Sie seigen die Milch nie, und wenn zu viele Haare oder Unreinigkeiten darin sind, nehmen sie sie mit den Fingern heraus, oder lassen sie auch durch ein von Haaren geflochtenes Kalotchen in die Trinkschaalen laufen.

Schaaffäße werfen sie mit der Wolle ins Feuer, wodurch dieselben zugleich gesengt, gebraten, und ganz schwarz werden. Da sie keine Brähe dabey haben, so bringt sie die Wirthin im Arm getragen, und theilet sie aus. Bey ihrem festlichen Fünfffingergerichte bedienen sie sich nicht nur der eigenen Hände, sondern einer streicht es dem andern in den Mund, und dieser schlurft es so begierig ein, daß man das Verschlingen der fremden Hand fürchten möchte. War die Portion zu stark, so spuckt der so gestopfte einen Theil in seine eigene Hand, und bringt sie ihm zum zweytenmal zum Munde u. Sie sind sehr starke Esser; bis 15 Pfund Fleisch, und ein Eymer (8 Maas) Kumiß, dazu ist bey vielen für eine Mahlzeit nicht viel über die Nothdurft. Wenn Brod da ist, so essen sie es, wie wir Kuchen, nach den andern

andern Speisen. Beym Essen bezeigen sie sich so gierig, daß die Speisen gleichsam zu verschwinden scheinen. Wenn bey einer Bewirthung etwas übrig bleibt, so theilen sich die Gäste in dasselbe, und nehmen es mit. Eine vorzügliche Ehre wiederfährt einem Gast, wenn der Wirth sein Leibpferd für denselben satteln läßt.

Um Fuhrwerk bekümmern sie sich nicht, desto lieber aber reiten Männer und Weiber, woben sie auf schöne Pferde und schönes Reitzzeug viel halten. Die Sättel für das Frauenzimmer unterscheiden sich nur durch grössere und schönere Satteldecken. Vor jeder Furte steht gewöhnlich ein gesattelt Pferd. Vom beständigen Sitzen auf den Fersen und dem vielen Reiten haben die mehresten Mannsleute auswärts stehende Knie. Des Nachts liegen sie auf Filzen in ihren Kleidern, daher es ihnen nicht leicht an Ungeziefer fehlet, da sie sich zumal weit weniger als andere Mosamedaner baden. Nach morgenländischer Weise ist bey ihnen das unbescholtene Alter und der weisse Bart in grossen Ehren. Wenn sie Fremde zu ihren Festen laden, versprechen sie denselben, daß sie bey ihren Alten sitzen sollen. Wenn sich die Dorffschaften am Fest Kurban Bairan wechselsweise mit Weibern und Kindern besuchen, so ist der Älteste, er sey Wirth oder Gast, der Vornehmste.

Viele Baschkiren haben zwey, wenige aber mehrere Weiber. Der bey ihnen übliche Brautpreis

preis besteht in Vieh, und ist von 15 bis 200 Stück, ohngefähr eine gleiche Anzahl Pferde, Rinder und Schaafse verschieden. Die Braut bringt einen Theil desselben als Morgengabe wieder zurücke. Des Kumisses und Methes wegen halten sie nur im Sommer Hochzeiten. Vor der Trauung des Mulas streiten sich Weiber und Dirnen um die Braut, wobey erstere gewinnen, und sie denn an einem gewissen Orte der Haare berauben. Bey der Trauung schenkt der Mula dem Bräutigam einen Pfeil, und sagt dabey: Sey tapfer, und ernähre und vertheidige dein Weib! Zu jeder Hochzeit wird zum Fünffingergericht ein Pferd geschlachtet. In der ersten Nacht bleiben zwey Männer und eben so viele Frauen bey dem neuen Paare. Am folgenden Tage erhalten die Gäste von den jungen Leuten kleine Geschenke, Zwirn, Leinwand, Lüscher, Nadeln ic.

Ihre Lustbarkeiten bey Hochzeiten und Religionsfesten bestehen, auffer Schmausereyen, in Singen, Tánzen, Ringen, Wettreiten, Schießen nach dem Ziel, und einem pantomimischen Spiel, welches sie den schwarzen Pasgänger nennen, in welchem sie Menschen und Thiere nachahmen. Sie spielen auch auf Flöten von hohlen Krautstängeln, wozu andere den Baß in der tiefen Kehle brummen.

Die Kinder gehen unreinlich, und werden zwar zu ihrer Lebensart, aber nicht zur Schule gehalten.

Bei den Begräbnissen ist die seltsame Gewohnheit, daß sie die Leichen zu Pferde zu Grabe bringen. Die Todtengräber und der Mula reiten voran, die Leiche hängt auf Bretter gebunden zwischen zwey Pferden, und leidtragende Freunde folgen alle wohl beritten. Nach dem Begräbnisse feyern sie bey der Sterbejurte ein Gedächtniß mit Gebeten des Mulas, worauf ihre Freunde bewirthet werden.

Die Baschkiren sind seit undenklichen Zeiten Mohamedaner, und mit Bethäusern, Schulen und Priestern versehen. Sie sind aber in ihrem Glauben vorzüglich unwissend, und beobachten manche heidnische Gebräuche. Wenn sie z. E. bey Festlichkeiten ein Thier schlachten, so stellen sie das gekochte Fleisch der Sonne unter vielen Verbeugungen u. auf einem Gerüste, völig den schamanischen Heiden gleich, hin. Sie haben auch einige Teufelsbanner, welche des Nachts die herumwandelnden Teufel zu sehen vorgeben, Schüsse, Säbel-, und Stockhiebe nach ihnen thun, sie verfolgen, auch wohl vorgeben, daß sie die Teufel getödtet haben. Vom Wacholderstrauch glauben sie, daß er alle bösen Geister aus den Wohnungen entferne, und Zaubereyen verhindere. Sie fürchten Zaubereyen,

und haben selbst Zauberer, die Vergangenes und Künftiges zu wissen meynen &c. Wo ihre Viehen stehn, hängen sie einen Pferdekopf an einem Baume auf, der Bezauberungen hindern soll. Hefrige, hysterische und hypochondrische Zufälle, die bey ihnen nicht selten sind, auch die Zufälle der Schwangeren, halten sie für leibliche Besitzungen des Satans, den die Mulas durch Formeln aus dem Koran, die sie täglich hersagen, und dabey die Kranken, auf Rechnung des Satans, stossen, schlagen, schimpfen und anspucken, auszutreiben bemühet sind. Wenn sich ein solcher Kranker bessert, hängen sie ihm einen Spruch in Leder genähet um den Hals, damit der böse Feind nicht zurückkehre.

So wenig sie aus dem Ackerbau machen, so erscheint doch an ihrem Pflugfeste jede Dorfschaft, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, zu Pferde auf ihren Aeckern, höret ein Gebet des Mula um Fruchtbarkeit und Gedeihen des Grases an, und belustigt sich denn mit Trinken, Tanzen, Singen, Wettreiten und dergl.

### 10) Die Mestscheraken.

Die Mestscheraken, Mostscheraken, auch Metscherjaken, sind ein tatarischer Stamm, der gegenwärtig aus fast zweytausend Familien besteht, von welchen vierhundert sechs und fünfzig in der isetischen Provinz unter den Baschkiren,



ren, die übrigen aber in der ufaischen Provinz, theils unter den ufaischen Tataren, theils auch unter den Baschkiren ihre Wohnsitz haben. Alle wohnen in der Baschkiren, und folglich in der orenburgischen Statthalterchaft.

In Absicht des körperlichen Ansehens gleichen die Mestscheraken den ufaischen Tataren sehr; der sittliche Character bringt sie den Baschkiren näher, doch sind sie nicht so roh, nicht so unwissend, bessere Mohamedaner und getreuerer Unterthanen, als die Baschkiren. Auch ihre Mundart ist reiner tatarisch als der Baschkiren.

Die Mestscheraken des westlichen oder ufaischen Urals wohnen fast alle in beständigen Dörfern. Ihre Viehzucht ist nicht stark, aber dennoch ihr Hauptgewerbe, von welcher sie, so wie auch von der guten Bienenzucht, vorzüglich leben, doch aber auch den Ackerbau nicht ganz verabsäumen. Die iserischen Mestscheraken haben ihre ganze Verfassung, in Absicht der Winter- und Sommerdörfer, mit den Baschkiren gemein, mit welchen sie auch durcheinander ziehen, und einen freundschaftlichen Umgang unterhalten, überhaupt aber nicht so reich als jene sind. Mannsleute kleiden sich völlig baschkirisch; die Weiber aber unterscheiden sich von den baschkirischen vorzüglich durch plattere, nach Art der Baschkirinnen mit Münzen und Korallen bedeckte Häuben, und durch ein breites mit Schildern von Silber oder

Blech bedecktes Band, welches sie als einen Orden über eine Achsel tragen.

Glauben, Wohnungen, Speisen, Geschäfte, Belustigungen, und alles, was zur Lebensart gehört, haben sie theils mit den Baschkiren, theils mit den ufaischen Tataren gemein, nur sind sie mit bessern Schulen und Geislichen als die Baschkiren versehen, also auch klügere Mohamedaner, weniger abergläubisch, und im Umgange feiner, gefälliger und reinlicher.

## II) Die Barabinken.

Ihr Land, welches von ihnen selbst die Baraba, auch die barabinkische Wüste genennet wird, liegt zwischen dem Ob und Irtysh, und reicht vom altaischen Gebürge in Norden über den Tarastuß bis an den Tui des Irtysh, und an das narimsche Gebiet am Ob. Vom Gebürge bis über den Ob und an den Tarastuß ist die eigentliche Baraba, die nordlichere Gegend wird zum Theil die abaktsische und tuische Steppe genannt.

Ihr ganzes weitläuftiges Gebiete enthält niedrige, offene, fruchtbare, theils morastige, see-reiche Flächen voller Laub und Nadelhaine. Unter den Seen sind der Tschani und Uba, wegen der Grösse, und die bey der Festung Jamyschewa am Irtysh, so wie mehrere im Abfall des Gebürges wegen ihres Reichthums an Kochsalze merkwürdig. Viele andere haben bitter-salziges

ziges Wasser, und in einem grossen Theil der südlichen oder dem Gebürge nahen Steppe sind Plätze mit Salze bereift sehr gemein.

Die Barabinzen sind von Alters her die Besitzer der Wüsten zwischen dem Irtyfch und Ob. Bey der rufischen Eroberung Sibiriens standen sie unter Kutschum Chan, der in Sibir residirte. Im Jahr 1595 wurden sie demselben durch Kasaken von Tara aus entrisfen, und noch gehören alle Barabinzen zur taraischen Woywodschaft. Seit dieser Bezwingung durch die Russen sind die Barabinzen einigemal unter das Joch der Soongaren gerathen. So lange die Kirgisen am obern Jeniseifluß wohnten, so wurden sie auch diesen unterwürfig. Im Jahre 1606 brachten es die Soongaren dahin, daß die Barabinzen, ohnerachtet sie unter Rußland standen, dennoch auch an die Soongaren Tribut geben mußten. So lange sie sich den Soongaren widersetzen, wurde ihnen sehr hart begegnet, wenn sie aber ihre Oberherrschaft erkannten, waren ihre Bezwinger mit einem geringen Tribute zufrieden. Von jeder Familie nahmen sie eine Thierhaut, etwas Pelzwerk und Adlers- oder Habichtfedern zur Befiederung der Pfeile, welches herumreisende soongarische Commissarien einsammelten. Die Soongaren wurden oft vertrieben, stellten sich aber immer wieder ein, besonders machte sie der kalmükische Kontaischa im Jahr 1641 aufs neue zinsbar.

Das Anfehn vieler Barabingen ist ganz tatarisch, doch scheinen manche von den Kalmüken abzustammen: diese haben platte Gesichter, kleine längliche Augen, grosse Ohren und schwarze Haare. Die Soongaren waren als Sieger zu oft und zu lange unter ihnen, als daß ihre Oberherrschaft nicht diese Folge hätte mit sich führen sollen. Die beständig dunstvolle Sommerluft der Baraba macht Phlegma und blasse Gesichtsfarbe allgemein. Hierinnen (so wie auch in dem Mangel des Unterrichts und ihrer Dürftigkeit) liegt wahrscheinlich der Grund ihrer merklichen Einfalt, und ihrer fast fühllosen Gleichgültigkeit: selbst in Liebe und Trank sind sie sehr mäßig. Ihre Sprache ist eine, weniger als die baschkirische verdorbene tatarische Mundart. Nur wenige unter ihnen können dieselbe lesen und schreiben.

Die Dörfer haben Ältesten, und jede Woblast einen erwählten vom Wojewoden in Tara bestätigten kleinen Fürsten, einen Tributsammler und einen Jesaaul. Die Vorsteher haben keine Besoldung, geniessen aber Ehre und Folgsamkeit, daher die Zwistigkeiten dieses Volks nicht leicht für die Wojewodsgerichte kommen.

Seit ihrer Befreyung von den Soongaren geben sie, ausser der gewöhnlichen Abgabe, auch noch den ehemaligen kalmückischen Tribut, der in Elendshäuten, Ottern, Füchsen, Grauwerk und andern Pelzwerk besteht, aber auch in Gelde entrichtet werden kann. Die ganze soongarische

Abgabe beträgt von den sieben Wolosten jährlich nur nach Gelde 300 Rubel, und der eigentliche Tribut noch nicht viermal so viel, daher sie diese Abgaben auf keine Weise empfinden.

Die Lebensart der Tatarinnen ist der baschkirischen ungemein ähnlich. Wie die Baschkiren haben sie Winterdörfer und Sommerjurten, auch ist die Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung; der Ackerbau dagegen mehr eine Nebensache. Zur Jagd haben sie wenig Gelegenheit, durch die Fischereyen aber in ihren häufigen Seen erhalten sich sehr viele.

Die Hütten in den Winterdörfern unterscheiden sich von den baschkirischen durch ein klein Vorhaus, und eine Oeffnung im Dache, nicht sowol des Lichts und des Ausgangs der Dünste, als des Schnees wegen, der ihre Hütten bisweilen bedeckt, da sie denn zum Dache hinaussteigen und die Thüre frey machen. Mehrentheils ist in jeder Stube ein in die Erde gegrabener hölzerner Mörsel, dessen Stempel mit einem langen Stiele, einem Hammer gleich versehen ist, und da der Stiel über ein Klotz reicht, der Hammer oder Stempel durch Niedertreten des Endes desselben aufgehoben wird. Aehnliche Mörsel haben die Tschulgiaschen und andere Tataren.

Ihre Sommerjurten bestehen aus einem Gerippe, von Stäben, die in die Erde gestochen und oben als ein Gerölbe, einem Bienenkorbe gleich, zusammen gebogen werden. Ein solches

Zurtengerippe bleibt bey Veränderung des Orts stehen. Es hält bis 5 Klafter im Durchmesser, und wird mit Matten von parallel gelegten Schilfhalmern bekleidet. Der Hausrath und die ganze Einrichtung ist wie bey den Baschkiren, nur armseliger.

Sie halten Pferde und Hornvieh, aber keine, oder doch sehr wenige Schaafe, weil die Weide für dieselben zu naß ist. Viehsmacht ihren Reichthum aus, doch hat mancher kein Stück, und Mittelleute nur 5 bis 20 Pferde, und noch weniger Rinder. Ein Mann in der tschauskischen Wolost hatte im Jahr 1771. 70 Pferde, und war deswegen als ein sehr reicher Mann berühmt. Von den vorigen Räuberereyen der Kirgisen würden sich ihre Heerden längst erholt haben, wenn nicht die am Tobol, Irtysh und Obgangbare Luftseuche, die sie nicht zu heilen wußten, so oft Verwüstungen unter denselben anrichtete. Im Jahr 1763 gieng fast der ganze Viehstand darauf. Pferde und Hornvieh ist wie das baschkirische oder rufische. Sie lassen es zwar den ganzen Winter im freyen Felde; da aber nur sehr wenig Futter da ist, so kommen sie ihm bey tiefen Schnee mit etwas Heu zu Hülfe.

Die Barabinzen sind schlechte Bogenschützen, daher sie das Wild entweder fangen, oder mit ihren Hunden hegen. Diese sind unausgeartete Windspiele, mehr stark als groß, und werden für so nützlich gehalten, daß sie keinen guten

guten Hund für ein Pferd vertauschen. Alle fischen, und trocknen den übrigen Vorrath für den Winter ohne Salz an der Luft. Ihr Ackerbau ist noch geringer als der baschkirische, und folglich der Gebrauch der Grüz- und Mehlspeisen feltener. Nicht leicht bauet einer 5 Morgen, auch säen sie nur Gerste und Haber, und einige etwas Hanf.

Das Weibesvolk beschäftigt sich völlig wie das baschkirische. Da es weniger mit dem Milchen ic. zu thun hat, so gerbt es die Bäuche der Taucher (Colimbi) und anderer Wasservögel, von denen sie noch die Federn benutzen, und zu Pelzen, Mützen ic. an einander genähet verkaufen. Solche Federpelze halten sehr warm, lassen nicht die geringste Kälte durch, und sind stärker, als man es erwarten sollte.

Sie essen nicht nur alles, was den Mohamedanern erlaubt ist, sondern auch, so wie sie es von dem Heidenthum her gewohnt sind, bey Mangel, umgefallen Vieh und Raubthiere ohne alles Bedenken. So wenig Vieh sie haben, bereiten sie doch Butter, Käse und Kumis; den letzten verlängern sie mit Wasser. Den Käse trocknen sie über dem Feuer, daher er krumlich und ungeformt ist.

Da der Kumis Schlauch zwar den Durst löscht, aber nicht, wie der baschkirische, den Hunger stillt, so helfen sie sich des Sommers mit wilden Gefügel, Fischen, Lilien, Zwiebeln (Lilium  
Mar-

Martagon. L.), Kantik (Erythronium, Dens Canis L.), Glockenblumenwurzeln (Campanula lilifol. L.), Sauerampfer (Rumex acetosa L.), Angelika und Bärenklaustängel (Angelica), Bulterjan (Heracleum Sphondylium L.), Bogelfirschen (Padus), und vielerley wilden Beeren und Wurzeln ic. Des Winters halten sie sich vorzüglich an getrocknete Fische, Wild- und Grüzwerk. Aus Brod machen sie sich wenig, und haben auch nicht Getreide genug. Ein Gericht, das sie Astigai nennen, besteht aus fast eingekochter süßer Pferde- und Kuhmilch, welche von dem eisernen Grapen eine röthliche Farbe angenommen hat, und sich bis zum Winter aufbewahren läßt. Den Durst löschten sie mit Wasser und Fischbrähe. Verauschende Getränke müssen sie sich aus rufischen Dörfern holen, daher sie selten vorkommen.

Alle rauchen (ohne Ausnahme des Geschlechts und Alters) recht häufig Toback, wozu sie das hiezu gehörige Geräthe am Gürtel tragen. Sie bedienen sich des sinesischen sowol als des gemeinen, oder hier sogenannten tscherkesischen Tobacks. Beide Arten vermischen sie, damit er weiter reiche, und, wie sie sagen, auch besser schmecke, mit einer gleichen Menge fein geschabten, gesunden Birkenholz, und rauchen dieses Gemische aus ganz kleinen metallenen sinesischen Pfeifen.



Die Gebräuche der Barabinzen im Um-  
 gange, beyrn Speifen, Heyrathen, Begräbnif-  
 fen, Feften ic. find den baschkirifchen ähnlich, nur  
 find die erften in ihren Beluftigungen und über-  
 haupt mehr eingezogen. Sehr wenige Barabin-  
 zen haben mehr als eine Frau, die fie gut hal-  
 ten, und für Kleider, baar Geld oder Vieh,  
 nach Gelde gerechnet für 5 bis 50 Rubel kaufen.  
 Mancher gute Kerl bekommt ein gefundes tüchtiges  
 Mädchen für 2 bis 3 Rubel. Viele dienen dem  
 Schwiegervater den Brautpreis bey Fischeren-  
 und Jagd-, auch Ackerbaubefchäftigungen ab.  
 Diejenigen, welche für baar Geld kaufen, leihen  
 es von den rufifchen Koloniften, welche mei-  
 ftens wohlhabend find, und von den Barabinzen  
 nicht hintergangen werden. Der Barabinze ver-  
 pflichtet fich dem rufifchen Bauer ein beftimmtes  
 Stück Feld abzuerndten, und findet fich zur be-  
 ften Zeit mit Weib und Kind hiezu ein ic.

Die fämtlichen Barabinzen find vom fcha-  
 manifchen Heidenthum neuerlich zum mohamedanifchen Glauben übergegangen. Als der  
 irkufkifche Vicegouverneur Lange im Jahr 1714  
 durch die Baraba gieng, waren alle, und um die  
 Zeit der Reifen des Staatsraths Müller und  
 Prof. Gmelin, die fich im Jahre 1748 endig-  
 ten, die meiften Heiden. Sie hatten Scha-  
 mane oder Kame, und aufter denselben noch  
 befondere Zauberer und Wahrfager, die vor-  
 züglich aus dem Zittern der Bogensehne weiffag-  
 ten.

ten. Die Schamane bedienten sich der Trommel. In allen Jurten fand man hölzerne Götzen, die sie Sataos nannten.

Ihr Uebergang zur mohamedanischen Lehre ward nach und nach gesehwidrig, und heimlich durch die in der Baraba herumreisenden Mulas der benachbarten Tataren bewirkt. Jezo ist kein Barabinze unbeschnitten, auch haben sie einige wenige Priester und Medscheden. Das ganze Volk ist ungemein unwissend, und bey weiten nicht von ihrem vorigen Aberglauben frey. Noch haben sie Zauberer und Wahrsager; viele geben den Leichen Geräthe, und Speisen mit ins Grab und dergl. Nur wenige ihrer Priester können lesen, und noch wenigere verstehen die arabische Sprache.

## 12) Die Kirgisen.

Seit undenklichen Zeiten theilen sich die Kirgisen in drey Horden oder Haufen, welche die grosse, mittel und kleine Horde genennet werden. (S. Elementarwerk Th. 2. S. 242.)

Die grosse Horde wird mit den Burutten für ein Volk, und für das Stammvolk der mittel und kleinen Horde gehalten. Sie nomadisirt gegenwärtig jenseits Taschkent, am obern Syrfluß um Türkestan ic.

Sie kann bis 30,000 Mann stellen, von welchen etwa der dritte Theil zum Kriege taugen möchte. Sie ist, so wie die andern Horden,  
räu-

räuberisch, und plündert nicht nur oft auf den Weckern ihrer ruhigen Nachbarn, sondern fällt auch die Karavanen der Kaufleute an.

Bei der mittel und kleinen Horde hat jede Horde ihren Chan und ihre bestimmte Gegenden, die sie einigermaßen unter ihre Flüsse vertheilt. Ihre Steppen reichen in Westen an den Uralfluß, in Norden an den Uj, und die neue sibirische oder ischimsche Linie vom Tobol zum Irtysch, in Osten an den Sarafuß, Chiwa, Türkistan u., in Südost und Süden an den Syr-Darja, die aral- und kaspische See.

Die kleine Horde besitzt den westlich und südwestlichen Theil, die Mittelhorde aber den östlichen und nördlichen Theil dieser großen Wüste, welche größtentheils aus offenen trockenen Flächen, mit grossen salzigen und sandigen Gefilden, wenig fruchtbaren Gegenden, und noch wenigern Waldungen besteht. Sie hat auch an gutem Wasser Mangel.

Im Jahr 1731 erklärte der kluge aber ungestüme Chan der kleinen Horde, Abulchair, sich und seine Horde für Rußlands Schutzverwandte, und legte dabey den Eid der Treue ab. Indessen kam eine feyerliche Huldigung, doch nicht ohne Widerspruch des Volks, im Jahr 1738 zu Stande, da der Chan und die Grossen in Orenburg im Namen der Horde schworen; auch ließ Chan Abulchair einen seiner Prinzen daselbst als Geißel.

Die Mittelhorde, damals unter Chan Schemjaka, folgte zwar dem Beispiel der kleinen, wurde aber bald bundbrüchig, und huldigte im Jahr 1739 von neuen in Orenburg eben so feyerlich als die kleine. In den Unterhandlungsschriften werden die Kirgisen das Kirgiskasakische Kriegesvolk genannt. Als im Jahr 1749 beide Horden einander in die Haare geriethen, blieb Abulchair Chan in einem Treffen, worauf Rußland dessen wohlgesinnten Prinzen Nur Hali, ehemaligen Chan in Chiwa, in der Würde eines Chans der Kirgisen bestätigte.

Die Mittelhorde wird jetzt (im Jahr 1776) von dem reichen Fürsten Ablai ohne den Titel eines Chans beherrscht, und erkennet einigermassen den Chan der kleinen Horde als ihren Oberherrn, wenigstens leben beide Horden so verträglich, daß sich einige Ulfen der Mittelhorde Häupter von den Sultans (Fürsten) des Chans Nur Hali erwählt haben.

Die Mittelhorde besteht aus 6 Stämmen: die kleine Horde theilet sich in zwey Stämme. Jeder Stamm enthält mehrere ungleich starke kleine Stämme, die sie Ulfen, auch Ulfen nennen, und gewöhnlich in Geschlechter abtheilen. Man schätzt jede Horde auf 30,000 Ribitken oder Familien, und so viele streitbare Männer können sie wohl aufsitzen lassen.

Die Huldigung des Chans und der Grossen machen die Horden zwar zu russischen Schutz-

ver-

verwandten und Vasallen, aber nicht zu steuerbaren und den Landesgesetzen unterworfenen Unterthanen. Die Horden sind verbunden, Freunde der Freunde und Feinde der Feinde des rufischen Reichs zu seyn, den rufischen Unterthanen im Handel und Umgange nicht nur wohl zu begegnen, sondern sie auch zu schützen, ihnen Hülfe zu leisten, Recht und Genugthuung wiederfahren zu lassen, und sie überhaupt als Mitunterthanen einer Regierung zu behandeln: dagegen erhalten die Horden Schutz wider ihre Unterdrücker, und bleiben in dem ungestörten Besitze ihrer Länder, Verfassungen, Gesetze, Religion, Verkehr mit ihren Nachbarn, geben keine Art der Steuer, erhalten keine Befehle, die ihre Einrichtungen betreffen, und leiden keine Art der Einschränkung.

Sie geben zur Sicherheit ihrer Versprechungen einige Prinzen oder Vornehme zu Geisseln, die in Orenburg von Rußland unterhalten und gepflegt werden. In diesem Vergleiche haben sie jedem Geißel, täglich nur 15 Kop. (etwa 5 ggr.), und jedem ihrer Aufwärter 5 Kop. ausbedungen, wovon sie, da sie fast nur Schaafsfleisch essen, und damit aus der Horde versehen werden, sehr gut leben.

Wenn der Chan nach Orenburg kommt, (welches aber nicht ohne Genehmigung des Statthalters geschehen darf,) so werden ihm zu Ehren, als einem regierenden Herrn, die Kanonen gelöst, die Fahnen geschwenkt, das Spiel gerührt, Eh-

rentwachen gegeben 2c. Die mehresten Groffen erhalten von der hohen Krone jährlich einige Geschenke, die mit einer Besoldung viel Aehnlichkeit haben, und in Gelde, Zeuge, Mehl, Grützwerk 2c. bestehen. Der Chan selbst bekommt jährlich an Gelde 600 Rubel und bis 20 Kammeelladungen Lebensmittel; einige Vornehme bis 300 Rubel, und die geringsten Aeltesten 20 Rubel.

Wenn der Chan mit dem Statthalter etwas auszumachen hat, so schickt er einen oder mehr Aelteste, mit Beglaubigungsschreiben, die denn alles mündlich vortragen. Jeder von diesen Gesandten erhält bey jeder Angelegenheit ein rothes Kleid zum Geschenke. Der Statthalter beschickt den Chan durch Kanzleyenbedienten, die bisweilen auch Geschenke bekommen, und immer in Pferden bestehen, aber ohne Verhältniß von geringern Werthe sind. Beide Horden haben zur Ermunterung ihrer Handelsgeschäfte den Zoll frey, auch werden ihre Kranken, wenn sie es verlangen, durch orenburgische Aerzte mit Arzneyen unentgeltlich versorgt. Sie benutzen indessen diese wohlthätige Einrichtung überaus sparsam. Ohnerachtet der Tractaten, Schwüre, Geißel und Ueberhäufungen mit Gnadensbezeugungen, folgt dieses rohe ungebundene Volk bey allen möglichen Gelegenheiten seiner Raubsucht, raubt von Zeit zu Zeit auf rufischem Gebiete Menschen und Vieh, und plündert öfters in den  
Step-

Steppen die bucharischen und andre Karavannen, die nach Rußland gehen.

Die Kirgisen haben völlig das vortheilhafte freye Ansehn der kasanischen Tataren. Ihre kleinern Augen sind lebhaft, nicht drohend. Sie sind von gutem natürlichen Verstande, Freunde von Abenteueren, stolz, gemächlich, freundlich, wollüstig, also nicht blutdürstig. Ihre Räubereyen und unbilligen Streiche sind mehr Folgen von ihrer rohen ungebundenen Lebensart und falschen Begriffen von Ehre und Muth, als von einer natürlichen Anlage. Ihr Frauenzimmer hat das Lob der Wirthlichkeit, der Gutherzigkeit und des Mitleidens gegen Sklaven, deren Flucht es nicht ohne eigene Gefahr öfters erleichtert.

Sie haben keine Schulen, und ob gleich nur wenige ihre Sprache schreiben können, so soll dieselbe doch eine ziemlich gute tatarische Mundart seyn.

Ihr Adel ist zahlreich. Da die Frauen eine erkaufte Waare sind, so kommen sie in Absicht der Abstammung gar nicht in Anschlag. Die Stämme und Geschlechter halten sich sorgfältig zusammen, und erwählen ihre Aeltesten aus dem angesehensten und reichsten Adel.

Ihre Obern haben nicht die geringste Befoldung, und nur so viel Folgsamkeit, als ihnen ihr Reichthum und Anhang unter dem Volke und bey andern Reichen verschaffen kann. Der Chan selbst erhält Ansehen und Gehorsam meistens nur

durch die Aeltesten, die zum Theil seine Brüder, Saltane, Bettern oder deren Freunde sind. Rathschlüsse, die von allen Befehlshabern der Geschlechter genehmigt worden sind, werden vom Volke, nur in so fern sie demselben gefallen, befolgt, und von jedem einzeln, so bald er seine Rechnung dabey findet, übertreten.

Bei allgemein beschlossenen und vom Volk genehmigten Kriege, versammeln sich alle wehrhafte Männer bewaffnet an bestimmten Orten, so wie die Baschkiren, mit zwey oder mehr Pferden. Diese Haufen vereinigen sich, und treten unter gewählten Heerführern den Zug an. Da jeder selbst vor seinen Unterhalt sorgt, so sind weder Kassen noch Magazine nöthig. Ihre Truppen verwüsten alles. Was sie von den Heerden, die sie antreffen, nicht verzehren, und von Mannsleuten ihrer Feinde nicht niedermachen, treiben sie, so wie die Weiber und Kinder, in die Gefangenschaft. Sind sie des Heerzuges satt, so kehren sie selbst nach Hause, daher das Heer täglich kleiner wird. Gegen stehende Feinde richten sie nie etwas aus. Sie sind schlechte Bogenschützen. Ihre Feuertgewehre haben keine Schlossen, sondern werden noch nach der alten Art mit Luntten abgebrannt. Sie können auch nicht aus freyer Hand schießen, sondern steigen von den Pferden, legen sich auf die Erde, und stützen den Flintenlauf auf eine an demselben befestigte Gabel. Wenn sie nichts ausrichten, oder

gar



gar geschlagen werden, eilet ein jeder durch den nächsten Weg nach seiner Ulig. Aber Feinde von gleicher Schwäche in der Kriegeskunst werden gewöhnlich von ihnen überwunden.

Als Richter haben die Starschienen in den Ulfen, und der Chan, als die oberste Instanz, mehr als in den Regierungsangelegenheiten zu sagen, da ein jeder den bey ihnen üblichen Gesetzen die Hand bietet, und ihre Befolgung verlangt. Ihre Gesetze gründen sich theils auf den Koran, theils auf hergebrachte Weise und in besondern Fällen auf natürliche Billigkeit.

Wer einen Mann erschlägt, ist der Verfolgung der Verwandten desselben zwey Jahr lang ausgesetzt, in welcher Zeit sie ihn ohngestraft ermorden können. Rettet er sich, so muß er den Verwandten 100 Pferde, einen Sklaven und 2 Kameele geben. Fünf Schaafte gelten so viel als ein Pferd. In allen Fällen aber lassen sich seine Freunde in Unterhandlung ein, wobey die Beleidigten mehr oder weniger nachlassen.

Die Zerstückelung eines Menschen wird als ein halber Mord angesehen. Ein Daumen kostet 100 Schaafte, der kleine Finger 20, und die übrigen von 30 bis 60 Schaafte. Der Verlust der Ohren ist bey ihnen so etwas abscheuliches, daß ein Mensch ohne Ohren, so unschuldig er sie auch verlohren haben mag, gar nicht geduldet wird. Diebereyen müssen neunfach ersetzt werden u. s. f.

Die gesammten Kirgisen wohnen beständig in beweglichen Jurten, und schweifen wegen ihrer Viehzucht, welche fast ihr einziges Geschäft ausmacht, in ihren Steppen herum. Da sie sich mit ihren Jügen nach ihren Heerden richten, so halten sie sich des Sommers vorzüglich in den nördlichen, so wie des Winters in den südlichen Steppen, auf. Jagd und Fischerrey sind nur Nebenbeschäftigungen; vom Ackerbau, der ohnehin in dem größten Theile ihrer dürren salzigen Steppen sehr wenig vortheilhaft seyn würde, wissen sie gar nichts.

Ihre Heerden enthalten Pferde, Kameele, Rindvieh, Schaafse und Ziegen. Von diesen genießen sie nicht nur ihren Unterhalt und Kleidung, sondern die Heerden bestimmen auch ihren Wohlstand und ihr Ansehn in den Berathschlagungen, und verschaffen Ehrenstellen. Ein gemeiner guter Hirtenmann hat nicht leicht unter 30 bis 50 Pferde, halb so viel Stücke Rindvieh, etwa 100 Schaafse, ein paar Kameele, und 20 bis 50 Ziegen. Männer mit 5000 Pferden, und verhältnißmäßig ander Vieh, giebt es auch in der kleinen Horde.

Kameele gedeihen in ihren warmen salzigen Steppen ungemein. Sie halten sowol ein- als zweybucklige, weil erstere länger Durst leiden, also zu langen Reisen vorzüglicher sind. Letztere sind aber wollreicher. Sie unnnähen sie des Winters mit Filzen.

Die Füllen werden schon beim Saugen gewöhnt auf das Wort *Piock* nieder zu knien. Jährigen Füllen durchbohren sie die Nasenscheide, und ziehen ein kleines Seil mit einem Niegel durch das Loch, um die Thiere beim Reiten u. dadurch zu lenken. Die Kameele sind in ihrer Haushaltung sehr mühslich: bey Veränderung der Läger tragen sie Jurten und Geräthe bis zur Last von 30 rufischen Pud (jedes zu 40 rufischen Pfunden). Auf langen Reisen muß eine Kameel-ladung nicht über 16 Pud steigen.

Ein Dromedar giebt jährlich 10 bis 12 Pfund rufische Wolle, die sie nach Rußland und der Bucharey verkaufen, auch theils selbst zu Kamelotten und Seilen verwenden: ausserdem milchen sie sie des Kumisses und Käses, auch wohl der Butter wegen, die fetter als Kuhbutter, und nicht so öligt als Pferdebutter ist. Ihr Fleisch essen sie. Die Häute aber sind zu den grossen Milchschläuchen vor andern brauchbar.

Erst seit kurzer Zeit halten sie auch Hornvieh. Das erste raubten sie den Kalmücken Heerdenweise, und liessen es ungestört vermehren. So wie die Kalmücken bedienen sie sich desselben, auch ausser der gewöhnlichen Nutzung zum Reiten, und durchbohren ihm deswegen, wie den Kameelen, die Nasenscheiden.

Ihre Schaafse sind die breitschwänzige Art, mit Kamsköpfen und hangenden Ohren (*Ovis laticauda* L.). Es giebt Schaafse von der Höhe

der Steinesel, deren Fettschwanz bis 1 Pud wiegt. Sie sind weiß, schwarz, bläulichgrau, scheckigt. Auch die röthliche oder sogenannte Fuchsfarbe der Pferde ist unter den kirgisischen und allen breitschwänzigen Schaafen ganz gemein. Schaafsfleisch ist die tägliche und oft auf lange Zeit die einzige Speise der gefräßigen Kirgisen; dennoch können sie, da so viele Mutterschaafe Zwillinge werfen, nicht nur eine grosse Anzahl Lämmer schlachten, sondern auch eine überaus beträchtliche Anzahl Schaafe nach Rußland und Chiwa verkaufen. Das Fleisch von diesen Schaafen ist süßer als von unseren Schaafen: feine Zungen finden daran, von den wohlriechenden Wermutharten (*Artemisiae Spec.*), einen balsamischen Geschmack. Die Lämmer sind so schmackhaft, daß deswegen jährlich eine Anzahl derselben von Orenburg nach St. Petersburg für die Küche des Hofes geschickt wird. Die kirgisischen Lämmerfelle sind nächst den bucharischen, die berühmtesten, wohlfeiler, und ein vorzüglicher Artikel des kirgisischen Handels. Man findet sie von allen genannten Farben, die besten glänzen wie die bucharischen, und sind Damast ähnlich geblümt, die geringern sehr fein gekräuselt, die schlechteren mit geraderen Haaren. Um viele und grössere geblünte Lämmerfelle zu erhalten, benähen sie die neugebornen Lämmer mit Leinwand, wodurch die Haare geblümt und fein erhalten werden. Wenn die Leinwand vom Wachsthum  
der

der Lämmer zerplatzet, so schlachten sie die Thierchen der Felle wegen. Diese Wirthschaft findet aber nur bey kleinen Heerden, oder bey reichen Leuten, die viele Sclaven besitzen, statt. Die Wolle der Schaafse ist grobhaarig, kein Handelsartikel, und wird nur zu ihren Filzen und groben Tuch gebraucht.

Obgleich die Jagd bey den mehresten dieser reichen müßigen Hirten nur zur Lust getrieben wird, so wird sie ihnen doch in Absicht des Wild- und Pelzwerk sehr nützlich. Ihre Steppen haben Wölfe, gemeine und Steppenfüchse, Dachse, Rothwild, Antilopen, Hermeline, Iltisse, Marmoten (*Marmota L.*), Zieselmäuse (*Mus Citellus L.*) u. s. f. nicht sparsam. In ihren östlichen und südlichsten Gegenden sind zum Theil selten wilde Schaafse (*Ovis Musimon Pall.*), sogenannte kalmückische Kühe (*Bos granniens L.*), Gemsen, Schakale (*Canis aureus L.*), Tiger, wilde Esel. Ausser mancherley Fallen, Schlingen &c. verfolgen sie die Thiere zu Pferde, wobei sie sich ihrer Hunde (die natürliche Wildspiele sind) und abgerichteter Adler (*Falco fulvus L.*) bedienen. Die Adler, so sie vorzüglich in Drenburg kaufen, und sehr gut bezahlen, richten sie selbst so ab, daß sie den gejagten Thieren mit den Klauen in die Augen greifen, und sie dadurch noch mehr als Hunde aufhalten, worauf sie denn der Jäger mit seiner schweren Peitsche erlegt.

Sie haben einige, aber eben nicht geschickte Schmiede unter sich, daher kaufen sie meistens Beile, Messer, Waffen, Feuerzeuge &c. Einige wissen auch schlecht Schießpulver zu verfertigen. Sie sind aller Arbeit so ungewohnt, daß sie bey der geringsten Beschäftigung fast in Schweisse vergehn und gleich ermüden. Der Chan wollte z. B. im Sommer 1770 etwas Heu für krankes Vieh hauen lassen, und schaffte sich kleine, nur einer Elle lange rufische Sensen an; seine Kirgisen aber hieben nicht nur über dem Grase weg, oder auch in die Erde, sondern mußten auch bey jedem Hiebe, woben sie oft umfielen, lange ruhen, und warfen endlich dem Chan die Sensen hin, welcher sich gendthigt sah Kasaken hierzu zu miethen &c.

Durch ihre Räuberereyen werden sie sonderlich den Karalpakern, Bucharen, Persern, Truchmenen, Kalmücken und andern Nachbarn, seltner aber den Russen, beschwerlich, ohnerachtet sie unter ihnen verboten sind. Bisweilen gehen sie dabey einzeln auf gut Glück über die Gränzen, meistens aber vereinigen sie sich in Haufen, die oft vornehme Anführer haben. Wenn sie Karavanen in oder ausser ihren Wüsten angreifen und plündern wollen, treten darüber wohl ganze Ulfen in Unterhandlung. Viele Kirgisen gerathen selbst bey ihren Räuberereyen in die Sklaverey, oder werden erschlagen, welches auch keine Nachfrage verursacht.

Die rufischen Maasregeln wider kirgisiſche Räubereyen beſtehen in der Linie oder Reihe von Schanzen ic. Wo kein Strom die Gränze macht, ſind von einer Schanze ic. zur andern Ruthen (den Springruthen für Krammetsvögel ganz gleich,) in die Erde geſtochen, und gebogen, damit die Patrouillen an ihren Lücken ſehen können, ob Kirgiſen, die immer zu Pferde kommen, da geweſen ſind, in dieſem Fall ſucht man ſie denn zu fangen. Die Ruſſen laſſen auch ihr Vieh durch bewaffnete und berittene Hirten weiden ic.

Das kirgiſiſche Frauenzimmer beſchäftiget ſich mit Milchen, Gerben, Weben, Filzen ic., und webet grobes Tuch und Kamelot, auch walkt es das Tuch mit ſelbſt gekochter Seife.

Gegen andere Nomaden in den ruſiſchen Gegenden gerechnet, leben die Kirgiſen ſehr gut. Bey ihrer ungebundenen Freyheit und bey der Leichtigkeit ſelbſt zu einem, zum Auskommen nöthigen Viehſtande zu gelangen, will keiner als ein Knecht des andern, ſondern als Bruder behandelt ſeyn. Daher können reiche Leute ohne Sklaven nicht ſeyn. Vornehme laſſen ſich nur von Sklaven bedienen; der Chan ſelbſt hat deren einige funfzig.

Da nicht ein jeder für ſeine Heerden Sklaven genug haben kann, ſo beſchenken die Reichen arme Leute mit Vieh, dafür dieſe auch nach dem Vieh ihrer Wohlthäter ſehen.

Wenn ſich die  
Heer-

Heerden eines Mannes schnell vermehren, so hält er das für einen Wink der Wohlthätigkeit, und theilt beträchtlichere Haufen unter arme Leute aus, die dafür keine Verbindlichkeit haben, so lange nur der Geber im Wohlstande bleibt; verliert aber ein solcher wohlthätiger Mann durch Seuchen, Beraubungen ic., oder andere Unglücksfälle seine Heerden, so finden sich seine beschenkten Freunde mit eben so viel, und wohl auch mit einem Theil des Anwachsens des Viehes ein, wenn sie auch dabey selbst noch so wenig behalten sollten.

Ihre Wohnungen sind bewegliche Filzzelte, den baschkirischen ganz gleich, nur grösser und reinlicher. Vornehme und wohlhabende Leute bekleiden sie mit weissen Filzen, und haben besondere Jurten für Weiber und Kinder, zum Kochen und für Vorräthe, auch für krankes Vieh. Der Feuerplatz ist in der Mitte der Jurte unter der offenen Dachspitze. Um denselben liegen Filze oder persische Teppiche, und bisweilen auch Polster. Die innere Seite des Zeltes ist bey Reichen mit bunten, oft seidenen Zeugen bekleidet. Umher stehen Schläuche, Kästlein, an der Wand hängen Waffen, Reitzeug, die besten Kleider ic.

Auch der Hausrath ist dem baschkirischen gleich. Auf metallene Gefässe halten sie nichts. Große Schüsseln von Birkenmaser aber sind ihnen so lieb, daß sie für eine ansehnliche Schüssel wohl ein Pferd geben.

Ihre



Ihre Läger sind, da sich die Aimacken gern zusammen halten, an Jurten zahlreich, aber weitläufig. Um das Hoflager des Chans sind auf tausend Zelte oder Jurten; dagegen trifft man auch bisweilen auf 50, ja 100 Berste keine einzige Jurte an. Der Weide wegen verändern sie sowohl des Winters als des Sommers ihre Läger. Da die Feurung nur meistentheils in trockenem Viehabfall besteht, so sind ihre Jurten des Winters sehr kalt.

Sie kleiden sich morgenländisch, gewöhnlich aber besser als andere Tataren. Die Männer scheeren den Kopf, und lassen einen Zwickel- und Spitzbart stehen. Die Hosen sind weit. Ihre Halbstiefeln haben lange spizige Absätze, spizige Schnauzen, und sind unter den Sohlen mit Nägeln bedeckt, die Näthe aber oft mit Golde benähet. Wenige tragen Hemden; statt derselben haben sie einen dünnen, langen Leibrock, ein Unterkleid von Zeuge oder Seide, und ein Oberkleid mit weiten, spizigen Aermeln. Statt des Gürtels dient vielen die Säbelkoppel, woran sie ihr Tobacksgeräthe, Feuerzeug und Messer hängen. Die Untermütze, oder das Kalotchen, ist gesteppt und spizig. Die Obermütze sieht wie ein Kegels aus, hat aber keinen Pelzbrem; sie kleiden sich in Kitais Laaken, besonders rothes, oder seidene, auch bunte und reiche Zeuge, Stoffe ic., und bebrämen die Oberkleider meistens mit Otterfellen. Immer sind die Männer sehr dick angezogen;

wenn

wenn sie daher mit ihren Pferden stürzen, so nehmen sie nicht leicht Schaden.

Mit ihren Pferden machen sie gewöhnlich eben so vielen Staat, als mit sich selbst. Sie schmücken die schönsten Pferde mit schönen Satteln, Decken und Zäumen, und sitzen gewöhnlich bewaffnet, nie aber ohne eine kurze Daumensdicke, geflochtene Karbatsche zu Pferde. Auf der Jagd ic. tragen sie grosse und lange Hosen, die bis unter die Arme reichen, in welche sie die Röhre stopfen.

Die Kleidung des Kirgisischen Frauenzimmers ist der Kleidung der kasanischen Tataren ganz ähnlich. Gewöhnlich hängen sie ein breites, mit Korallen bedecktes und mit Quasten ic. geziertes Geschmeide, dem bey den Tschereniminen üblichen ganz ähnlich, in die Haare. Alltäglich bedecken sie den Kopf mit einem Schleyertuch; an Festtagen haben sie Hauben und Mützen ic. Viele, besonders Vornehme, umwinden den Kopf mit Zeugen, gleich einem hohen türkischen Bunde. Unverheyrathete Frauenspersonen tragen viele kleine Haarzöpfe. Töchter vornehmer Leute und Sultaninnen unterscheiden sich durch die in den Haarenhörnern gleich angebrachten schönen Reiherhälse. Reiche und vornehme Frauenzimmer kleiden sich in Seide, theils in reiche Zeuge und Stoffe, feine Leinwand, und gewöhnlich in Sammet, auch besetzen sie ihre Klei-

Kleider öfters mit Schnüren, und goldenen Sreßfen oder Otterbremen.

In Speisen und Getränken haben sie die Vorschriften der Mohamedaner. Ihre gemeinste Winterspeise ist Schaaffleisch, und die fast einzige Sommernahrung, Kumiß. Alle andere Speisen, Fleischarten, wildes Wurzelwerk, Mehl und Milchgerichte ic. sind theils nur bey Festlichkeiten, theils zur Abwechselung im Gebrauch. Alle ihre Speisen sind auf das einfachste, aber nicht immer auf das reinlichste, auch nur bisweilen mit Salz bereitet. Da sie Mehl und Grütze nur aus Rußland, der Bucharen und Chirwa erhalten können, so bekommen manche in ihrem Leben kaum Brod und Grütze zu sehen. Bey dem Ueberfluß an Milch distilliren sie auch vielen Kumiß, und erhalten dadurch Milchbrandtwein. Von Fett sind sie so grosse Liebhaber, daß sie oft Talg und Butter für sich allein aus der Hand essen. Ueberhaupt sind sie starke und unbescheidne Fresser; vier Personen lassen oft, wenn sie von der Jagd kommen, in der ersten Mahlzeit von einem Schaaf nichts nach.

So, wie alle Tataren, sind sie ununäßige Liebhaber von Toback; beide Geschlechter rauchen, und gebrauchen auch Schnupftoback, den sie in kleinen Hörnchen am Gurt tragen. Da sie, ausser dem Kumiß und Arrak, keine Rauschmittel haben, so dient ihnen der Toback dazu, deswegen verschlucken sie den Rauch, und geben dem

dem starken gemeinen oder tscherkessischen, vor den gelindern Toback den Vorzug. Sie bedienen sich sowol der kleinen sinesischen Tobackspfeifen, als auch der geschnitzten hölzernen. Da aber beide Arten nur bey ihren Nachbarn zu bekommen sind, so behelfen sich die meisten mit hohlen Schaafknochen. Von dem Schienbeine schneiden sie an einem Ende den Knorpel ab, nehmen das Mark heraus, und bohren in der Nähe des andern Knorpels an der Seite ein Loch, einer Quersidte gleich. Wenn sie rauchen wollen, so schieben sie einen Stöpsel von Wolle am offenen Ende in die Röhre, fast bis an das Querloch, damit der Toback, mit welchem sie die Röhre oder den Knochen füllen, nicht vor dasselbe komme. Beym Rauchen legen sie an das offene Ende brennenden Zunder, und saugen den Rauch durch das Querloch in so starken Zügen ein, daß dasjenige wieder zur Nase herausgeheth, was sie nicht verschlingen. Jeder begnügt sich gewöhnlich nur mit ein paar guten Zügen, und überreicht alsdenn dem Nachbar die Pfeife.

Im Umgange untereinander und mit Fremden, denen sie keine Gefangenschaft zgedacht haben, verschwenden sie zwar keine Complimente, sind aber doch kostfrey und freundschaftlich. Sie setzen ihren Gästen das beste, was sie nur haben, vor, auch wird Ehrenwegen ein Schaaf geschlachtet, um ein Fünffingergericht zu bereiten, welches sie den Gästen, wie die Baschkiren, mit den bloßen

fen Händen in die Mäuler stopfen. Ihren Vornehmen wiederfährt eben dies, so oft sie nicht alleine speisen: sie erwidern diese Höflichkeit aber, wenn Geringere bey ihnen essen; der Chan selbst läßt sich gegen seine Gäste zu diesem Gebrauch herab. Wenn ein Fremder einen Vornehmen, oder auch nur einen wegen seines Reichthums angesehenen Kirgisen zum Freunde hat, so findet er in dessen Gesellschaft in den Horden weit mehr Sicherheit als mit einer militairischen Bedeckung, die starken Haufen doch nicht immer gewachsen ist. Die Räuber stehen von ihrem Vorhaben ab, so bald der Kirgise versichert, daß der Fremde sein Freund sey; auch kann man sich, wenn sie sich zu einer solchen Beschützung anheischig machen, auf ihr Wort ziemlich verlassen. Auf diese Weise machen manche rufische Kaufleute, besonders die von tatarischen Nationen, nützliche Reisen nach der Bucharey und Chiwa 2c.

Ihre Grossen und Reichen leben völlig nach der Weise des Volks, auch sind ihre Lager nur an mehreren Jurten für Weiber, Kinder und Sklaven, und sie selbst an einer starken Begleitung auf ihren Ritten zu erkennen. Sie begegnen dem Volke brüderlich, und da alle gleich freye Leute sind, und jeder, so bald er reich wird, auch vornehm ist, so machen die Geringeren mit den Vornehmen wenig Umstände. Sie setzen sich in ihren Jurten bey ihnen ungebeten nieder, essen mit, reden was sie wollen, und erfüllen

nur ihre Befehle, wenn es ihnen gut dünkt; dem Chan wird zwar nicht durch strengen Gehorsam, aber doch mit unterscheidender Achtung gleichsam als einer geheiligten Person begegnet.

Der jetzt regierende, von Rußland bestätigte Chan, der kleinen Horde, Nur Hali, ein vernünftiger, billig denkender Herr, welcher Rußland sehr ergeben ist. Er besitzt Heerden von etwa 1000 Pferden, 400 Rindern, 200 Kameelen, bis 4000 Schaafen, und einigen 100 Ziegen, daher er in Absicht des Reichthums nur eine mäßige Stelle behauptet, auch wegen der vielen Prinzen, denen er Tabunen formiren und Ansehen verschaffen muß. Auch wegen des Aufwandes an vielen Schlachtvieh bey seiner starken Familie, wegen der Sklaven und häufigen Besuche, kann er es bey dem Mangel aller Einkünfte nie hoch bringen.

Indessen lebt er doch prächtiger, als irgend jemand in der Horde, wozu ihn die Geschenke von Rußland vorzüglich in den Stand setzen. Sein Lager besteht aus vielen Furten, von denen die vorzüglichsten sehr geschmückt sind. Er und seine Familie erscheinen in reichen Zeugen, Sammet.

Von seinen Prinzen ist Beg Hali Chan der Kreiklianischen, und Saltan Pri Hali Chan von den übrigen Truchmenen etc. Bis auf die beiden jüngsten sind die übrigen mit den Töchtern der angesehensten Kirgisen verheyrathet, und selbst

selbst schon Starschienen oder Vorsteher von Bolosten in beiden Horden, wodurch der Chan selbst mächtig ist.

Da die Prinzessinnen nach Vorschrift des Korans, nicht an Verwandte verheyrahet werden dürfen, und der Chan sie aus Hochmuth nicht um einen billigen Kalym an andere überlassen will, so sind alle noch unvermählt, und manche darüber zu Jahren gekommen. Die Kirgisen selbst bekommen das chanische Frauenzimmer bloß bey Veränderung des Hoflagers zu sehn, da es in seinem größtesten Puß auf Pferden oder Kameelen reitet.

Alles was die Kirgisen zur Befriedigung der Eitelkeit und Bequemlichkeit nöthig haben, erhalten sie durch den Handel mit Rußland, der Bucharen, Sina und anderer Nachbarn. Ihr ganzer Handel geschieht durch Tausch, woben Schaafes gleichsam den Maasstab abgeben. Der Handel mit Rußland ist der beträchtlichste, weil sie durch denselben alle Bedürfnisse leicht und billig erhalten, und die rufischen Kaufleute sicher ihnen alles abnehmen, was sie nur bringen können. Da die Kaufleute in den Hordensteppen gleichsam vogelfrey sind, so müssen die Kirgisen die rufischen Handelsörter besuchen.

Der stärkste Handel ist in Orenburg, wo an der kirgisischen Seite des Uralflusses, etwa drey Werste von der Stadt, ein ansehnlicher Tauschhof, der der asiatische genennt wird,

nebst vielen hundert Gewölbern (die ein Viereck, wie eine kleine Bestung einschliessen,) befindlich ist. Dieser Laushof enthält mitten einen kleineren für die Bucharen, und gehört der hohen Krone. Der Sicherheit wegen sind nicht nur alle Gewölbe auf der innern Seite, sondern es befindet sich auch ein Kommando Soldaten mit Artillerie in demselben. Hier ist beynahe der ganze Handel der kleinen Horde; denn ihr Verkehr in Uralsk und andern Städten der orenburgischen Linie ist geringe.

Die Mittelhorde handelt vorzüglich in Troizk, am Uj, einem Tobolsk, in der Petri-Pauli Bestung, am Ischim, und auch in Omsk und Ustkamenogorsk, beide am Irtsch. Die Kirgisen sind zollfrey, die rufischen Kaufleute aber geben 10 von 100, Zoll, und doch ist der Handel sehr bereichernd. Die Kirgisen bringen Pferde, Rindvieh, Schaaf, Lämmerfelle, rohe Häute, Kameelwolle, Kameelott, Wolfs- und Fuchspelze, Filzdecken und kleinere Waaren. Nach Orenburg allein bringen sie des Jahres gegen 150,000, und bisweilen noch mehr Schaaf, die immer den Hauptartikel ausmachen. Bisweilen (doch nur sparsam) bringen sie Sklaven, besonders Kisilbaschen und Truchmensen zu Markte. Dagegen nehmen sie Leinwand, besonders rothe, seidene und wollene Zeuge, seidene Tücher, fertige kirgisische Stiefeln, Leibbinden, Bänder, goldene Vorten, Zwirn, Kessel, eiserne Gra-



Graben, Dreyfüße, Otterfelle, Reutzeug, verfertigten kirgisischen Weiberpuß, Glaskorallen, Nähenadeln, Fingerhüte, Ohr- und Fingerringe, Feuerzeuge und allerley kleinen Kram, Adler (*Falco fulvus* Linn.), Mehl, Hirse und anderes Grützwerk.

Die Bucharen, Schirvinsier, Tashkenter und übrigen Nachbarn, welche Zuckerbau und Manufacturen treiben, werden von den Kirgisen mit Schlachtvieh und Kameelen für die Kaufmanns-Karavananen versorgt, wogegen sie Waffen, mit welchen rufische Kaufleute sie nicht versehen dürfen, Panzerhemde, baumwollene Zeuge, Kleider &c. erhalten.

Nach morgenländischer Weise kaufen sie ihre Frauen, und als Mohamedaner deren bis viere. Die meisten geringen Leute haben nur eine Frau, und würden zum Theil auch diese nicht haben können, wenn sie nicht Weibsvolk von den Nachbarn raubten. Der Mittelpreis eines kirgisischen Mädchens zur ersten Frau bestehet ungefähr in 50 Pferden, 20 oder 25 Kühen, bis 100 Schaafen, ein paar Kameelen, oder einem Sklaven und einem Panzer. Arme Freyer geben weit weniger, und reiche vielfach mehr; auch ist die zweyte Frau weit theurer als die erste, und diese wohlfeiler als die dritte u. s. f.

Die Fortsetzung folgt im dritten Bändchen.



## 3.

## Das schamanische Heidenthum.

---



---

Die schamanische Religion gehdrt zu den ältesten Religionen, und ist die Mutter der lamaischen, braminischen und anderer heidnischen Secten. In Indien waren ihre Priester zum Theil Gelehrte und Weltweise. Bey ihren Anhängern ist sie indessen in blinden Uberglauben ausgeartet.

Bey allen schamanischen Heiden wird das weibliche Geschlecht für weit geringer als das männliche angesehen. Man gesteht ihm daher die Rechte der Menschen nur in einem geringen Grade zu, schließt es vom Götterdienst aus, und erlaubt ihnen nicht um das gemeine Feuer in den Jurten zu gehen, weil dasselbe den Göttern heilig ist. Man giebt ihnen ihre eigenen Reitpferde, Sattel, Sitzpläze, und gewöhnlich auch ihre eigenen Speisegeräthe; wenigstens muß alles dies, ehe sich eine Mannsperson dessen bedient, geräuchert werden. Die Weibspersonen werden als eine Waare angesehen, die man für Vieh, Kleider &c. kauft, und wieder verkauft u. s. f.

Demohngeachtet findet man bey Schamanen auch Priesterinnen, welche nicht geringer geachtet werden als die Priester selbst. Sie glau-

glauben, daß Leute von diesem Stande von den Göttern hiezu ausgezeichnet werden, und halten Krämpfe, Zuckungen und andere dergleichen Zufälle bey Kindern für Kennzeichen zu diesem höhern Berufe.

Die Tungusen, Buräten 2c. nennen die Priester Schaman, welches einen seufzenden Einsiedler und Herrn aller Leidenschaften anzeigt, die Teleuten 2c., Kam, Kamnd, oder Cham, d. i. Herr oder Prophet. Die Jakuten 2c., Njun, Nbyn, welches tatarische Priestertitul sind u. s. f.

Das vornehmste Schamanengeräthe ist die Trommel. Sie ist eiförmig, bis 3 Fuß lang, kaum eine Spanne hoch. Der Rand ist von Weidenholz, nur an einer Seite mit einem Felle bespannet, an der andern offen, mit einem Queerholze zur Handhabe. Das Fell ist voller Figuren, von Götzen, Thieren und Hieroglyphen, inwendig hangen Götzen und Klimperwerk. Man braucht dazu nur einen Schlegel, welcher etwas gebogen ist, und mit Haasen- oder andern Fellen überzogen, auch wohl durch ein paar Zinken, Hörnern sehr ähnlich sieht.

Die Kraft einer Zaubertrommel ist nach ihrer Vorstellung sehr groß; gewisse Schläge be- rufen oder vertreiben die Geister.

Schamanen ohne Trommel bedienen sich, statt derselben, zweyer 3 Fuß langer, mit Götzen be- hangener Stäbe; die burätischen Schamanen

Bewegen unter den Anbetungen eine kleine Fahne, von einem Lerchenbaumzweige, und einem Lärchen. Die Jakuten nehmen statt derselben einen Pferdeschweif.

Die sibirischen Schamanen haben weder Tempel noch Keremets. Sie verrichten ihre Geschäfte bey einigen Völkern unter frehem Himmel, auf Hügeln oder an Flüssen, bey andern in Furten; bey verschiedenen zu allen Tageszeiten; bey den mehresten des Nachts bey Feuer.

Alle glauben einen allgemeinen Gott und Schöpfer aller Dinge. Gott liebt seine Schöpfung und weiß und vermag alles, künmert sich aber nicht um die einzelnen Handlungen der Menschen. Man kann Gott weder beleidigen, noch sich um ihn verdient machen: er straft und belohnt nicht, und ist also weder zu fürchten noch zu lieben. Die Kamtschadalen unterscheiden sich durch verächtliche Begriffe vom höchsten Wesen.

Die meisten glauben, daß Gott unsichtbar ist, im Himmel oder in der Sonne in menschlicher Gestalt wohnt. Einige halten die Sonne selbst für Gott. Die Teleuten und altaischen Tataren glauben Erscheinungen und Offenbarungen des Hächsten im Träumen. Nach ihrer Meynung gleicht sein Ansehen einem alten bärtigen Manne; seine Kleidung der Mondur eines Dragonerofficiers (etwas glänzenders können sie sich nicht gedenken). Nach ihrer Vorstellung hat

hat er einen prächtigen Hofstaat und viele Pferde. Wenn er ausreitet, so entsteht der Donner von dem Geräusch, und die Blitze von den Funken der Hufeisen und Steine im Himmel u. s. f.

Die Regierung der Welt und der Schicksale der Menschen ist von dem höchsten Wesen unter viele Untergottheiten vertheilt, die zwar unter demselben stehen, aber doch meistens nach eigener Willkühr verfahren, daher den Menschen ihr Wohlwollen unentbehrlich ist. Ihre Vorstellungen von den Untergöttern sind sehr verworren und widersprechend. Verschiedene Völker verehren verschiedene Gottheiten, und eignen auch denselben andere Einflüsse und Beschäftigungen zu. Alle ihre Vorstellungen von ihnen laufen auf folgende Begriffe hinaus: die Untergötter sind überhaupt guter oder böser Art, das ist Freunde oder Widersacher der Menschen. Die Begriffe von der Natur und von den Eigenschaften dieser Gottheiten sind grob, körperlich, und oft ganz ungereimt; sie verwechseln auch vielfältig die Namen und Wirkungen der guten mit den bösen Göttern.

Jede gute Gottheit hat ein oder mehrere Beschäftigungen in der Regierung der Welt. Gern ist sie wohlthätig, oft parteyisch, eigensinnig, hart, rachgierig. Alle Eigenschaften Gottes personificiren sie, und halten sie für männlichen oder weiblichen Geschlechts. Alle Himmelskörper, alle schreckhafte oder ansehnliche Erdenkörper

per und Naturbegebenheiten, wodurch ihnen Gutes oder Böses widerfährt, sind Gottheiten, die sie namentlich verehren: Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Regenbogen, Gewitter, Sturm, Feuer, Wasser, die Erde, ansehnliche Berge und Flüsse. Einige halten Berge und Wasser nur für Götterwohnungen. Die Tungusen, welche den Götterdienst mit vieler Treue beobachten, und andere, haben auch einen Gott der Gesundheit, der Jagd, der Reisen, der Weiber und weiblichen Zufälle und Tugenden, der Kinder, der Rennthierzucht, u. m. a.

Die Classe der feindseligen Götter oder Satane ist nicht schwächer. Sie glauben einen Obersatan und Beherrscher der übrigen. Nach der allgemeinen Gottheit ist er der mächtigste. An ihm ist nicht das geringste Gute, aber er läßt sich doch besänftigen, und würdigt die Schamane seines Wohlwollens. Die Untersatane oder bösen Geister theilen sich in die Ausübung des Bösen, und Beförderung allerley Unglücks. Die Wohnungen der Satane sind im Wasser, unter der Erde, in feuerspendenden Bergen und in Wäldern, daher es Wassernixe, Berggeister, Waldteufel, einen Insektengott und viele andere giebt.

Ausser diesen verehren sie ihre verstorbenen Stammväter, Helden, und alle Schamane beiderley Geschlechts als Halbgötter oder Heilige, deren sich die Götter bey der Weltregierung

rung als Rathgeber und Gehülfsen bedienen, die Kenntniß von der Unterwelt besitzen, Anrufungen verstehen, und Hülfe und Unglück verschaffen können. Götter und Heilige leben (nach ihrem Begriff) auf menschliche Weise, nur prächtiger, und verschaffen sich ihre Bedürfnisse entweder durch ihren blossen Willen, oder auch durch Arbeiten. Wenn sie den Ort verändern, so gehen, reiten oder fahren sie; die Kamtschadalen lassen ihren Gott (Tui) mit einem Zuge schöner Hunde fahren, die Erdbeben verursachen, wenn sie sich schütteln. Wenn es bey dem Gewitter regnet, so schlägt der Donnergott, Beluta, sein Wasser ab. Die Hütten, welche die am Viehe reichen Buräten den Göttern in den Steppen zum Obdach errichten, und das Weihen der Pferde bey vielen Hirtenvölkern, bezieht sich auf diese Begriffe. Einige lassen ihre Götter auf die Jagd gehn, fischen, Wurzeln graben, und was des Unsinnus mehr ist.

Die Götter erscheinen den Schamanen, nach ihrer Einbildung, am liebsten als Bären, Schlangen und Eulen, daher diesen Thieren mit Achtung begegnet wird. Weistannen (*Pinus picea* L.), eine Art Bermuth (*Artemisiae* Spec.), andere Gewächse sind den Göttern gewidmet, und ein lieblich Rauchwerk, daher man Götzen und Opfer mit denselben schmückt, verunreinigte Sachen damit räuchert u. s. f.

Unrein

Unrein und zum Opfer untauglich sind, Schweine, Frösche, Insekten und Gewürme.

Ihre Vorstellung von der Welt schränkt sich meistens auf ihre Bildnisse ein. Die Dauer der Welt ist ewig, und die Verfassung der Menschen und Thiere nach dem Tode eine Fortsetzung der jetzigen, daher sprechen sie mit den Aesern der Bären, Wallfische ic. als mit lebendigen Menschen.

Ein lebendiger Mensch besteht aus dem Körper und dem Leben, oder der Seele. Er handelt willkürlich. Aber der Erfolg, Glück und Unglück, hängt von den Göttern, Satanen, und von dem Einflusse anderer Menschen ab, daher einige den Zorn der Götter ängstlich fürchten, andere sich über gar nichts Vorwürfe machen. Die Götter lieben und belohnen Ehrfurcht gegen sie, Rechtschaffenheit und Menschenliebe, und hassen und bestrafen Ruchlosigkeit, Betrug und Härte. In andern Fällen kann man sich nach ihrer Moral nicht leicht versündigen. Die Götter kümmern sich nicht darum, ob man faul oder fleißig sey, viel oder wenig esse und trinke, gestohlens oder selbst gefälltes Wild verzehre u. s. f. Die Satane schaden, ohne Rücksicht, auf unsere Handlungen, daher man sie durch die Schamane mit Opfern, Geschenken, guten Worten, Drohungen ic. von sich abhalten muß. Glück bestehet in Gesundheit, Reichthum an Vieh und Kindern, einträglicher Jagd und Fischeren, und dem



dem Genuß der Wollust; Unglück im Gegentheil, und besonders im Tode.

Alle schamanische Heiden sind von dem Leben nach dem Tode fest überzeugt, machen sich aber eine armselige und traurige Vorstellung von demselben, daher die meisten so sehr denselben verabscheuen. Selbst die Todten sind ihnen abscheulich. Sie fürchten ihre Wiederkehr und Erscheinungen. Das Sterben halten sie für eine Verwandlung des jetzigen Lebens in ein unterirdisches, welches dem gegenwärtigen ähnlich bleibt, doch stellen sich die meisten als eine traurige und nichts weniger als wünschenswürdige Veränderung vor. Unter der Erde regieren die Erdgeister, die den Todten viel Unheil zuzufügen suchen, daher die teleutischen und korätischen Schamane dieselben bey Beerdigungen durch gewisse Formeln verbannen, und durch Lusthiebe mit einer Hacke abzuhalten suchen; viele aber, besonders die in entfernten Wüsteneyen, setzen ihre Leichen auf Bäume, oder lassen sie auf der Erde verwesen, oder verbrennen sie. Was man den Leichen bey dem Begräbniß an Kleidern, Geräthe, Waffen und geschlachteten Thieren mitgibt, ist nur ein kleiner Anfang der künftigen unterirdischen Wirthschaft. Zwar alles Vieh erscheint nach Endigung seines Lebens so gewiß als seine Besitzer in der Unterwelt, aber es stirbt nur nach und nach, und wenn es andern Herren zukommt. Ob Jagd und Fischeren daselbst so gut

gut als über der Erde seyn werden, ist sehr ungewiß; Männern werden veraltete Weiber nachkommen u. s. f.

Die östlichen sibirischen Völker und Insulaner halten das künftige Leben für eine verbesserte Fortsetzung des jetzigen, und erwarten reichlichere Befriedigungen ihrer Wünsche, Heerden, schöne Züge Hunde, gute Jagden, rasche Weiber und Männer, und alles was hier der Gegenstand ihrer Wünsche seyn konnte, ob sie gleich nie befriedigt wurden. Die Schamanen sterben meistens muthig. Da sie sich in ihrem Leben mit Versöhnung der Götter und Satane beschäftigen, ihre Gaukeleyen für nöthig hielten, und nach dem Tode zu den Heiligen gezählt werden, die an den Schicksalen der Lebendigen und an deren Opfern Theil haben, so erwarten sie eine gute Zukunft. Um den Unsechtungen der Erdgeister auszuweichen, und ihrer eigenen Reinigungen wegen, verordnen sie mehrentheils die Verbrennungen ihrer Leichen.

Alle schamanische Heiden suchen das Wohlgefallen ihrer Götter, und ihre Ausöhnung durch Gößen, Anbetungen und Opfer zu erlangen; den mehresten ist das so Ernst, daß sie ihre jetzige Verringerung, und zum Theil ihre Armuth dem vernachlässigten väterlichen Irrglauben zuschreiben.

Die Gößen, die nach den Begriffen der Klügern, Götterbilder, und nach der Vorstellung  
der

der dümmern Leute selbst Götter sind, werden von seltsamen Holzauswüchsen oder Steinbrocken, an welchen die Einbildung etwas Menschenförmiges findet, meistens aber von den Schamanen gemacht. Oft werden ganze Klippen wegen ihrer ungewöhnlichen Gestalt für Götzen gehalten, z. B. der Schamafelsen an der Ostseite des Baikals &c. Die gemachten Götzen sind kleinere oder grössere geschnitzte, ausgestopfte oder seltsam geformte Puppen. Hölzerne Puppengötzen sind eine Spanne und drüber lang, und werden wie Schamane gekleidet. Einigen bedecken sie die Gesichter mit Kupferblech. Der Ringgötze der Burätten ist eine solche Puppe in einem 2 fingerbreiten Ringe von Weidenholz, der einer Trommel gleichen soll. Die Kuriler setzen ihre Götzen von Spänen zierlich zusammen. Ausgestopfte Götzenpuppen sind bey den Jakuten, Tschulymern, Tselenten und altaischen Tataren &c. gebräuchlich. Die Tselenten geben ihnen die Gestalt kleiner, etwa 8 Zoll langer, halb so breiter Polster, an einem Ende mit einem gezeichneten Menschengesicht und Glaskorallen oder Hagelkörnern statt der Augen, und zieren sie mit Eulenfedern. Der Schaafgötze der Burätten ist ein Lämmerfell mit Füßen und Schwanz und einem geschnitzten Menschengesicht. Blechgötzen sind bey allen schamanischen Heiden, sonderlich um sie an die Schamankleider, Trommeln, Wiegen &c. zu hangen, im Gebrauch.

Sie

Sie sind aus Eisenblech geschnitten, und stellen mit genauer Noth Menschen, Bären, Rennthiere, Vögel, Fische, Schlangen, Gestirne und die Elemente vor. Ein Menschengesicht bedeutet die Sonne, ein halber Zirkul den Mond, ein Schiffchen das Wasser, ein Dreneck das Feuer, ein Krost die Erde &c. Filzgdzen oder Puppen einer Spanne lang, aus Filz geschnitten, haben die Burätten und Jakuten. Der Irgekin der Burätten ist ein, einem Kamme gleich, in viele Riemen getheiltes Stück Leder, ins Gevierte einer Spanne groß, dessen Riemen die gesamte Götterschaar vorstellen. Gemahlte Gdzen, die die Burätten Mogat nennen, und die bey vielen Völkern gebräuchlich sind, sind eine Spanne lange Umrisse nackender Menschen, mit Blut aus den Herzen der Opferthiere, oder auch mit Rothelstein gezeichnet, und mit Bley, oder Korallenaugen versehen, auch am Kopfe mit Eulenfedern besetzt.

Die Kamtschadalen errichten in ihren Wildnissen kleine Säulen, umwinden sie mit Grase in der Gestalt eines Wolfs zusammen, und stellen sie als Gdzen in ihren Hütten auf.

Der Tschiptipkan der Waldtungusen ist eine kleine Pforte von Nadelstrauch, in welcher geopfert Vögel aufgehangen werden. Ihr Doi ist ein aufgerichtetes Kreuz mit einem gekreuzigten Vogel, ihr Boge Nadelreisig in menschlicher Gestalt gebunden.

Der

Der Fuß der Ratschitzen ist ein gabelför-  
miger Stock, zwischen dessen beide Zinken ein  
Fuchskopf oder zwey geschnitzte Widgel gehangen  
werden. Man kann denken, daß alle diese Hei-  
ligthümer bey dem Mangel an Geschmack, an  
Kunst und Geräthschafft, sehr grob, unförmig,  
theils unkenlich, und unsern Kindern zum Spie-  
len zu schlecht seyn müssen.

Da die Göttdiener fast bey jedem Opfer  
einen neuen Götzen bekommen, so hat manche  
Jurte deren viele. Die Teuteuten stellen alle in  
einem Winkel der Stube; die Burätten hangen  
einen Beutel mit Götzen in der Jurte zur linken  
und des Sommers an eine Säule vor die Jurte;  
die Tungusen hangen sie an ein Gestelle von  
drey ausgesperreten Stäben.

Der Fuß der Ratschitzen erhält seinen Platz  
auf dem Dache. Den Götzen und den Göttern  
der Heerden der Burätten werden auf Bergen  
Hütten erbauet. Einige legen sie in Schachteln ꝛ.  
Immer hangen Biesel, Hermelin, und andere  
Felle, Knochen geopferter Thiere, Büschel Haare  
von geweihten Pferden und andere kleine Opfer  
bey den Götzen. Die mehresten Heiden bege-  
nen ihren Götzen ehrerbietig, neigen sich für ih-  
nen betend, nehmen sie mit auf die Jagd, füt-  
tern oder beschmieren sie mit Blut und Fett, räu-  
chern sie mit Fett, Fleisch, Blut, Tannenreisig,  
Wermuth ꝛ. Andere schelten sie bey Unfällen  
Geogr. Leseb. 2. B. L aus,

aus, schmeissen sie an die Erde oder ins Wasser, und prügeln sie wohl gar.

Anbetungen der Götter und Götzen geschehen entweder allgemein und festlich, oder besonders in eines jeden Hütte. Von den Anbetungen mit leerer Hand erwarten sie wenig, daher sie die feyerlichen mit Opfer begleiten. Alle schamanische Heiden feyern ein Frühlings-, und ein Sommer- oder Herbstfest. Das Frühlingsfest ist ihr Neujahr, an welchem sie das erste Gras und die Erstlinge der Viehzucht, vorzüglich Milch opfern, und für das Jahr Segen erbitten. Das Sommer- oder Herbstfest wird nicht an jedem Orte jährlich, doch so gefeyert, daß ein jeder jährlich Theil an demselben nehmen kann.

Zu Opfern oder Götterspeisen taugen, Schweine ausgenommen, alle Thiere, Fische, Vögel, Pelzwerk, Schädel, Blut, Fett, Haare, Hörner, Milch, Käse, gerbstetes Getreide, Bier, Brauntwein, Zeug, Geld und fast alles. Die östlichen Sibiriaten opfern auch Hunde. Keisig von Weistannen wird vorzüglich den Bergen und Gewässern geopfert.

Die Ceremonien des feyerlichen Götterdienstes sind nicht bloß bey verschiedenen Völkern, sondern theils bey einzelnen Schamanen etwas verschieden. Bey allen aber kömmt es auf die eigentlichen Anbetungen der guten Götter, Opferungen, und auf die zauberhaft scheinenden

Beschwörungen und Gaukeleyen der Satane wegen an. Einige Schamane verrichten dieses abgesondert, andere verbinden alles, und lassen ihre Opfer zur Ausöhnung der Götter und Satane zugleich rauchen.

Zu den Opfern gehdrt wohl auch das Weißen der Hausthiere. Die Hirtenvölker haben dabey die Beschirmung ihrer Heerden, oder deren Gedeihen und Vermehrung zur Absicht. Im ersten Falle widmen sie den Göttern einige Thiere, vorzüglich Hengste und Brummer auf immer, im letztern die ganze Heerde auf einen oder mehrere Monate. Sie nehmen an, daß die Viehgötter des Nachts, um dasselbe zu beschützen, auf den geweihten Thieren ritten, und glauben diese oft des Morgens schwitzig zu sehen. Ein geweihtes Pferd darf keinen gebrauchten Sattel tragen, von keinem Frauenzimmer geritten, weder verkauft noch geschlachtet werden. Von Heerden, die den Göttern gewidmet sind, hat der Eigenthümer den Genießbrauch frey, darf aber auch, so lange die Weißezeit währet, nichts schlachten oder veräußern.

Bei den Anbetungen an Festen und auffer denselben zeigen sie Furcht vor den Göttern, und theils Andacht. Alle ihre Gebete sind kurz, und bestehen bey dem gemeinen Mann bloß in Stoßseufzern, die ihre Bedürfnisse und Wünsche gerade zu enthalten. Bei Verrichtung der Gebete richten

sie die Angesichter gegen die Sonne, Berge, Flüsse, Götzen, oder aufgestellte Opfer.

Sie wenden sich mit ihrem Gebete namentlich an ihnen bekannte Gottheiten, Satane und Heilige zugleich, theils durch Verwechslung der Namen, theils auch vorsehlich, oder fassen auch alle zusammen. Z. B. Gott N. N. oder Götter und Heilige gebt mir oder den Meinigen Gesundheit, Gedenken des Viehes, eine gute Jagd &c. Opfern sie, so bitten sie um Ertrag: Götter &c.! dieses Opfer ist für euch, oder mit demselben speise ich euch! gebt mir nun auch Kinder, Vieh, langes Leben, haltet den Tod von meinem Weibe, Kinde, mir &c. zurück! Bey tödtlichen Krankheiten flagen sie mit Händeringen: Was habe ich euch gethan, ihr Götter! Satane! Heilige! daß ihr mich von der Erde raßt? Was hat mein Mann, Frau, Kind, Freund &c. gesündigt, daß ihr sie tödtet, daß ihr sie den Göttern der Unterwelt übergebt &c. Und bey Unglücksfällen: Was ist mein Verbrechen, daß mein Vieh zerrissen wird, mein Bogen kein Wild trifft? Die Schamanen haben gewisse Formeln bey Opfern und Festen, die sie bloß nach den Veranlassungen verändern, und die Anrufungen der Götter und Heiligen, und Beschwörungen, Drohungen, oder Versprechungen an die Satane enthalten, wöbey sie aber Namen, Begriff und Sachen verwir-



verwirren. Das vornehmste Gebet z. B. der Teuten heißt in der Uebersetzung: Gott! Ezaar des Himmels; lieber Herr! siehe an unser Opfer! erhalte die Kaiserin! gieb uns Gesundheit, langes Leben, Kinder, Vieh, Getreide und Glück!

Die Gebete der Schamane bey den Tungusen, Burätten &c. haben mit unseren Litaneyen Aehnlichkeit. Sie beten singend, nennen eine Gottheit nach der andern, und erbitten von jeder, worüber dieselbe zu gebieten hat, von der Sonne gute Bitterung, vom Gott der Weiber Kinder, vom Gott des Wildes Wildpret u. s. f., und von den Heiligen oder verstorbenen Schamanen Fürsprache. Die Schamane singen bey'm Opfersfeuer nach Rührung der Trommel, dadurch sie die Götter aufmerksam und zusammen zu rufen glauben: Gott, gieb Gesundheit! Laß mich nicht von Thieren zerrissen werden, nicht vom Felsen stürzen, nicht ersaufen! Gieb Kinder, Vieh, Wild, Fische! (und andere Bedürfnisse) wir opfern dir ein Rennthier, einen Vogel, Fisch, setzen dir einen Götzen &c.! Die Gemeinde antwortet bey jedem Absatz eins ums andere: Höre! Erhöre uns! Hilf! Erbarme dich! welches sie oft zwey bis drey mal wiederholen. Die Schamane nennen zuletzt nur Götter- und Heiligennamen, und erhalten immer die singende Antwort des Volks: Höre! Erhöre! Erbarme dich! Hilf!

Wenn die Schamane, Kame, Chame ic. etwas Vergangenes oder Künftiges von denen Schaitanen, Buniß, Okodillen und dem ganzen Heer der Hölle erfragen, ihre und anderer Schicksale wissen, die Ursachen der Krankheiten und Unfälle ausfündig machen, und mit den erzürnten Göttern unterhandeln, oder auch die Satane bändigen und beschwören wollen; so thun sie es mit den Grimassen eines Unsinigen, und erscheinen zum Theil wütend. Nach angelegter Schamanenkleidung und angezündeten Feuer rauchen sie gewöhnlich ängstlich Toback, schauern oft und stehen dann auf, um durch Rührung der Zaubertrummel die bösen Geister herbezurufen. Sie machen dabey die seltsamsten Sprünge um und über das Feuer, verzerrn die Gesichter, handthieren mit den Händen, schreyen und brüllen unverständig Zeug, rufen die Geister namentlich, welches alles bey der Dunkelheit unter dem dumpfigen Ton der Trommel und dem Geklitze des Behanges der Schamanenkleider scheußlich zu sehen und zu hören ist. Etwa nach einer halben Stunde stellen sie sich als ob die Satane erschienen wären, und als ob sie mit ihnen kämpften. Sie fragen, drohen, bitten, versprechen, geben ihnen Aufträge ic. Um ihre Antworten zu vernehmen, werfen sie den Schlegel der Trommel, oder irgend etwas, was derjenige, den es betrifft, am Leibe getragen, eine Mütze oder dergl. in die Luft, als ob die Antworten dadurch her-

unter-

untergebracht würden, und stecken den Kopf horchend in die Trommel, woben sie zittern, schauern und schweigen. Nach einigen vorhin erzählten Grimassen, fallen sie ohnmächtig nieder, weil ihre Seele sie verläßt, und die Höllengötter in ihren Wohnungen, Bergen, Wäldern, Abgründen ꝛ. besucht, und mit ihnen unterhandelt. Die Seelen machen diese Reise auf Bären, Schweinen, Adlern u. s. f. Alle behaupten nachher die Satane in Gesichtern, als Bären, Löwen, Eulen, Adler, Schwäne, Käfer, Spinnen, Drachen ꝛ. als Lichtschein oder Schatten gesehen zu haben. Die Antworten, welche sie ertheilen, sind, nach Beschaffenheit der Fragen, Orakulsprüche, voller Zweydeutigkeiten, daher sie fast immer zutreffen, oft weitläufig Gewäsche vom Zustande der Abwesenden oder unserer Zukunft.

Ausser dieser höhern Magie trifft man bey allen Heiden eine geringere bey Priestern, und oft bey gemeinen Leuten an, die mit den Künsten der kirgisischen Kalendermacher, Zigeuner, und unserer Karten- und Koffeepropheten übereinkommt. Die krasnojarsischen Zauberer und viele andere werfen das Schulterblatt von einem Schaaf ins Feuer, und lesen aus den Rissen und Flecken, die es bekommt, als in einem offenen Buche eines jeden Fragenden, vergangene und künftige Schicksale.

Die teleutischen, sajanischen und abinyschen Weisen sehen sich durch die Figuren der

Zaubertrommel, auf welche 40 in die Höhe geworfene kleine Stäbe gelegt werden, von allem unterrichtet. Die Mjuns der Jakuten geben demjenigen, der mit seiner Zukunft bekannt seyn will, eine Münze oder einen Ring in die Hand, und ersehen denn aus der Hand des Gläubigen alles klar und deutlich. Um Wind zu erregen, hängen sie einen Blasenstein eines Thieres, mittelst eines Stöckleins und eines Pferdehaares an einen Baum, und sagen dabey voller Erwartung: Ich entsage Vater und Mutter, um deine Kraft zu sehen!

## 4.

### Von der kaiserlichen königlichen Schatzkammer in Wien.

---

Die Schatzkammer ist ohnstreitig eine der reichsten in Europa. Sie ist in 4 Gemächer abgetheilt. Man theilet sie auch in die geistliche und weltliche Schatzkammer. Jene enthält lauter Heiligthümer, Reliquien, Kirchenornate u. d. gl., die mit Gold, Perlen und Edelgesteinen auf das künstlichste und kostbarste eingefaßt, gestickt, oder besetzt sind, und vornehmlich im zweyten Gemache aufgehoben werden.

Der weltliche Schatz aber nimmt die übrigen drey Behältnisse ein, und bewahret in verschiedenen grossen, mit Glasthüren versehenen Schränken, die seltensten und herrlichsten Kunststücke, von Edelsteinen, Perlen, Gold, Silber, Bergkrystall, Lapislazuli, Elfenbein u. s. w., woben man zugleich verschiedene rare Gemälde, vom Albrecht Dürer, Correggio und andern berühmten Künstlern siehet.

Im ersten Gemache gleich bey dem Eintritte findet man einen grossen Kasten, voll von den auserlesensten Kunststücken von halberhobener Arbeit auf Perlemutter, Jaspis, Agath, Onyx, Calcedon u. d. gl., worunter viele griechische und römische Alterthümer von besonderer Grösse und Werthe anzutreffen sind. Z. B. das Bildniß Kaiser Justinians auf Perlemutter, welches 5000 Thaler gekostet hat; ein anderes römisches Brustbild in Gold gefast, 3000 Thaler werth; die Bildnisse des grossen Alexanders und seiner Gemahlin in Onyx, für 12000 Thaler; ein anderes Bruststück in Onyx, für 2000 Thaler; ein grosser weisser Agath, auf welchem die Köpfe dreyer römischer Kaiser gebildet sind, von 3000 Thalern, u. d. gl. Eine lange Kette mit den Bildnissen aller österröschischen Erzherzoge, bis auf Kaiser Leopold, in Agath geschnitten mit goldenen Gliedern. Eine Kette von Elfenbein, drey Ellen lang, mit runden Gliedern, aus einem einzigen Stücke geschnit-

schnitten, mit den Bildnissen Kaiser Leopolds und seiner ersten Gemahlin. Eine andere dergleichen fast eben so lange Kette, mit viereckigten Gliedern, aus einem Stücke Elfenbein verfertigt, mit der Abbildung Kaiser Leopolds u. s. w.

Zwey Kästen voll mancherley künstlich verfertigtes Geschirr, Schaalen, Gläser, Statuen, Schiffe u. s. f. von kostbaren Steinen, besonders aus Bergkrystall, von bewundernswürdiger Grösse. Z. B. ein Pokal in Form einer Pyramide, zwey Ellen hoch, aus einem Stücke tiro-lischen Bergkrystall dergestalt verfertigt, daß es in 3 Stücke zerschraubet werden kann, und jedes einen besondern Becher vorstellet, wird wegen der kunstreichen Arbeit 20000 Thaler geschätzt. Eine grosse Gießkanne von Krystall; ein dergleichen grosser Blumenkrug; ein Gefäß von eben der Materie, mit zwey Handhaben überaus künstlich gearbeitet; ein grosser krystallener Krug, in welchen drittelhalb Pragermaaß gehen, u. d. gl.

In zwey andern Kästen viele kostbare Geschirre aus lauter edlen Steinen, die man von solcher Grösse selten antrifft. Z. B. Schaalen von orientalischen Granat, von Amethyst, von Sardonich, von ungarischen Topas, von gefrorenen Amethyst, von ungarischen Diamant, wie ein Ey groß; ein böhmischer Diamant wie eine Hand groß; eine grosse Schaale von Amethyst, auf welcher das östereichische Wapen von Edelsteinen

steinen auf musaische Art zu sehen ist; eine Kanne von Sardonich; ein Pokal vom böhmischen Topase, ein Becher, ingleichen ein Blumenkrug vom orientalischen Topase, beide mit Edelsteinen besetzt; ein Blumentopf von Chrysolit in Gold gefasst, von sehr hohem Werthe; ein Jaspis wie ein halbes Herz groß, aus einem Amethyste gewachsen; eine kostbare Schaale von zusammengewachsenen Jaspis und Agath; ein Krug von Agath, 4000 Thaler werth; eine dergleichen Schaale für 6000 Thaler; eine Schaale von Onyx für 3000 Thaler; eine Gießkanne von Agath, die Kaiser Leopold um 10000 Thaler gekauft; ein Trinkgeschirr in der Größe eines Eies, aus einem orientalischen Smaragd, wofür ein Großherzog von Florenz drey Tonnen Goldes geboten; noch zwey dergleichen Steine, von fast gleicher Größe, jeder 40000 Thaler geschätzt. Eine grosse agathene Schaale, die 9 Spannen im Umkreise hat, und mit den Buchstaben: B. Kritto R. M. mit einer natürlichen Zeichnung, wird für die größte Kostbarkeit der ganzen Schatzkammer geachtet.

Viele andere Schaalen, Becher, Gießkannen, Becken u. d. gl. von Golde, Silber und künstlich durchbrochener Arbeit, finden sich in den andern Schränken; z. B. ein viereckigtes überaus kunstreich gearbeitetes Rörbchen von Golde, welches die erste Gemahlin Kaiser Leopolds aus Spanien gebracht. Das Taufbecken der Erzherzoge

herzoge von Oesterreich, nebst der Sießkaune, von purem Golde, mit Rubinen besetzt, sehr groß, ist von den Landständen des Herzogthums Kärnthens hieher geschenkt worden. Zwey Schachspiele samt den Steinen, von Gold, die Plätze aber, worauf die Steine stehen, von Golddrathe sehr künstlich verfertigt, und auf eine Tonne Goldes geschätzt. Ein Bretspiel von Golde, mit Edelsteinen besetzt, für 12000 Thaler. Ein Schachspiel von Golde 27 Pfund schwer. Eine goldene Trapulierkarte von 48 Blättern, in gewöhnlicher Grösse, nebst goldenen A. 1656 geprägten Zahlpfennigen, in einer goldenen Schachtel, und wiegt zusammen 22000 Dukaten. Ein Sessel von Bernstein, der 30000 Thaler gekostet hat, und von einem Churfürsten zu Brandenburg dem Kaiser verehret worden.

Verschiedene türkische Säbel, Messer und Dolche, von Golde, mit Perlen, Rubinen, Schmaragden und andern Edelgesteinen besetzt; wie auch goldene, mit Diamanten reich garnirte Degen; ingleichen ein grosser weiß und rother Reigerbusch mit 52 Diamanten, der im J. 1700 vom türkischen Kaiser Mustapha, unter andern Geschenken, hieher gesendet worden.

Eine grosse ovale, von Metall gegossene Platte, die ein Augustinermönch, Wenceslaus, in Kaiser Leopolds Gegenwart, über die Hälfte in Kronengold soll verwandelt haben, so, daß  
man



man die Grundmaterie nebst der Verwandlung  
 besammeln siehet.

Das Dritte Gemach der Schatzkammer ent-  
 hält, unter andern Kostbarkeiten, vornehmlich  
 ein ungemein prächtiges Tafelservis, aus ge-  
 diegenem Golde.

Das Vierte Zimmer wird wegen der auser-  
 lesensten Brillanten sehr hoch geschätzt. In ei-  
 nem Kasten darinnen ist der kaiserliche Habit,  
 nach dem Muster des zu Nürnberg befindlichen,  
 auf das genaueste, von Goldstück, reich mit  
 Perlen gestickt, welchen höchstgedachter Kaiser  
 Franz, bey der Krönung des römischen Königs  
 Josephs II. getragen. In den obern Theilen  
 dieser Schränke werden bewahret: die kaiserliche  
 Hauskrone, 15 Pfund schwer, von Golde, mit  
 Diamanten, Schmaragden und Perlen, wie Nüsse  
 groß, reich besetzt; nebst dem Zepter von Ein-  
 horn, auf dem ein Saphir wie ein Ey groß zu  
 sehen; ingleichen der Reichsapfel von Golde,  
 mit grossen und vielen Perlen garnirt, welche  
 drey Stücke 700000 Thaler gekostet haben. Ein  
 Modell von der römischen Kaiserkrone, wie sie  
 zu Nürnberg zu sehen ist, von Golde, mit Dia-  
 manten, Saphiren und Perlen besetzt. Zwey  
 Paradedronen von Golde mit Juwelen garnirt;  
 ingleichen ein Zepter und Reichsapfel, so ehemals  
 bey Krönungen der Kaiserinnen gebraucht wor-  
 den. Die königlich böhmische Krone, nebst dem  
 Zepter und dem Reichsapfel. Der kostbare gol-  
 dene,

dene, reich mit Brillianten besetzte Säbel, dessen sich die verstorbene Kaiserin, Maria Theresia, bey ihrer ungarischen Krönung bedienet hat, u. a. m.

Ein anderer grosser Glaskasten enthält unter andern vielen Kostbarkeiten: der Kaiserin Königin Hausperlen von solcher Grösse, daß 25 Stücke eine ganze Schnüre ausmachen, 24000 Dukaten werth; einige andere Schnüre Perlen, für 100000 Thaler; eine Perl wie eine Muskatennuß, die 60000 Thaler gekostet hat. Vier Schmaragde an einander, aus einem Stücke, wie ein Becher geschnitten, zu 40000 Thaler. Ein auserlesener Diamant, für 100000 Thaler; ein kostbares Jubel von eben dem Preise, aus Diamanten, wie ein Laubwerk gestaltet; und endlich der so berühmte grosse florentinische Diamant, wie eine welsche Nuß, sowol im Originale, als in der Copie; wovon die letztere aus Spanien hieher gekommen, und von einem schätzlichen böhmischen Diamante verfertigt ist.

5.

**Vom Kirchen- und Religionszustand  
in Sardinien.**

---

Nichts ist den Sarden feyerlicher, als ein Kirchenfest, welches auf folgende Art celebriret wird: Einige Tambour oder Pfeifer haben das Amt, den ganzen Tag in der Kirchthüre alle nur bekannte Märsche und Tänze auf ihren Instrumenten zu spielen, um, nach der Meynung dieser Insulaner, dadurch den Heiligen und ihren Verehrern ein Vergnügen zu machen. Uebrigem müssen sie auch in der Proceßion vor dem Heiligen hergehen und sich beständig hören lassen.

Wenn dergleichen Musik nicht von der Garnison zu haben ist; so braucht man Sarden dazu, welche dann den ganzen Tag auf Trommel und Pfeife den Barentanz spielen. Der Auflauf dabey ist ungemein groß. Zwen Feste unterscheiden sich sonderlich vor den übrigen. Das erste ist das Fest des heiligen Antiogo im Frühjahre bey Buenosayres, einem Kloster, in welchem Mönche von der Loskaufung der Türkensklaven wohnen, und in deren Kirche eine Madonna ist, welche zur See überaus grosse Wunder thun soll, und deswegen auch von vielen ein- und abfahrenden Schiffen mit Kanonenschüssen begrüßt wird.

Dieses Fest wird meistens nur von Landleuten besucht. Bauern von irgend einigem Vermögen bringen ihre Frauen auf Karren, die mit einem über einen Bogen gespannten Tuche bedeckt sind. Auch pflegen sie eine Matraze auf einem solchen Karren zu haben, um im Nothfall darauf übernachten zu können. Vorne am Bogen hängt gemeiniglich der Braten, der bey dieser Feyerlichkeit verzehrt werden soll, und hinten ist eine Kiste mit Feyerkleidern. Sobald sie die Kirche erreicht haben; so fängt alles an sich zu schmücken.

Nicht selten sieht man dabey eine Bäurin in reichen Stoffen und Sammet gekleidet. Dieser Anzug ist überall mit silbernen oder goldenen Borden besetzt. Um den Hals tragen sie eine silberne Kette, die wenigstens 4-5mal herumgeschlungen ist; und an den Fingern haben sie wenigstens ein halb Duzend Ringe.

Der Bauer ist ebenfalls mit Ringen, silbernen Knöpfen und Ketten reichlich versehen. Sind sie mit ihrem Puz fertig, so gehts zur Messe, und nach derselben bleiben sie vor der Kirche und kaufen sich Zuckerwerk, welches in besondern Buden häufig feil gehalten wird.

Da der heilige Antiocho, als ein Arzt, der Schutzheilige wider Pest und Seuche ist, so nehmen die Ochsen, die gleichem Uebel unterworfen sind, an seiner Verehrung Theil. Sie haben deswegen ihre eigene Toilette. Ihre Aufwärter

zieren sie mit den schönsten Blumensträußen, und mit Quasten von allerley seidenen Bändern an den Hörnern, am Joche und an den Schwänzen.

In diesem Schmuck stellen sie sich in Ordnung und erwarten mit andern die Proceßion. Wenn diese anfängt, so haben sie den ersten Rang, und gehn mit langsamen Schritten und ernstern Gesichtern paarweise voraus. Nach ihnen folgen die Klostermönche, dann ein Sacerd mit seinen 3 Pfeiffen im Munde und spielt den Sardertanz vor dem heil. Antiogo her, der von der ganzen Volksmenge begleitet wird. — Kommt dieser feyerliche Zug wieder zurück, so rangiren sich die Ochsen vor der Kirche, lassen ihren Heiligen vorbeih; und die Andacht endigt sich mit dem Segen, der in der Kirche ertheilt wird. Dies ist ein Fest für die Bauern dieser Gegend. —

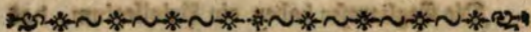
Die hiesigen Bürger haben ein anständigeres Fest. Hiezu sind die 4 ersten Tage des May dem heil. Eufisio zu Ehren gewidmet. Dieser vornehme Märtyrer wurde um des Christenthums willen in Pula, etwa eine Tagereise von hier, enthauptet. Er war also eigentlich ein Heiliger für Pula: allein die Cagliarienser bemeisterten sich seiner, und bauten ihm in ihrer Vorstadt Stampace eine Kapelle. Dieser Heilige hatte sichs (wie einfältige Leute vorgeben) in den Kopf gesetzt, alle Jahr den dritten May auf dem Plage seiner Hinrichtung zu erscheinen. Die Bürger

hielten es daher für ihre Schuldigkeit ihn dahin zu führen, um seine Füße nicht zu ermüden. — Da sie dies einmal unterliessen, so war er doch, wie sonst, den 3ten May in der Kirche zu Pula. Dadurch wurden seine Verehrer aufmerktsamer auf ihn, und seitdem wird er unter vielen Feyerlichkeiten in einer Karosse dahin geführt. Den 1ten May gegen Mittag tritt er seine Reise an, bey einer dreyimaligen Abfeurung der Kanonen. Den 2ten May kommt er in Pula an, den 3ten ist dort sein Fest, und den 4ten kommt er wieder zurück. Hin und zurück begleiten ihn 4 Kompagnien Reuter. Den ganzen Zug kommandirt ein Bürger aus der Stadt, der *Alternos* genennt. Er wird alle Jahre besonders zu diesem Amte erwählt, und hat, so lange es währt, das Recht über Leben und Tod über alle, die dem Feste beywohnen, oder zur Begleitung des Heiligen erfordert werden. — Noch ist zu merken, daß die Karosse des Heiligen von Ochsen gezogen wird, da inzwischen alles übrige zu Pferde sitzt.

Die Sarden haben noch eine Proceßion, wo ein Marienbild auf dem Sterbebette todt herumgetragen wird. Die Sarden geben vor, diese Proceßion sey ihnen vom Pabst auferlegt worden, um sie zu erinnern, daß Maria vorher gestorben, ehe sie gen Himmel gefahren sey — da sie hingegen vorher geglaubt, sie sey lebendig gen Himmel gefahren.

Die Cagliarienser haben ein Privilegium, das man in der katholischen Kirche sonst nicht häufig finden wird. An einem Apostelfeyertage haben sie nichts als eine Messe zu hören, die übrige Zeit können sie arbeiten, was und wie sie wollen. Man macht sich auch diese Freyheit wirklich zu Nuzen: aber desto sorgfältiger feyern sie hernach die Feste ihrer eigenen Heiligen.

Geht man an Sonn- und Festtagen durch das Thor der Neustadt von Cagliari, bey welchem in und ausser der Stadt der Marktplatz für die Lebensmittel, und also der größte Zulauf ist: so hört man häufig rufen *agis ammus*. Dieses sind die, welche für das Beste der Seelen im Fegfeuer Almosen sammeln. Eine andere Art von Kollektanten, welche Beysteuern zu den Festen der Heiligen fordern, haben zugleich etwas von den Statuen derselben auf einem Teller bey sich, das sie den Vorbengehenden zu küssen anbieten. Auch findet man hier an den Stadthoren, neben den Polizeyverordnungen, Einladungen zu den Festen der Heiligen, wobey man nicht nur meldet, was für ein geistlicher Redner die heroischen Tugenden des Heiligen verkündigen werde; sondern man locket auch manchmal die Andacht der Vorbengehenden noch durch die besondre Versicherung, daß dieser oder jener Heilige denen, die ihm ihre Verehrung widmen, vornehmlich gewogen sey.



## 6.

## Feierliche Verbrennung eines Kalmükischen Lama oder Oberpriesters.

---

Eine der heiligsten Arten von Leichenbestättigung ist gewiß die feierliche Verbrennung, welche bey den Kalmüken größtentheils nur für die vornehmste Geistlichkeit und für fürstliche Personen bestimmt zu seyn scheint; obgleich bisweilen, unter gewissen Umständen, auch Leute vom geringen Stande dazu ein Recht haben.

Im Jahr 1772 starb unter den wolgischen Kalmüken (unweit Sarepta), in dem Hoflager, der oberste Lama der Derbeten, im 94sten Jahre seines Alters.

Dieser merkwürdige Todesfall wurde sogleich dem Fürsten und seinen Vormündern bekannt gemacht, und der nächste Geistliche im Range, Samtan oder Dajanthshi Lama, nach dem Lager beordert, um die Schrift an ihm zu erfüllen, welcher auch, als bestimmter Nachfolger des verstorbenen Oberlama, mit einem grossen Gefolge vornehmer Geistlichen bey Sarepta eintraf.

Da bey einer solchen Gelegenheit jeder Geistlicher aus der reichen Verlassenschaft des verstorbenen Lama eine Beute davon trägt; so ist der Zulauf



lauf derselben so stark, daß sich auch diesmal in einem halben Tage über 70 geweihte Priester, ohne den Schwarm anderer Priester, einfanden. Für die vornehmste Geistlichkeit wurden, in genügsamer Anzahl, theils gefattelte, theils ungesattelte Pferde herbegebracht, welche nach dem Range an sie vertheilt wurden. An Schaafen und andern Schlachtvieh, zum Verspeisen, war auch kein Mangel.

Nunmehr wurde wegen der Leichencerimonien berathschlagt, und dabey der Schluß gefaßt, daß der Verstorbne verbrannt werden müsse.

Die Brandstätte wurde von dem neuen Lama auf einer sandigen Höhe bey Sarepta bestimmt, von welcher die Hütte des Verstorbenen nur einige hundert Schritte entfernt lag; wobey starke Wache gehalten wurde, um niemanden nahe hinzuzulassen.

Der Grund zum Ofen wurde vom Lama selbst, nach einem genauen Maasse, abgemessen und abgesteckt, und darauf die Stelle durch die Priester ausgegraben. Bey aller dieser Arbeit durften bloß Geistliche die Hände anlegen.

Während des Ausgrabens begab sich der Lama, nebst den ihn begleitenden vornehmsten Geistlichen, wieder in die Wohnung des Verstorbenen, wo sie sich in einem Kreise hinsetzten und aus Büchern sehr inbrünstig beteten. Unter dem Gebete wurde der Todte von seinen vorigen gewöhnlichen Kleidern entkleidet, sein lamaischer gelber Ornat ihm angelegt, und eine gelbe lakirte fünfspitzige

Krone ihm aufgesetzt. Sein Polstersitz oder Thron, auf welchem er mit gefaltuen Händen, mit untergeschlagenen Beinen, und andächtiger freundlicher Mine eingeschlummert war, wurde erhdht, und sein ohnehin überaus weiter gelber Ornat umher ausgebreitet. Der Eingang der Wohnung wurde mit einem besondern Vorhange verdeckt, und zu jeder Seite der Thüre einige Wächter hingestellt, welche verhindern mußten, daß, bey dem Aus- und Eingehn der Geistlichen, nicht das gemeine Volk durch die Oefnung hineinschmüchte.

Unterdessen wurde abwechselnd mit dem Bezen fortgefahren, und zuweilen, nach einem gewissen Zeichen, denen aussen versammelten Leuten erlaubt einzeln mit entblößtem Haupte hineinzugehen, um den Todten, durch Niederfallen und Berührung seines gelben Gewands mit der Stirne die letzte Verehrung zu erzeigen. Da indessen die Menge des versammelten Volkes zu groß war, so gieng endlich der neue Lama hinaus, und segnete alle, die er erreichen konnte, mit Auflegung des Rosenkranzes aufs Haupt, und weil das Gedränge zu ihm endlich zu groß wurde, ertheilte er zuletzt durch Schwenkung des Rosenkranzes über die ganze Menge einen allgemeinen Segen, und gieng wieder hinein, um mit tiefen Seufzen und Stöhnen zu beten. Diejenigen vom Volke, welche den Segen nicht erhalten hatten, giengen unterdessen andächtig um die Hütte des Verstorbenen, gleichsam vergötterten Lama, zählten ihren Rosenkranz ab, und fielen zuweilen, unter beständigen

digen Seufzen und Hersagen einiger Gebetssylben, vor der Thüre der Hütte aufs Antlitz.

Nach einer Weile wurden aus der Sterbewohnung ein paar, aus Mehlsteig gebildete sonderbare Figuren auf hölzerne Teller heraus nach der Brandstätte getragen. Sie standen auf 2 Beinen aufrecht, hatten 2 Arme, sahen aber übrigens mehr Teufeln als Menschen ähnlich.

Während der fortgesetzten Gebete in der Hütte des Todten, saß die übrige Geistlichkeit, in verschiedenen Abtheilungen, hier und dort im Kreise zusammen, in ernsthafter Betrachtung. Die Nachlassenschaft des Verstorbenen wird, an Vieh und andern Gütern, an die Geistlichen nach dem Range vertheilt, und über die Vertheilung ein Protokol ausgefertigt. Auf Befehl des Fürsten wurde noch überdis aus der Horde an baren Gelde 600 Rubel, zur Bestellung des Todten und Vertheilung unter die Geistlichkeit, aufgebracht.

Die 4 Seiten der ausgegrabenen Grundlegung zum Ofen, worin der Körper verbrannt werden sollte, waren nach den 4 Hauptwinden gerichtet. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite wurden in der Mitte lange Zug- und Hitzlöcher nach der Tiefe gegraben; diese wurden nach der Ofenseite höhl mit Erde bedeckt, damit das Holz unter dem Verdeck zu liegen kommen, und nicht bis in den Ofen ragen, folglich keine Holzasche sich mit der Asche des Todten vermischen könne. Der Grund wurde mit Ziegelsteinen ausgemauert; und anstatt des Kalkes, Leim dabey gebraucht. Nach-

dem der Ofen bis zu seiner Wölbung einen Schuh hoch über die Erde ausgemauert worden, so wurde ein erpreß dazu gefertigter grosser eiserner Dreifuß, in der Mitte kreuzweis überflochten, in den Ofen hineingesetzt; endlich um den Ofen eine Hütte von Stangen erbaut, und dieselbe rings umher mit alten Filzen bis oben hinauf verhängt. Diese Hütte war ungefähr 3 Mann hoch, und oben war wegen des Feuers eine grosse Oefnung.

Nunmehr gieng die ganze anwesende Geistlichkeit, nach Beschauung des Ofens, in Procession, und unter Anführung des neuen Lama zur Wohnung des Todten. Da sie bey derselben ankam, kleideten sich 15 Geistliche in ihren Amtshabit an, worauf ein in eine Kapsel verborgner Burchan hervorgetragen, und dem auf den Lama folgenden Lehrgeistlichen überreicht worden. Dem Lama wurde ein kostbar gearbeitetes metallnes Rännchen, mit gewürzten und gezuckerten heiligen Wasser, das eine sehr schöne Pfauenfeder oben ziert, überreicht, mit welchem er in der Procession vorantrat. Acht eingekleidete Priester stellten sich an die Bahre des Todten, und die noch übrigen 5 geweihten Priester hatten jeder eine Glocke zum Schellen in der Hand.

Die Wohnung des Verstorbenen wurde von hinten in einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit eingerissen, der Todte aber, nachdem das vorher nur um seine Achseln hängende grosse gelbseidne Gewand ganz über ihn gedeckt, und die hohe spitzige Krone über den verdeckten Kopf

gesetzt worden, herausgehoben, und überaus geschwind auf eine dazu verfertigte Bahre aufrecht gesetzt, und von obigen 8 eingeweihten Priestern getragen, so daß erstlich der Lama, sodann der Lehrgeistliche (Bakschir), dann der Todte, und zuletzt die mit Glocken versehenen 5 Priester, denen die übrige Musik und Volk alles hinten nach, bis zur Brandstätte, folgte. Der vorangehende Lama sprengte, vermittelst seiner Pfauenfeder, aus dem Rännchen überall auf den Weg, und auf den Seiten bloß um sich her.

Ausser der Glockenmusik folgten hinten drein 2 kupferne lange Trommeten, welche höchstens 2-3 Töne einer Bassposaune von sich geben. Sie sind 3 Ellen lang; daher sie, vermittelst zweier Ringe, woran sie hängen, durch 2 vorangehende Kerls an einem Stabe getragen werden. Ferner folgten 4 Handtrommeln; zuletzt kamen noch 2 Musiker mit ihren messingnen Schalen, oder Tellern, die auf türkische Art geschlagen werden.

Als nun die Proceßion bey dem Ofen angekommen war, wurde der Todte, unter der Musik der Priester, in die Hütte gebracht, nud auf den Dreyfuß gesetzt, nachdem er vorher von seiner Krone und dem gelben überhängenden Gewande entkleidet worden. Darauf geschah die Einmauerung in den Ofen. Um den Hals wurden 2 Eisen angelegt, welche auf beiden Seiten so lang waren, daß sie mit eingemauert werden konnten, und den Todten im Feuer aufrecht hielten.

ten. Oben wurde der Ofen über seinen Kopf zugewölbt. Born an der Seite des Ofens, wo kein Feuerblech war, bekam das Gewölbe eine viereckigte Oefnung, wo hernach bey der Verbrennung immer Fett und brennende Materien eingegossen wurden. Oben in der Mitte wurde ein eiserner Kessel ohne Boden aufgesetzt, und eingemauert, welches die Feueresse vorstellte.

Das Brennholz wurde alles nach der genauen Länge der Feuerlöcher geschnitten und gespalten, und eine grosse Menge Butter, Weyhrauch, Harz und dergl. herbengeschafft. Auch wurde in der Hütte, dicht neben dem Ofen, ein Kessel aufgesetzt, in welchem die Butter zerlassen, und mit den übrigen Materien vermischt wurde. Auf beiden Seiten des Ofens waren kleine Altärchen, wie gewöhnlich, mit Opferschälchen besetzt, aufgerichtet, auf der Westseite wurde ein kostbares Polster für den neuen Lama zubereitet; und nachdem man mit allen Zubereitungen endlich fertig war, so legte der Lama das gelbe Gewand des Verstorbenen noch an, setzte dessen Krone auf, und nahm seinen Sitz gegen über. Die übrigen geweihten Priester (Gellings) setzten sich um ihn her. Jeder hatte in der linken Hand seine Glocke und Schriften auf dem Schoosse liegen, samt dem Lama, welcher sodann anzeigte, daß die Lämpchen auf den Altärchen, und das Feuer in allen 3 Öchern unter dem Ofen angezündet werden sollte. Die oben erwähnten 2 Figuren aus Mehlteig befanden sich auch auf einem der Altärchen.

Als das Feuer Abends um 7 Uhr angezündet wurde, so nahm diese feyerliche Handlung unter Klang und Gesang ihren Anfang. Gebet und Musik wurde bisweilen mit Gesprächen über einige Schriftstellen unterbrochen, und zwar von dem Lama und Bakshir. Bisweilen wurde auch den wachhabenden Priestern aufs schärfste geboten, niemanden etwa durch eine Oefnung in die Hütte schauen zu lassen. In den Heizlöchern wurde sehr stark Holz zugesührt, und durch den neuen Lama fast beständig, vermittelst eines besondern langstieligen Löffels, der auf beiden vordern Seitenecken mit kleinen Ausflußrinnen versehen war, von dem neben beystehenden Fette zu dem obern Loche über den Todten eingeführt, wodurch die Feuerflamme dergestalt vergrößert wurde, daß sie beständig wie eine Feuersäule, wohl 3 Mann hoch über dem Ofen emporstieg. Es mußte daher die ohnehin schon einige Arschinen (russische Ellen) breite Oefnung, oben in der Hütte bald erweitert werden, indem die Hitze der Flamme alles verzehren wollte. Auch mußten die um den Ofen herumstehenden Priester, die, vermittelst der Hütte, so sehr eingeschränkten Gränzen so erweitern, daß man dadurch alles, was sie thaten, ganz deutlich sehen konnte. Bisweilen warf der Lama auch mit Harz bestrichne Holzrinde und weisse seidne Weiltücher oben in den Ofen, und da derselbe die größte Hitze auszustehn hatte, weil er wegen des Fettgiessens nahe sitzen mußte, so wurde

wurde ihm durch einen Priester beständig ein Schirm vor's Gesicht gehalten, um ihn vor der grossen Flamme zu schützen.

Das Gebet, welches man während der Verbrennung verrichtete, wurde, je länger, je heftiger, mit untermengten Glockenschall, Händeklatschen, Fingerschnapen, Auseinanderspannen und Aufeinandersetzen beider Händefinger, mit Verdrehen und Ueberschlagen der Hände, bey gewaltsamer Verdrehung der Augen und Verstellungen der Gesichtsmienen, und auch des Kopfes.

Dieses entsetzliche Feuer wurde über 3 Stunden unterhalten. Nachdem der Ofen abgekühlt war, so wurde er gegen Morgen abgebrochen, der ausgeführte Körper, der wie eine Mumie zusammenhält, herausgenommen, und hernachmals, nachdem die Geistlichkeit in die Horde zurückgekommen war, unter die viele Geistliche hauptsächlich vertheilt. Auch bekamen arme geringe Leute, und die sich nur herzu drängen konnten, etwas davon, so wenig es auch war. Diese verbrannte Materie des lamaischen Körpers wird als eine sehr heilige Arznei von dem abergläubischen Pöbel eingenommen, und also der Lama nach und nach von seiner eignen Gemeinde verzehrt.

Bei dieser Art von Verbrennung bekommen sie fast gar keine Asche von dem todten Körper, indem durch das beständige Uebergiessen mit Fett, die Haut, Fleisch und Knochen dergestalt zusammenbäckt, daß die ganze Masse wie eine spröde Kohle



Kohle zu zerbrechen ist. Die wenige Asche wurde, samt der Asche aus den Heizlöchern, sorgfältig zusammengerast, und von den Geistlichen verwahrt.

Nachdem der Ofen abgebrochen war, so wurde die Stelle wieder dem Erdboden völlig gleich gemacht, und alles auf einen Wagen mit über die Wolga, wo die Horde damals befindlich war, fortgenommen.

Auf allen 4 Ecken des Ofengrundes wurden hohe Verfahnen zu einem Denkmale aufgerichtet.

Etliche Wochen darauf wurde zwischen den 4 Fahnen ein steinernes Kapellchen aufgeführt, welches inwendig mit Schriften, Götzenbildern und Kapseln, Stücken von alten Kleidern und dergleichen Zeuge ausgefüllt, rings umher mit einem Graben umgeben.

## 7.

## Von der Insel Sylt und der daselbst gewöhnlichen Brautkleidung.

Die Insel Sylt liegt auf der Westseite von Schleswig, zwischen den Inseln Föeren und Roem. (S. Neues Elementarwerk Th. 9. S. 461.) Seit 100 Jahren hat sie viel von ihrer vorigen Gestalt, auch von ihrem vorigen Umfange durch das Anspülen der See verlohren,  
ohne

ohnerachtet sie gegen das Meer durch Sandhaufen, die man Sanddünen nennt, beschützt wird, welche bisweilen zu einem grossen Berge anwachsen.

Die ganze Insel hat keinen Baum, ausser wenigen Gartenbäumen, welche dennoch sehr mit Brettern verwahrt seyn müssen, wenn sie erhalten werden sollen.

Die Feurung der Einwohner, wenn sie das Vermögen nicht haben, Torf oder Holz von dem festen Lande kommen zu lassen, ist an der Sonne getrockneter Kuhmist. Seevögel sind zu tausenden. Einer Art Enten machen die Einwohner selbst die Nester zurechte, um dadurch viel tausend Eyer zu erhalten.

Die Einwohner sind stark, gutherzig, einfältig, fromm, und vortrefliche Seeleute. Sobald die Schiffarth mit dem Frühlinge anfängt, sobald gehn alle Mannsleute, die nur dienen können, zur See. Ein paar alte Männer, die Prediger, etliche Wiegensinder, und ein Landvoigt bleiben allein von Mannspersonen da.

Die Weiber pflügen, erndten, fahren die auf der Insel ankommenden Fremden, und besorgen die ganze Haushaltung, so daß der Mann nach vollendeten Seereisen mit der größten Ruhe und Bequemlichkeit hinter dem warmen Ofen seine Winterzeit vergnügt zubringen kann. Eine Weibsperson auf der Insel Sylt arbeitet in einem Tage soviel, als in manchen andern Gegenden

2 Tagelöhner, und wenn sie 4 = 5 Stunden die härteste Arbeit verrichtet haben, so ist ihre Abwechslung und Ruhe der Tanz.

Diese Weiber fürchten sich vor Seefarthen eben so wenig, als die Männer. Man sieht sie an alle Ufer mit ihren Rähnen und kleinen Bötten in die See fahren.

Die Weiberkleidung ist noch ganz altförmig, aber doch sehr mannichfaltig. Eine Frau, eine Witwe, eine Wdchnerin, eine Braut, eine Jungfer, eine Tochter im Hause, und ein Dienstmädchen unterscheiden sich wenigstens in ihrem Kopfsuße. Vor diesmal theilen wir hier nur eine Beschreibung des Brautpußes, nebst Abbildung mit.

Die Braut trägt ihre Haare in zwey Flechten, die über den Rücken herunter hängen, an deren beiden Enden ein rothes Band befestigt ist, das bey nahe bis zu den Füßen heruntergeht. Der Kopf ist mit einer runden, schwarzsammtnen Mütze bedeckt, die oben mit 3 Silberknöpfen verziert ist. Die Arme und den übrigen Körper, fast bis in die Knie, bedeckt ein schwarzes Kleid mit vielen Schleifen und Falten, von welchen letzteren der Körper eine ungewöhnliche Dicke erhält. Auf den Armen sitzt vorn bey den Händen eine rothe Schleife, und hinter dieser ein Stück Gold in Form einer Blume. Auf dem Körper sind 3 viereckigte Stücke Gold, 3 blaue und 3 rothe Bandschleifen. Ein Stück feine weiße Leinwand wird, vermit-

vermittelst eines rothen Bandes, das vorn eine grosse Schleife bildet, und den ganzen Körper umgiebt, an das Ende dieser schwarzen Kleidung befestigt, welches aber nicht ganz bis auf die Schuhe reicht. Hinterwärts sitzt auf dem Bande, das diese Art von Kleidung befestigt, ein ziemlich grosser silberner Knopf. Am Halse sowol, als an den Händen ist das Hemde zu sehen. Die Hände selbst sind mit weissen Handschuhen bedeckt; die Füße mit rothen Strümpfen und schwarzen Schuhen, auf denen, anstatt der Schnallen, runde Stücke Gold befestigt sind. Ueber diese Kleidung geht, in Form einer Frauenzimmer-Envelope, ein dreieckigt gelegtes weisses Tuch, das den Hintertheil des Kopfs, die Arme, und einen Theil der Brust und des Rückens bedeckt; 2 Ecken davon sind nemlich durch einen Knoten auf der Brust verbunden. Einer reicht über den Rücken herunter bis an das vorher erwähnte rothe Band, das den ganzen Körper umgiebt, und das unterste Kleidungsstücke mit dem schwarzen Kleide verbindet. Die Seiten dieses Tuches sind roth durchnehet, so wie auch die Ecken desselben auf eben dieselbe Art mit rothen Figuren verzieret werden, wie man auf der hinten herunter hängenden Ecke am besten bemerken kann.







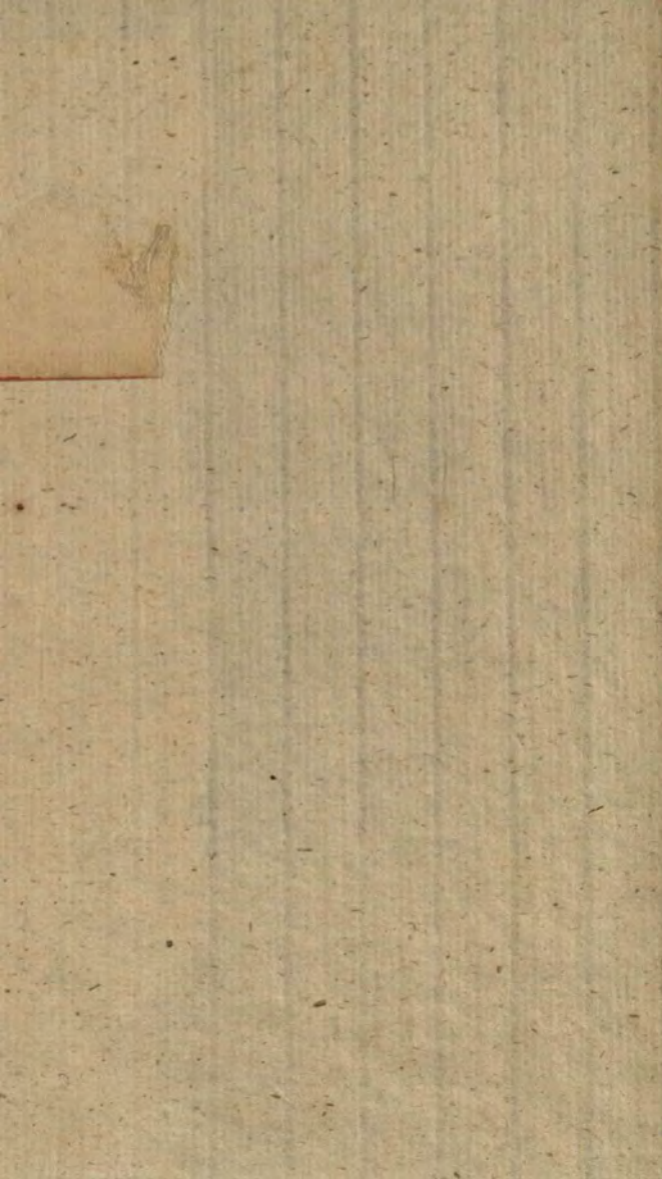
Ein Mädchen in Brautkleidung  
aus der Insel Sylt.



*Dieselbe rückwärts.*







27469

G.